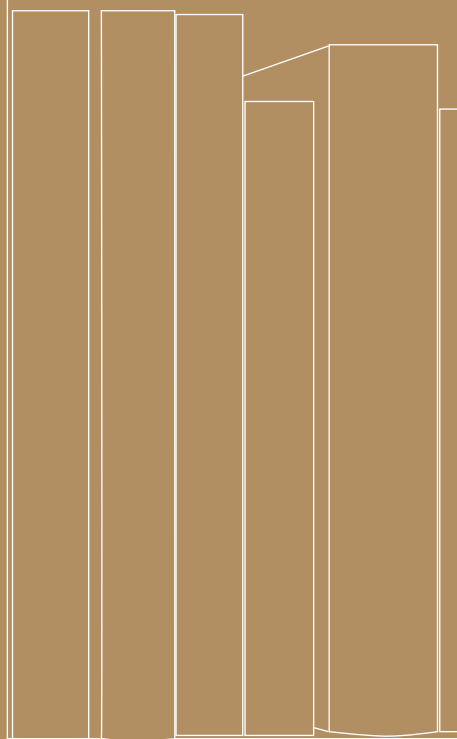
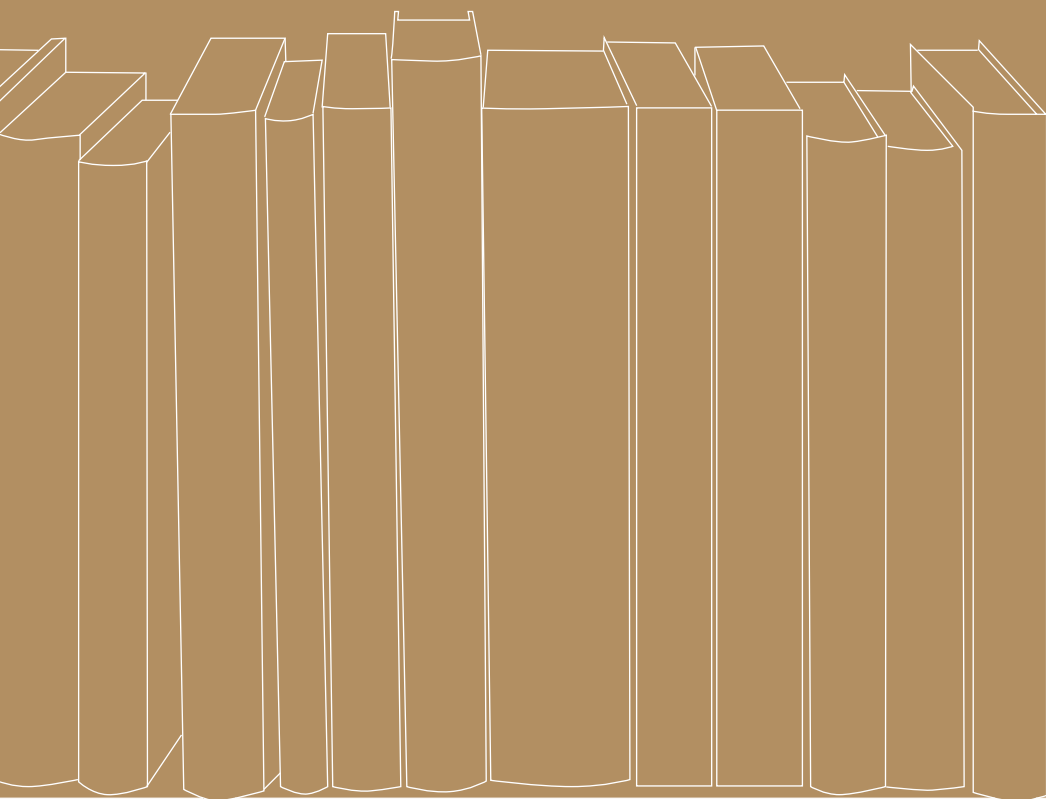


EULENFISCH Literatur



Bibel

- 5 Cornelia Steinfeld
Die Bibel in Formen und Farben
Matthias Werner
- 6 Christine Christ-von Wedel
Die Bibel in Geschichten
Rita Müller-Fieberg
- 8 Irmtraud Fischer
Liebe, Laster, Lust und Leiden
Alban Rüttenauer
- 10 Reinhard G. Kratz
Die Propheten der Bibel
Bernhard Klinger
- 12 Walter Dietrich
Die Samuelbücher heute gelesen
Beate Kowalski
- 14 Dietrich Rusam
Der Evangelist
Rita Müller-Fieberg
- 16 Stefan Alkier / Thomas Paulsen
Das Evangelium nach Johannes und die drei Johannesbriefe
Markus Bonimeier
- 18 Marius Reiser
„Und er wurde vor ihren Augen verwandelt“
Marie-Luise Reis

Kirche

- 21 Jörg Lauster
Das Christentum
Silke Lechtenböhrmer
- 23 Heinz Schilling
Das Christentum und die Entstehung des modernen Europa
Christian Heidrich
- 25 Klaus Unterburger
Kirchengeschichte der Frühen Neuzeit
Martin Belz
- 28 Manfred Gailus
Gläubige Zeiten
Bernward Schmidt
- 30 Niklaus Brantschen
Gottlos beten
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

- 32 Philippa Rath / Burkhard Hose (Hg.)
Frauen ins Amt!
Stephanie Hartmann
- 34 Stefan Kiechle
Gott die Ehre
Sr. Raphaela Brüggenthies OSB
- 36 Valentin Dessoy / Ursula Hahmann / Gundo Lames (Hg.)
Macht und Kirche
Detlef Schneider-Stengel
- 38 Maura Zátonyi OSB in Verbindung mit Frank Höselbarth (Hg.)
Europäische Spiritualität
Paul Rheinbay SAC
- 40 Hans Joas
Warum Kirche?
Günter Nagel
- 42 Carlo Petrini
Terrafutura
Georg Horntrich
- 44 Annette Kehnel
Wir konnten auch anders
Karl Vörckel

Kunst / Literatur

- 47 Achatz von Müller
Dante
Markus Krienke
- 50 Guido Morselli
Dissipatio humani generis oder Die Einsamkeit
Linus Hauser
- 52 Philippe Jaccottet
Clarté Notre-Dame
Michael Hochschild
- 54 Peter Handke
Das zweite Schwert
Marie-Luise Reis
- 56 Jakob Matthiessen
Tod oder Taufe
Martin Belz
- 58 Michaela Kopp-Marx, Martin W. Ramb und Holger Zaborowski (Hg.)
Die Christus-Trilogie zwischen Bibel, Traum und religiöser Erfahrung
Sr. Margareta Gruber OSF

- 60 Martin Walser
Lieber träumen wir alles, als dass wir es sagen
Susanne Nordhofen
- 62 Claudia Berg
Die Ewigkeit im Augenblick
Thomas Menges
- 64 Gemeinde Oberammergau (Hg.)
Passionsspiele
Thomas Menges

Philosophie / Ethik

- 67 David Graeber / David Wengrow
Anfänge
Joachim Valentin
- 70 Corine Pelluchon
Das Zeitalter des Lebendigen
Hartmut Sommer
- 74 Charles Taylor
Was ist Religion?
Thomas Menges
- 76 Michael Zichy
Die Macht der Menschenbilder
Gustav Schmitz
- 78 Karl Matthäus Woschitz
Lachen und Weinen
Gotthard Fuchs
- 80 Vittorio Hösle
Gott als Vernunft
Gerd Neuhaus
- 82 Rainer Enskat
Aufklärung – Wissenschaft – Religion
Johannes Drescher
- 84 Michael Quante
Der unversöhnte Marx
Bruno Kern
- 86 Martin Hoffmann
Protestantische Ethik
Martin Hailer
- 88 Marianne Heimbach-Steins / Michelle Becka / Johannes J. Fröhbauer / Gerhard Kruip (Hg.)
Christliche Soziallehre
Thomas Wagner

89 Alexander Kluge
Das Buch der Kommentare
Michael Hochschild

92 Bernhard Körner
Gott ist der Rede wert
Heribert Körlings

93 Werner Schüßler
Vom Ich, der Liebe und dem Tod
Heribert Körlings

Pädagogik / Religionspädagogik

95 Maja Dammann / Ute Caspar /
Katja Frerks / Christina Kaltenschnee
/ Maik Zaborowski
Mittleres Management an Schulen
Thorsten Klug

97 Marcus Eckert
Classroom Management
Sebastian Lindner

98 Mirjam Schambeck
Von Gott, Jesus, Religionen und so
Jutta Paeßens

100 Annegret Reese-Schnitker / Daniel
Bertram / Dominic Fröhle (Hg.)
Gespräche im Religionsunterricht
Jochen Ring

102 Holger Dörnemann /
Stephan Leimgruber
**Sexuelle Bildung aus christlicher
Perspektive**
Katharina Mairinger

104 Patrick Grasser
Religion inklusiv unterrichten
Thomas Holzbeck

106 Lars Allolio-Näcke
**Anthropologie und Kulturpsycho-
logie der religiösen Entwicklung**
Jakob Mertesacker

108 Stephan Sigg
FirmBibel
Claudia Pappert

109 Regina Schulze-Oechtering
**Klanggeschichten für den
Religionsunterricht**
Hubertus Holschbach

110 Rainer Oberthür
Jesus
Ivonne Schweitzer

Theologie

113 Karl-Heinz Menke
Inkarnation
Bernd J. Claret

115 Jürgen Werbick
**Theologie anthropologisch
gedacht**
Clemens Hermann Wagner

116 Hermann Stinglhammer / Bernhard
Kirchgessner (Hg.)
**Einführung in das Christentum –
für heute 2**
Thomas Franz

118 Markus Zimmermann
**Gewalttätiger Gott –
gewalttätiger Glaube?**
Alexander Schüller

120 Erich Przywara
Augustinisch
Hartmut Sommer

122 Manfred Lochbrunner
**Der Briefwechsel zwischen
Erich Przywara
und Gertrud von le Fort**
Werner Löser SJ

124 Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz
Spielräume
Hartmut Sommer

Andere Religionen / Weltanschauungen

127 Navid Kermani
**Jeder soll von da, wo er ist,
einen Schritt näher kommen**
Susanne Nordhofen

129 Angelika Walser /
Mouhanad Khorchide
Bibel trifft Koran
Thorsten Paprotny

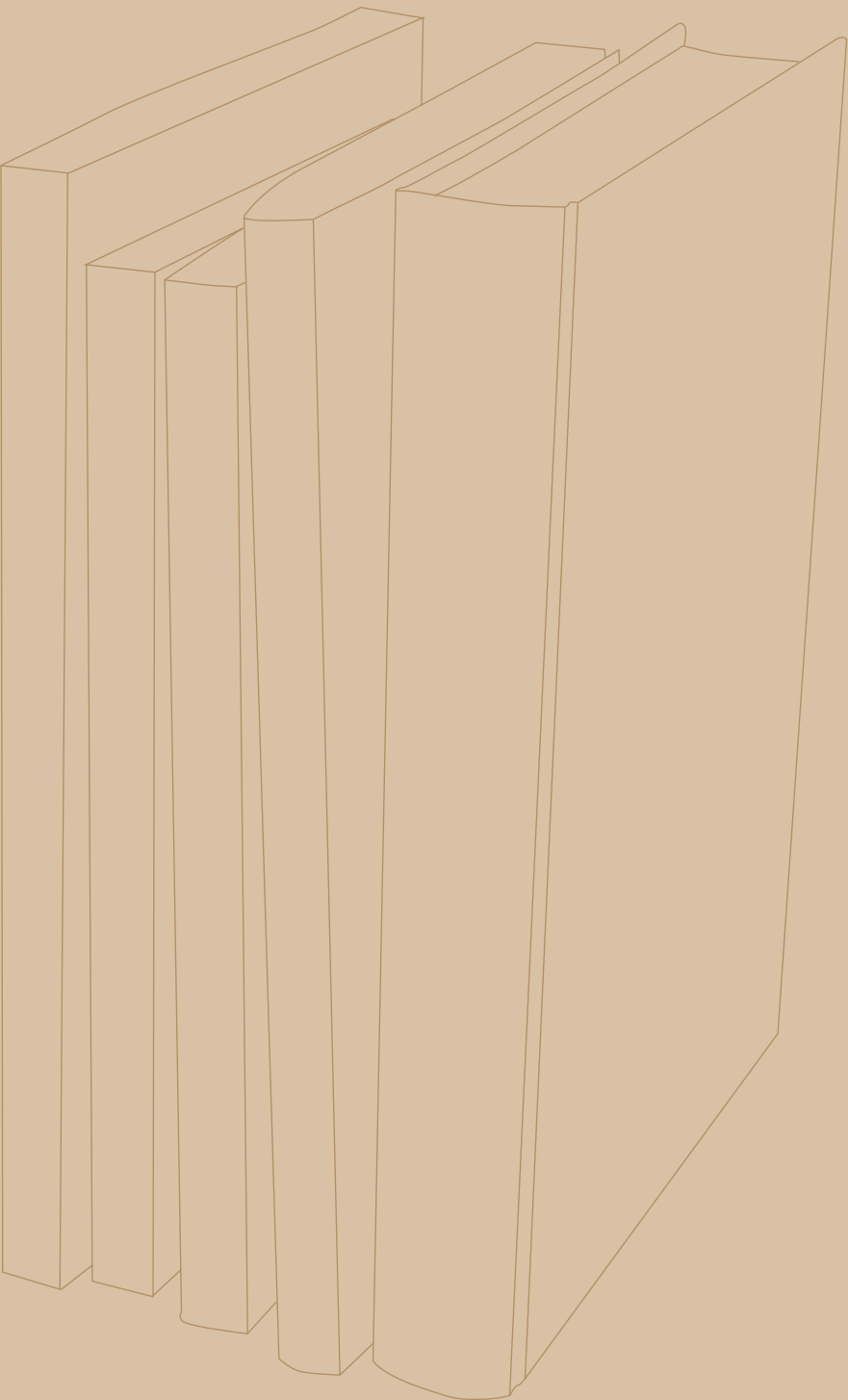
130 Asiem El Difraoui
Die Hydra des Dschihadismus
Gustav Schmiz

132 Dina El Omari
**Koranische Geschlechterrollen in
Schöpfung und Eschatologie**
Detlef Schneider-Stengel

134 Walter Homolka / Juni Hoppe /
Daniel Krochmalnik
Der Messias kommt nicht
Ulrike-Rebekka Nieten



BIBEL



Cornelia Steinfeld
Die Bibel in Formen und Farben

Regensburg: Schnell und Steiner. 2022

96 Seiten

19,95€

ISBN 978-3-7954-3789-3

Zwei Kreise, ein gefährlich spitzes Dreieck und feine farbliche Differenzierungen in Weiß, Schwarz, Rot und Pastellbraun. Mehr braucht es ganz offenbar nicht, um die Erzählung von Kain und Abel buchstäblich auf den Punkt zu bringen. Cornelia Steinfelds Buch „Die Bibel in Formen und Farben“ hält genau das, was der Titel verspricht: In klarer Farb- und Formsprache visualisiert die Grafikdesignerin über 40 ausgewählte Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament, indem sie diese mit den elementaren Mitteln des Designs auf das Wesentliche reduziert.

Das ist gleichermaßen so genial wie ungewohnt. Schließlich haben wir uns – gewissermaßen mit dem Segen des Zweiten Konzils von Nicäa (787) – in unseren Sehgewohnheiten an die gegenständlichen, figürlichen bisweilen sogar realistischen Darstellungen der bildenden Kunst seit Jahrhunderten gewöhnt. Der pädagogische Wert ist im Sinne des Konzils so manchem Kunstwerk auch gar nicht abzusprechen, wenn es darum geht, zentrale biblische Erfahrungen anschaulich werden zu lassen oder die Sinnspitze einer Erzählung herauszustellen. Dabei ist es geradezu zu einem unterrichtlichen Vergnügen geworden, die Mittel der Darstellung zu reflektieren und in diesem Zusammenhang den Verwechslungen von Abbild und Abgebildetem entgegenzuarbeiten. Die mit renommierten Designpreisen ausgezeichnete Steinfeld knüpft hier sehr bewusst an die ursprünglichere Traditionslinie der symbolischen Darstellungswelten des Christentums an und schafft mit ihrer Bildsprache einen neuen Zugang zu zentralen biblischen Erfahrungen.

Gestaltet ist das Buch nach dem Doppelseitenprinzip, indem es auf der linken Seite zunächst den biblischen Text sowie einen „auf eine neue Sichtweise angelegten Impuls“ zur ausgewählten Bibelstelle bietet. Die rechte Buchseite gehört allein dem Bild.



Über die Bandbreite der Autorinnen und Autoren, die Steinfeld für ihr Vorhaben gewinnen konnte, gelingt es der Designerin auch, die Vielfalt möglicher text-sprachlicher Äußerungen in die angezielte Kommunikation mit dem Bibeltext einzuspielen: Neben Gebeten und lyrischen Texten finden sich theologische und religionspädagogische Beiträge, was letztlich den Einsatzort des Buches für die Praxis enorm verbreitert und für die Schule interessant macht.

Wenn der Religionsunterricht gerade in Zeiten der Digitalisierung und Produktionsorientierung nach adäquaten ästhetischen Ausdrucksformen sucht: Hier kommt eine weitere. Es dürfte in jeder Hinsicht wohl spannend werden, die Schülerinnen und Schüler in eine ähnliche Aufgabenstellung und damit in die Kommunikation mit zentralen biblischen Erfahrungen sowie dem Design der Autorin zu bringen. Angesichts der Tatsache, dass bei der Auswahl der Textstellen die zentralsten getroffen wurden, es letztlich aber nur gut 40 sind, bleibt eine Frage offen: Wann kommt die Fortsetzung?

Matthias Werner

Christine Christ-von Wedel
Die Bibel in Geschichten
Neu nacherzählt für Kinder und Erwachsene

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2021

837 Seiten m. farb. Abb.

28,90 €

ISBN 978-3-290-18432-2

Christine Christ-von Wedel ist von Haus aus Historikerin mit besonderer Expertise im Bereich Humanismus und Reformation. Dass sie in einem höchst umfangreichen Werk Nacherzählungen von rund 180 biblischen Geschichten anbietet, ist die Frucht eines jahrzehntelangen Engagements der Pfarrersfrau in Sonntagsschule und Kindergottesdienst. Ihr Wunsch ist es, in der (bewusst aufrechterhaltenen) Vielfalt der Geschichten das Wirken des einen Gottes in der Welt erfahrbar zu machen. Durch das Einbinden theologisch wichtiger Begrifflichkeiten („Erbarmen“, „Gnade“, „Sünde“ etc.) möchte das Buch die spätere Lektüre des Originaltextes vorbereiten.

Die Kapitel zu den Geschichten des Alten Testaments (21-488) reichen von den Urgeschichten bis hin zum Buch Jona und sind meistens nach Personen benannt. Die Geschichte Israels wird ausführlich von den Erzeltern an bis zum Exil entfaltet. Gerade der Exilzeit räumt die Autorin breiten Raum ein und schafft so ein Bewusstsein für die grundlegende Bedeutung dieser Epoche. Sachgemäß verankert sie hier den ersten Schöpfungstext der Bibel ebenso wie die Ausbildung der Identitätsmarker des Judentums. Einzelne weitere Geschichten schließen sich an (Daniel, Ester, Hiob, Jona). Ausgewählte Psalmen werden in beiden Teilen der Bibel an passender Stelle integriert (z.B. in die Davidgeschichte oder die lukanische Kindheitsgeschichte). Hin und wieder werden in den Überschriften weibliche Protagonisten genannt (Sara, Debora, Rut, Ester). Mehrfach zeigt sich ein Bemühen, die Frauengeschichten sichtbar zu machen (im AT z.B. bei Hagar oder Schifra und Pua, im NT u.a. mit Blick auf die kanaanitische Frau, die Taufe der Lydia oder gar mit einem Ausflug ins Legendarische bei „Claudia“, der Frau des Pilatus).



Beim Neuen Testament (491-828) entscheidet sich die Verfasserin für die sukzessive Darbietung der Evangelien in ihrer kanonischen Reihenfolge und einen sich anschließenden größeren Part, der Stoffe der Apostelgeschichte und der Paulusbriefe verbindet. Während die Einbindung der Pauluspassagen in den Erzählfaden der Apostelgeschichte eine flüssige Lektüre ermöglicht, mag im Bereich der Evangelien das Auseinanderreißen des Erzählzusammenhangs namentlich der Passion und Auferstehung Jesu trotz guter bibelwissenschaftlicher Begründbarkeit und eingebauter Rückblenden bisweilen den Lesefluss irritieren. Die einzelnen Erzählkapitel sind immer mit kurzen Einleitungen versehen, das Buch schließt mit einigen Landkarten ab und bietet immer wieder die Geschichten begleitende Fotografien und Skizzen, die den Lesern bei der Erschließung der Welt hinter den Texten helfen.

Man steht voller Respekt vor diesem Lebenswerk, erahnt die ambitionierte Arbeit über Jahre hinweg in der Schweizer Gemeinde und kann sich gut vorstellen, dass die Kinder an den Erzählungen Freude hatten. Das breite Auserzählen biblischer Geschichten birgt jedoch unübersehbare Fallstricke. Wer immer die Bibel „neu nacherzählt“, unternimmt dies natürlich zeit- und ortsabhängig durch die ur-eigene Lesebrille und mit Blick auf den jeweiligen Adressatenkreis. (Letzterer ist hier mit „für Kinder und Erwachsene“ sehr weit gefasst und lässt neben gemeindlichen Kontexten ans familiäre Vorlesen denken.) Durch Christ-von Wedels Nacherzählungen werden biblische Welten oft erst lebendig und vorstellbar für heutige Leser. Das ist unbestreitbar ein Verdienst. Nicht selten aber fragt man sich nach dem Mehrwert der Ausschmückungen. Teils geraten sie recht konventionell, teils liefern sie Erklärungsmodelle, wo ein eigenständiges theologisierendes Weiterdenken der Kinder gut vorstellbar gewesen wäre, teils drohen sie die offene Bildlichkeit der Originaltexte aufzuheben. Manchmal sind Leerstellen auch ein Segen.

Rita Müller-Fieberg

Irmtraud Fischer
Liebe, Laster, Lust und Leiden
Sexualität im Alten Testament

Stuttgart: Kohlhammer-Verlag, 2021

176 Seiten

19,00 €

ISBN 978-3-17-037026-5

Mit dieser gründlichen Studie zur Rolle der Sexualität im AT wird eine wichtige Lücke geschlossen. Es erübrigt sich auszuführen, warum ein solches Buch für den Religionsunterricht ein wichtiges Hilfsmittel sein kann bei Schülerinnen und Schülern mit entsprechenden Fragestellungen.

Die Autorin hat mit einer nicht einfachen Schwierigkeit zu ringen. Da Sexualität für das AT kein eigenständiges Thema darstellt, sondern immer nur im Zusammenhang mit anderen Themen auftritt, könnte die Gefahr bestehen, die Frage nach der Rolle der Sexualität von außen an die Texte auf Kosten der ursprünglichen Aussageabsicht heranzutragen. So weiß die Autorin aus ihrer exegetischen Allgemeinbildung, dass viele Erzählungen welterzeugende Mythen darstellen, so dass damit „herausragende Ereignisse erzählt werden, nicht der klaglos funktionierende Alltag“. In ihren Einzelexegesen schlägt sich dieses Wissen jedoch nicht immer nieder, weil andere Interessen im Vordergrund stehen.

Die Autorin widmet den sozialgeschichtlichen Tatsachen und Entwicklungen, die sich auf Bräuche und Geschlechterrollen beziehen, große Aufmerksamkeit und sorgt für entsprechendes Hintergrundwissen. Formgeschichtliche und religionsgeschichtliche Aspekte finden dagegen weniger Berücksichtigung. So könnte man Rebekkas Unterstützung bei Jakobs Erschleichung des Erstgeburtssegens in Gen 27 leicht in Verbindung bringen zu außerbiblischen Mythen, nach welchen immer die Muttergöttinnen durch Listen der neuen Göttergeneration die Zukunft ermöglichen; mit Blick auf die Freitagsdemonstrationen der Jugend vielleicht gar nicht so uninteressant. Für die Autorin ist es jedoch vor allem das Anzeichen einer gestörten Beziehung zu Ihrem Ehemann Isaak. Auch der vorletzte Kapitelabschnitt, der sich mit der Got-



tesmetaphorik befasst, konzentriert sich vor allem auf die Bildebene und weniger auf die Sachebene. Die Frage, warum gerade die Sexualität dazu geeignet erscheint, über die individuelle Beziehung hinaus auch kosmische, religiöse und gesellschaftliche Prozesse zu symbolisieren, muss sich die Leserin und der Leser selbst beantworten.

Manche Auslegungen wirken daher etwas hausbacken, wenn etwa der erste Schöpfungsbericht den Geschlechterunterschied hauptsächlich wegen der Fortpflanzung ins Spiel bringen soll, wo doch dieser Unterschied bei den Tieren, die denselben Vermehrungsauftrag erhalten, gar nicht erwähnt wird. Dann soll plötzlich doch die kanonische Reihenfolge der Schöpfungsberichte genauso, wie man früher geglaubt hat, der Chronologie entsprechen und der zweite Bericht der jüngere sein? Man will in neuerer Literatur, so die Autorin, in der Vertreibung aus Eden Hinweise auf das Exil und die Vertreibung aus dem gelobten Land entdeckt haben. Über die Entsprechungen mag man sich streiten (Vertreibung aus Eden unwiderruflich, Exil dagegen weder endgültig noch für die gesamte Bevölkerung). Davon abgesehen wird doch nur deutlich, wie sehr das Land immer noch Thema im zweiten Schöpfungsbericht ist. Für den ersten dagegen hat Gott die ganze Welt erschaffen, ist überall gegenwärtig und hat alle Menschen aller Völker als seine Ebenbilder bestimmt. Würde hier die Annahme nicht doch Sinn machen, dass der erste Schöpfungsbericht den später angefügten – aber früher verfassten – zweiten Schöpfungsbericht bewusst dadurch korrigiert, dass er gerade nicht die tierisch-biologische, sondern die menschlich-freie, nicht ausschließlich der Fortpflanzung, sondern der gegenseitigen Bestätigung als Gottesebenbilder dienende Sexualität aus dem Schuldzusammenhang von Gen 3 durch Voranschickung herauslöst?

Trotz dieser kritischen Anmerkung muss lobend herausgehoben werden, wie die Autorin allen Fehlinterpretationen der Schöpfungsberichte im Sinne der einseitigen Bevorzugung einer bestimmten sexuellen Orientierung den Boden entzieht. Besonders diese Passagen sind für eine gute Aufklärung und für den Religionsunterricht eine wertvolle Basis. Dasselbe gilt für den wichtigen Hinweis auf das relativ späte Alter jener Texte, die ausdrücklich die Homosexualität verurteilen, während durchaus nicht die gesamte Bibel dieser Ansicht folgt.

Als Fazit bleibt festzuhalten: Das Buch stellt auf relativ kleinem Raum eine umfassende Darstellung des Themas Sexualität im Alten Testament dar. Dabei steht die Frage nach der persönlichen Beziehung der Liebenden im Vordergrund. Die Autorin nimmt die Bibeltexte als Beispiele für gelungene, gescheiterte oder problematische Beziehungen und hat entsprechend die Buchkapitel angeordnet. Viele der „Beziehungsgeschichten“ werden einfach nacherzählt mit besonderen Schwerpunktsetzungen. Unter diesem Gesichtspunkt bietet das Buch die beste Grundlage. Wer darüber hinaus auch etwas über die weiteren Bezüge von Liebe in der Bibel in Hinblick auf Familie, Gesellschaft, Politik und Religion erfahren möchte, muss anfangen, selbständig mit dem Buch zu arbeiten und sich von den manchmal einengenden Auslegungen und Blickwinkeln der Autorin durch eigenständiges und kreatives Kombinieren zu lösen.

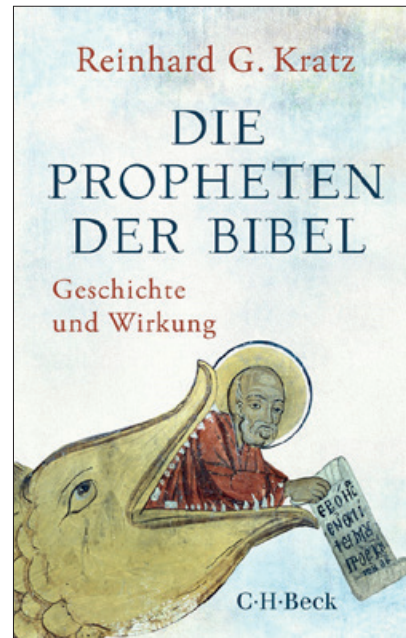
Alban Rüttenauer

Reinhard G. Kratz
Die Propheten der Bibel
Geschichte und Wirkung

München: C.H. Beck Verlag, 2022
236 Seiten m. s-w Abb.
16,00 €
ISBN 978-3-406-78190-2

„Die Propheten der Bibel. Geschichte und Wirkung“ von Reinhard G. Kratz kann zu Recht als prägnante, allgemeinverständliche und sehr gut lesbare Einführung in die Welt der biblischen Prophetie verstanden werden. Bei dem 2022 erschienenen Band handelt es sich um die Neubearbeitung des Vorläufers „Die Propheten Israels“ aus dem Jahr 2003. Auch wenn es für den Buchhandel möglicherweise unter der Rubrik populärwissenschaftlich kursieren mag, so ist diese Hinführung zur Welt der Prophetie weit davon entfernt, oberflächlich zu sein! Das Buch darf als Fachliteratur gesehen und gelesen werden, die sowohl für Studierende als auch für im Bereich von Schule und Seelsorge Tätige sehr hilfreich ist. Innerhalb der Fachwelt würde mit Sicherheit an der einen oder anderen Information, die gegeben wird, ein Fragezeichen oder eine Anmerkung gesetzt und es ließe sich darüber eine intensive Auseinandersetzung führen. Doch es ist gut, dass der Verfasser gänzlich auf Fußnoten verzichtet und den dahinterliegenden Diskurs außen vor lässt; dadurch wird der Charakter einer Hinführung und eines Überblickswissens konsequent durchgehalten.

Unabhängig von der Thematik Prophetie bzw. Propheten gelingt es Kratz gewissermaßen ein passendes, dem Lesepublikum hermeneutisch die Augen zu öffnen für die Frage, wie man an die biblischen Texte herangeht; sehr kompakt ist dabei die Unterscheidung zwischen dem gutgläubigen, dem einfältigen und dem besonnenen Historiker bzw. Exegeten (65-67). Die drei Typen sehen das zeitliche Verhältnis des religionsgeschichtlichen Phänomens der Prophetie und ihrer literarischen Überlieferung nämlich je unterschiedlich. Ähnlich ist es mit der Frage der Chronologie der biblischen Texte, die eben – das



muss immer wieder neu betont werden – nicht der kanonischen Reihenfolge entspricht: Kratz schreibt von der Erkenntnis, „dass das Gesetz des Mose jünger ist als die Propheten und in der Geschichte der jüdischen Religion also nicht die Propheten auf das Gesetz, sondern das Gesetz auf die Propheten folgt“ (21), als einen Durchbruch. Für Leserinnen und Leser, die mit der Materie vertraut sind, mag dies als Allgemeinplatz erscheinen; doch lehrt die Erfahrung, dass diese Erkenntnis noch nicht so weit verbreitet ist, wie sie es verdient hätte. Insofern erscheinen manche Feststellungen des Autors eher unscheinbar, doch sind sie nicht nur für das Verstehen der prophetischen Textwelt, sondern mehr noch für das Grundverständnis biblischer Texte überhaupt von tragender Bedeutung. Wie etwa folgender Satz: „Wie die biblische Literatur überhaupt, sind auch sie (= Bücher der Propheten) keine authentischen Dokumente der Zeit und der Personen, von denen sie handeln, sondern Werke der Tradition, die für ihre eigene Zeit und die Zukunft bestimmt sind.“ (56f.)

In insgesamt zehn Kapiteln gibt der Verfasser eine Einführung in die Welt der biblischen Propheten, wobei die Kapitel 1 bis 4 sich allgemein dem Phänomen der Prophetie und hermeneutischen Fragen widmen, während die Kapitel 5 bis 8 auf einzelne Propheten(traditionen) im Zusammenhang mit biblischer Zeitgeschichte eingehen; in den Kapiteln 9 und 10 thematisiert der Autor das Vorkommen der Propheten in den Qumran-Texten sowie die Bedeutung der Propheten in der Tradition von Judentum, Christentum und Islam.

Die sich daran anschließenden Hinweise auf weiterführende Literatur sind für eine allgemeinverständliche Publikation erstaunlich und erfreulich umfassend. Ein Stellenregister, das auch außerbiblische Texte aus Qumran und dem Koran etwa miteinbezieht, erleichtert das Arbeiten mit dieser sehr gelungenen Einführung zu den Propheten. Je eine Landkarte auf den Innenseiten des Buchdeckels unterstützen die Einsicht, dass das Auftreten der Propheten sich in Zeit und Raum ereignete. Ich schätze an diesem Buch vor allem seine Ausgewogenheit in der Menge an Informationen und seinen prägnanten Duktus und empfehle es gerne weiter!

Bernhard Klinger

Walter Dietrich

Die Samuelbücher heute gelesen

Bibel heute lesen

Zürich: Theologischer Verlag Zürich. 2022

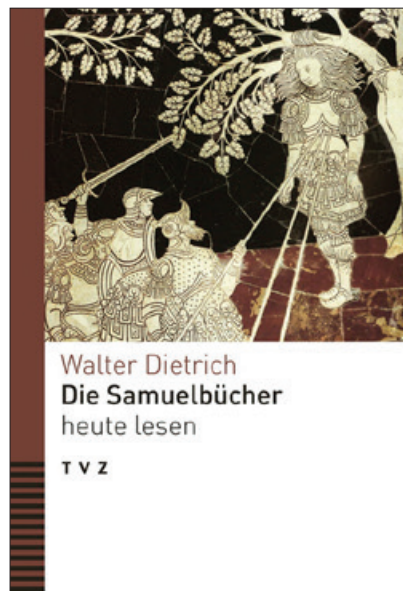
215 Seiten m. Abb.

17,90 €

ISBN 978-3-290-18455-1

„Die Samuelbücher sind, leider, voller Krieg.“ – Mit diesen Worten beginnt Walter Dietrich sein Kapitel über Krieg in den Samuelbüchern. Schrecken etwa Gewalt und Krieg im biblischen Text Leser und Leserinnen davon ab, diese beiden Bücher des AT zu lesen? Oder sind diese vielleicht – so vermutet es der Autor – deshalb sperrig, weil sie so viele Geschichtsdaten enthalten, Namen und Ereignisse nennen, die nicht ganz so geläufig sind? Dabei geht es in diesen Schriften doch um Themen, die uns bis auf den heutigen Tag beschäftigen und aktueller sind als je zuvor: Politik, Gewalt, Macht und Machtmissbrauch, Staatenbildung, Krieg – aber auch die Frage nach dem Wesen von Menschen und den Bildern, die diese sich von Gott machen.

Dem Autor, Walter Dietrich, einem ausgewiesenen Experten der Samuelbücher aus Bern, gelingt es bestens, diese sperrigen Bücher verständlich für ein breiteres Publikum zu erschließen, zumal nach der Herausgabe eines vierbändigen Kommentars in der Reihe BK.AT. In seinem Vorwort gibt er offen und ehrlich zu, dass er Probeleser und Probeleserinnen hatte, die er sogar namentlich als Mitverantwortliche für die Publikation im Vorwort auflistet. Dieser dialogische Schreibprozess führt zu verständlichen Einblicken in den neuesten Stand der Samuelforschungen. Dem im Vorwort genannten Lesehinweis, dass man die einzelnen Kapitel auch unabhängig voneinander lesen kann, bin ich gerne gefolgt: Es geht in der Tat! Dennoch sind die Bezüge der einzelnen Kapitel zueinander unverkennbar. Auf die Aktualität der biblischen Aussagen verweist der Autor mehrfach, zudem lassen sich die Bezüge zur Gegenwart leicht aus den Auslegungen erkennen und anwenden. Dennoch bleibt er zurückhaltend und stellt den Text in das Zentrum.



Das Büchlein hat einen gut strukturierten Aufbau: Nach einem persönlichen Vorwort werden im ersten Kapitel Kontext und Inhalt der Samuelbücher in den Fokus gerückt. Die Leserschaft gewinnt Einblicke in den kanontheologischen und geschichtlichen Zusammenhang von 1,2 Sam, lernt die Haupt- und die nicht weniger wichtigen Nebenfiguren der Handlung kennen. Diese sind Hauptträger der Themen, die der biblische Autor im zweiten Kapitel anspricht: Staat und Königtum, Krieg, Macht und Gewinn. Spannend ist gerade dieser Teil des Buches, da er eine untypische Phase der Geschichte in den Blick nimmt, in der die Staatenwerdung und die Organisation des Staates (Stadt- versus Territorialstaaten) thematisiert werden. Typisch für diese Phase sind aber auch

die Kriege, Gewalt, Macht und Machtmissbrauch, die Dietrich prägnant skizziert. David wird dabei als zurückhaltender Herrscher vorgestellt, der eher auf Gewalt verzichtet, wo er diese hätte anwenden können. Dieser Teil des Buches liest sich auf dem Hintergrund der aktuellen Weltpolitik fast wie ein Spiegelbild der Gegenwart. So zurückhaltend der Autor mit persönlichen Urteilen und direkten Aktualisierungen auch ist, hier lässt sich deutlich ablesen, was er denkt.

Von den vielfältigen Facetten des Gottes- und Menschenbildes in 1,2 Sam handelt das dritte Kapitel. Die Komplexität der vielen Aspekte ausgerechnet in diesen geschichtlichen Büchern überrascht: Mit der Umkehr der gesellschaftlichen Ordnung von Oben (Erste) und Unten (Letzte), den Gegenpolen Liebe und Hass, Klugheit und List hat der biblische Autor ein sehr realistisches Menschenbild entworfen. Die Gottesbilder sind noch schillernder: Der Gott der Samuelbücher ist eigenwillig, ambivalent, reumütig, abweisend und hilfreich, barmherzig und streng; er wird zudem von weltlichen Machthabern für ihre Zwecke benutzt. Als Grund für diese Komplexität nennt Dietrich den langen Entstehungsprozess der Bücher, an dem unterschiedliche Autoren beteiligt waren. Dadurch entsteht das Bild eines Gottes, der immer für eine Überraschung gut ist.

Die Samuelbücher werden im vierten Kapitel als Literatur vorgestellt (Textgattungen, sprachliche Kunstmittel), worauf der Autor mehrfach in anderen Kapiteln verweist. Diesem literaturwissenschaftlichen Kapitel folgen stark geschichtlich orientierte Abschnitte, die ca. die Hälfte des Buchumfangs einnehmen. Sie handeln von der Entstehung und der textlichen Überlieferung der Samuelbücher, der Geschichte der frühen Königszeit und der Rezeptionsgeschichte dieser beiden biblischen Schriften in der Geschichte. Dazu fügt der Autor im Anhang eine Tabelle zur Geschichte des biblischen Israel an, bei der er folgende Aspekte berücksichtigt: politische Vormacht, archäologische Epochen, Abschnitte der Geschichte Israels sowie einschneidende Ereignisse. Die abschließenden Überlegungen zur Aktualisierung bleiben recht allgemein gehalten.

Die Interpretation der Urgeschichte von Walter Dietrich ist auch für Laien verständlich und regt zum Nachlesen an. Persönlich hätte ich mir mehr theologische Reflexionen (z.B. zum Umgang mit Gewalttexten und Kriegen) und/oder eine Ausweitung der Figurenanalysen der Haupt- und Nebenfiguren anstelle des stark geschichtlichen zweiten Teils des Buches für die pastorale Praxis gewünscht. Aber die Samuelbücher legen diesen Ansatz absolut nahe.

Beate Kowalski

Dietrich Rusam
Der Evangelist
Die Autobiografie des Lukas

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2022

350 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-579-06217-4

Eine fiktive „Autobiografie“ des Evangelisten Lukas zu schreiben ist ein Unterfangen mit einiger Fallhöhe, das gleichermaßen intensiver bibelwissenschaftlicher Kenntnis und mutiger Kreativität bedarf. Der Neutestamentler Dietrich Rusam, dessen Habilitation dem lukanischen Doppelwerk gewidmet war, bringt mit seinem breiten beruflichen Erfahrungsspektrum von Universität über Gemeinde bis Schule dafür alle Voraussetzungen mit.

In vierzehn Kapiteln, von Jahreszahlen (datiert auf 22 bis 85 n.Chr.) und teilweise biblischen Stellenangaben begleitet, lässt er „Lukas“ dessen Leben von der Geburt bis ins hohe Alter rekapitulieren. Als später Sohn eines aus Jerusalem nach Alexandria Troas ausgewanderten Elternpaares wird Lukas von klein auf mit jüdischer und griechischer Bildung vertraut gemacht. Er lernt den Beruf des Arztes zunächst in Milet bei einem mit dem Judentum sympathisierenden heidnischen Freund der Familie. In Alexandria liest er sowohl die Septuaginta als auch Platon und spricht mit dem alternden Philo. Auf der Rückreise trifft er in Jerusalem Petrus, Johannes und Jakobus, die ihn aufnehmen und ihm von Jesus von Nazareth berichten. Fasziniert lässt er sich von Jakobus taufen. Seinem echten Seelenverwandten begegnet er aber erst später in Troas: dem Heidenmissionar Paulus. Fortan begleitet er Paulus zeitweise auf dessen Missionsreisen. In Philippi tauft er die verwitwete Purpurchändlerin Lydia. Er heiratet sie, adoptiert ihren Sohn und bleibt als Gemeindeleiter in der Stadt. Später reist er mit Paulus nach Jerusalem, erlebt dort dessen katastrophale Verhaftung und kehrt nach einem Gefängnisbesuch in Cäsarea nach Philippi zurück. Bei der Überführung des gefangenen Paulus nach Rom erweist er sich als treuer Begleiter und erfährt erst wieder in Philippi von dessen Hinrichtung. Schon lange hat-



te die Gemeinde ihn gedrängt, die Jesusgeschichten aufzuschreiben, doch die Hoffnung auf die baldige Wiederkunft des Herrn und das Fehlen eines Erzählrahmens hielten Lukas zurück. Als alter Mann aber, da er neben den eigenen Gesprächserinnerungen auf weitere Quellen zurückgreifen kann – verschiedene Paulusbriefe, eine Sammlung von Jesusworten (Q!) und schließlich das Markusevangelium –, beginnt Lukas zu schreiben. Ermutigt von seinem Sohn Theophilus, möchte er damit den bedrängten Christen unter Domitian Halt geben.

Man merkt es schon bei dieser Inhaltsangabe: Historische Fakten, biblische Erzählungen, altkirchliche Tradition, bibelwissenschaftliche Entscheidungen und dichterische Freiheit sind miteinander verwoben. Im Vorwort plädiert Rusam für eine wahrscheinliche Authentizität der „Wir-Passagen“ der Apostelgeschichte und damit für Lukas als zeitweisen Paulusbegleiter. Deutlich markiert er die Grenzen zwischen Fakten und Fiktion – um sich dann mit Freuden der fiktiven Ausgestaltung hinzugeben. Durch die Ehe mit Lydia wird Lukas in Philippi heimisch, der Adressat des Doppelwerkes trägt den Namen seines Sohnes, Elisabeth und Zacharias sind nach seinen Eltern benannt und Lukas selbst ist einmal in Gethsemane verhaftet worden: So wird sein Werk zum Spiegel seiner eigenen Lebensgeschichte. Manche Charakterisierungen mögen dabei etwas überzeichnet sein. Die Verehrung für den zwar streitbaren und kompromisslosen, aber eben auch brillanten Theologen Paulus kennt kaum Grenzen und mehrfach werden Zitate aus den Paulusbriefen eingespielt. Petrus dagegen erscheint theologisch doch arg unterbelichtet. Überbetont wirkt die Antipathie gegen Silas ebenso wie die Aversion des Lukas gegen seinen (fiktiven) Zweitnamen Judas. Doch dass es auch unter den ersten Christen schon menschelt in jeder Beziehung, dass Streit und Auseinandersetzung an der Tagesordnung waren – diese Einsicht bringt Rusams Buch vielfach lebendiger zum Ausdruck als die Apostelgeschichte selbst.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Lebensereignisse dabei die theologische Grundfrage der Heidenmission, deren weichenstellende Bedeutung für ein weltweites Christentum heutigen Gläubigen oft nicht unmittelbar zugänglich ist. An der Gestalt des Diasporajuden Lukas erleben die Leser die damit verbundene Auseinandersetzung hautnah mit und tauchen so in die Trennungsgeschichte von Judentum und Christentum ein. Dem Wunsch des Autors, sein Buch möge ein unterhaltsamer Türöffner für eine Lektüre der biblischen Originalschriften sein, kann man sich nur anschließen.

Rita Müller-Fieberg

Stefan Alkier / Thomas Paulsen
**Das Evangelium nach Johannes
und die drei Johannesbriefe**

*Neu übersetzt und mit Überlegungen zu Sprache,
Kosmologie und Theologie im Corpus Johanneum
sowie einem Glossar*

Frankfurter Neues Testament 3

Paderborn: Brill / Schöningh Verlag, 2022

169 Seiten

49,90 €

ISBN 978-3-451-38278-2

„Geschrieben steht: ‚Im Anfang war das Wort‘ / Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort? / Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen, / Ich muss es anders übersetzen, / Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.“ Nicht nur Goethes Faust bereitet die Übersetzung des Johannesevangeliums erhebliches Kopfzerbrechen. Er streicht bereits beim ersten Vers die Segel. Wie die Übersetzer Stefan Alkier und Thomas Paulsen feststellen, entfernt sich Faust mit seinen Übersetzungsversuchen des Wortes *λόγος* (Sinn, Kraft, Tat) sukzessive weiter von einem möglichen Wortsinn, um schließlich bei einer Bedeutung anzukommen, die der Begriff unter keinen Umständen haben kann. So lässt sich der Beginn von Goethes Faust als exegetischer Treppenwitz lesen. Je länger über der adäquaten Übersetzung gebrütet wird, desto schlechter wird sie. Ein solches Zeugnis kann allerdings dieser Neuübersetzung des Johannesevangeliums und der Johannesbriefe keineswegs ausgestellt werden.



Mit dem dritten Band des Frankfurter Neuen Testaments legen der Professor für Neues Testament an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main Dr. Stefan Alkier und der am dortigen Institut für Klassische Philologie lehrende Prof. Dr. Thomas Paulsen eine für Experten und Laien gleichermaßen erhellende Übersetzung vor, die den Text der johanneischen Schriften noch einmal neu zu Wort kommen lässt. Für Leserinnen und Leser, die der griechischen Sprache nicht mächtig sind, finden sich in einem Glossar sowohl das griechische Alphabet als auch wesentliche Vokabeln mit Umschrift und Übersetzungsmöglichkeiten. Der Band beginnt mit aufschlussreichen Überlegungen zu Sprache und Stil im Corpus Johanneum. Bereits hier wird deutlich, dass es nicht darum geht, die Dauerbrenner johanneischer Forschungsfragen abzuarbeiten. Wer beispielsweise am viel diskutierten Nachtragscharakter des 21. Kapitels interessiert ist, muss sich mit einer Fußnote begnügen. Auch wenn die Autoren durchaus einen Vorschlag für die Entstehungschronologie der johanneischen Schriften bieten, stehen klassische Einleitungsfragen nicht im Mittelpunkt des Interesses. Diese würden häufig als Ausgangspunkt der Textinterpretation überlastet – „ein Gewicht, das keine Einleitungshypothese zu tragen vermag“ (25).

Der im Vorwort formulierten Intention, Leserinnen und Lesern eine neue Begegnung mit den scheinbar so vertrauten johanneischen Schriften zu ermöglichen, wird das Buch vielmehr durch eine möglichst wörtlich am griechischen Text bleibende Übersetzung gerecht, die so den ein oder anderen eingefahrenen Pfad verlässt. Damit wird dem Leser immer wieder vor Augen geführt, wie sehr perspektivisch-kanonische Lesarten Übersetzungen beeinflusst und zuweilen in unserem kulturellen Gedächtnis zementiert haben. So liest man im dritten Johannesbrief nichts von einer Kirche oder Gemeinde unter der Leitung des Diotrefes, sondern das griechische ἐκκλησία; es wird, der zeitgemäßen Bedeutung entsprechend, mit „Versammlung“ wiedergegeben. Interessant ist auch, dass Jesus in der Übersetzung von Alkier und Paulsen die 153 in Joh 21 gefangenen Fische gemäß dem griechischen Ausdruck ὀψάριον als „Happen“ bezeichnet, deren Verwendungszweck vor dem Hintergrund von Jesu Aufforderung „Kommt und frühstückt!“ kaum Raum für Spekulationen lässt. Vor dieser Übersetzung steht eine in der Johannesexegese nach wie vor gängige allegorische Auslegung der Szene vor erheblichen Schwierigkeiten, bei der Petrus in der ihm bei den Synoptikern aufgetragenen Mission als Menschenfischer unterwegs sei. Wenn man ohne Menschenopfer auskommen möchte, lassen sich die gefangenen „Happen“ kaum mehr als die gesammelten Gläubigen interpretieren.

Der dritte Band des Frankfurter Neuen Testaments hält für seine Leserinnen und Leser viele weitere Überraschungen im johanneischen Text bereit, die es zu entdecken lohnt. Dafür ist der sogenannten Studienfassung in der klassischen Verseinteilung eine Lesefassung beigegeben, die den Gesamttext ohne Unterbrechung und strukturierende Kapitelangaben oder Zwischenüberschriften darbietet. Beim (Vor)Lesen dieser Lesefassung am Stück kommt man der antiken Kommunikationssituation, in der und für die das Johannesevangelium verfasst wurde, näher. Diese spielt erfreulicherweise beim Textzugang der Übersetzer eine maßgebliche Rolle, wenn etwa vom antiken Zuhörer oder von im Ohr haftenden Passagen die Rede ist.

Es lohnt sich also, einen ausgiebigen Blick in das Frankfurter Neue Testament zu werfen, um die ein oder andere sprachliche Verkrustung aufzubrechen und den Dialog mit den johanneischen Texten lebendig zu halten.

Markus Bonimeier

Marius Reiser

**„Und er wurde vor ihren Augen verwandelt“
Fiktion und Wahrheit in neutestamentlichen
Geschichtserzählungen**

Freiburg: Herder Verlag. 2021

254 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-451-39160-6

Marius Reiser versetzt die Leser seines Buches „Und er wurde vor ihren Augen verwandelt“ in gläubiges Staunen. Der Untertitel „Fiktion und Wahrheit in neutestamentlichen Geschichtserzählungen“ veranlasst, das Rezeptionsverhalten hinsichtlich biblischer Schriften neu zu bedenken: Die im Rahmen des akademischen Studiums erworbene historisch-kritische Exegese beschneidet die Sicht auf den Textcorpus als einen rein literarischen Forschungsgegenstand, um Gattung und Herkunft zu bestimmen. Die Skepsis gegenüber der Historizität biblischer Geschichten stellt sich insbesondere bei der einzigartigen und im Titel zitierte Tabor-Erzählung ein.

Der Autor thematisiert in den ersten Buchkapiteln das aus der Leserperspektive aufgeworfene Spannungsverhältnis zwischen historischen Fakten einerseits und deren literarischer Darstellung andererseits. Er wirft unter dem Aspekt der antiken Geschichtsschreibung einen Blick auf außerbiblische Literatur, z.B. Homer; dessen große Epen wie die „Ilias“ basierten auf historischen Ereignissen. Jedoch habe der berühmte Dichter der Antike eine Auswahl vorgenommen, Schwerpunkte gesetzt und das Geschehen mit Phantasie ausgeschmückt, um den Wahrheitsgehalt seines Epos zu unterstreichen. Friedrich Schiller, der sich in seinen Dramen ebenfalls auf historische Stoffe bezog, idealisierte Ereignisse aus der Geschichte, damit das Symbolische und Wesenhafte für die Leser zum Vorschein kommen sollte. Schillers Intention war, im historischen Einzelfall das Typische und das Allgemeine zum Ausdruck zu bringen. Die Wahrheit biblischer Erzählung liege, so Reiser, in dem, was weit über das Faktische hinausweist und für die Leser lehrreich sowie bedeutungsvoll ist. Am Ende der bei-



den Einführungskapitel zum „Problem von Fiktion und Wahrheit“ bemerkt der Autor hinsichtlich des Erwartungshorizontes auf historische Verifizierbarkeit der Evangelien: Diese seien keine Geschichtsschreibungen, enthielten aber sehr wohl einen geschichtlich wahren Kern.

Im zentralen Kapitel seines Buches analysiert Reiser die Erzählung von der Verklärung Jesu mit Blick auf historische Begebenheit und Symbolik. Die Taborszene beinhaltet die wahre wie symbolische Aussage des mit Ortsangabe verbundenen Offenbarungsgeschehens, das die menschlich-göttliche Doppelnatur Jesu Christi enthüllte. Zu Beginn seiner Ausführungen weckt der Autor das Leseinteresse mit Verweis auf den zweifachen Gedenktag am 6. August: Einerseits wird an diesem Tag das liturgische Fest der Metamorphose Jesu begangen, andererseits ist mit diesem Datum die Erinnerung an den Abwurf der ersten Atombombe im Jahre 1945 verbunden. Beide Male handelt es sich um „Lichtereignisse“ konträrer Qualität: Das Fest feiert den Lichteinfall himmlischer Herrlichkeit mit eschatologischer Verheißung auf ewiges Leben, das zweite Ereignis erinnert an den Lichtblitz radikaler Vernichtung in Hiroshima.

Reiser verweist in intertextueller Lesart auf die zentrale Stelle der Tabor-Erzählung im Markusevangelium, von der alle inhaltlichen Fäden retrospektiv auf die Taufe Jesu und prospektiv auf das Ereignis in Getsemani zulaufen. Der Bibelwissenschaftler bemerkt: Tabor musste sein, um Getsemani ins rechte Licht zu rücken, und führt unter dem Aspekt literarische Gattung und Historizität aus: So komme es zu dem paradoxen Befund, dass der vorösterliche Jesus wenigstens für einen Augenblick die Natur des Erhöhten offenbarte, während der Erhöhte nach Ostern immer nur die Natur des Menschen Jesus von Nazaret zeigte. Die nachösterlichen Erzählungen vom Auferstandenen schildern ihn nicht, wie in der Taborszene erwähnt, mit überirdischem Leuchten, sondern betonen dessen Leiblichkeit. Diese Paradoxie zwischen vor- und nachösterlichen Erzählungen diene der Verkündigung, dass der nachösterliche Jesus Christus identisch mit dem vorösterlichen Menschensohn sei. Im Rahmen des intertextuellen Vergleichs zwischen alt- und neutestamentlichen Texten werden parallele literarische Motive bei Theophanie-Erzählungen erwähnt: Gleich der Gottesoffenbarung am Sinai werde das Taborgeschehen auf einen Berg verortet, um das Ereignis als aus den Niederungen des Alltäglichen Erhobenes darzustellen. Wie bei der Taufe am Jordan verkündet auf Tabor eine Stimme aus den Himmeln die Gottessohnschaft Jesu. Um die Singularität der biblischen Taborerzählung zu betonen, zieht Reiser den literarischen Vergleich zu paganen Mythen wie dem homerischen Demeterhymnus oder der Pythagoraslegende, in denen keine Metamorphosen innerer Wesenheit, sondern der rein äußerliche Wechsel körperlicher Erscheinungsweise geschildert werden.

In seinem Resümee wertet Reiser die Tabor-Erzählung als eine biographische Anekdote, der eine wirkliche Begebenheit im Leben Jesu zugrunde liege. Das Kapitel wird mit einem Zitat des Schriftstellers Reinhold Schneider abgeschlossen; er schrieb mit Blick auf den Menschen, der ganz zeitlich geworden ist und nicht mehr über die Erde hinaus fragt: „Tabor leuchtet nicht mehr.“

Das Buch von Marius Reiser ist eine empfehlenswerte Lektüre auch hinsichtlich der darin enthaltenen interessanten Ausführungen zu Historie und Symbolik der Weihnachtsgeschichte sowie der Seefahrts- Schiffsbrucherzählung aus der Vita des Apostels Paulus in Apg 27. Vielleicht veranlasst Reiser bei heutigen Lesern, die oftmals und leichtfertig Fake News für wahr halten, eine neue Wertschätzung biblischer Schriften, wenn das dort Geschilderte statt zeitbedingter Skepsis unverhofftes Staunen weckt aufgrund der Einsicht, dass Historisches unter dem Anspruch überzeitlicher Wahrheit erzählt wird.

Marie-Luise Reis



Jörg Lauster

Das Christentum

Geschichte – Lebensform – Kultur

C.H. Beck Wissen

München: C.H. Beck Verlag. 2022

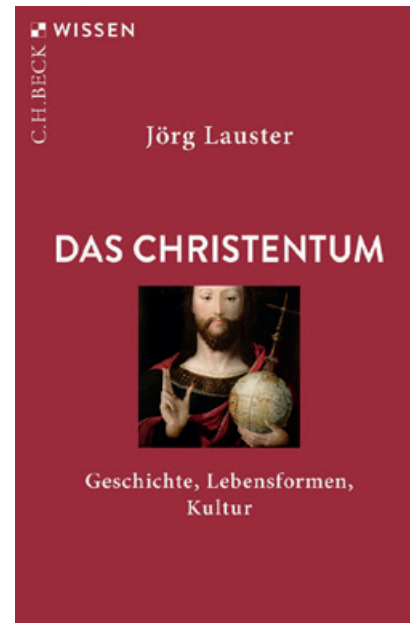
128 Seiten m s-w Abb.

9,95 €

ISBN 978-3-406-78193-3

Die Kulturgeschichte des Christentums skizziert Jörg Lauster, evangelischer Professor für Systematische Theologie in München, komprimiert auf 128 Seiten. Das ist eine hohe Kunst, denn seine Ausführungen zeugen von einem tiefen Wissen zu Personen, theologischen Positionen sowie Dogmen- und Kirchengeschichte und weisen vielschichtige Analysen und hilfreiche Systematiken auf, um auch aktuelle Zusammenhänge und Fragestellungen des Christentums und der Kirchen besser verstehen zu können. Dies alles in einer solchen Kürze und in verständlicher Sprache aufzuarbeiten, verdient Respekt. Das Format einer kurzen Einführung in der Reihe Beck Wissen bringt es mit sich, dass vieles nur angedeutet werden kann.

In den vier Kapiteln geht der Autor zunächst auf gut 50 Seiten auf die 2000-jährige Geschichte des Christentums ein, wobei er biblische, dogmatische und historische Aspekte in den Blick nimmt. Glanzstunden und düstere Momente der Kirchengeschichte werden dabei gleichermaßen sichtbar. Er nimmt Bezug auf konfessionelle Entwicklungen und geht zum Abschluss des Kapitels auf die aktuelle Situation des globalen Christentums ein. Die weiteren drei Kapitel umfassen jeweils ca. 20 Seiten. Das zweite Kapitel bietet Ausführungen zu Lebensformen des Christentums, worunter Innerlichkeit, Institution, Ritus und Kultur gefasst werden. Dabei konzentriert sich der Verfasser auf die inhaltliche Füllung essentieller Aspekte der Verwobenheit von Christentum und Kultur, ohne Letztere definieren zu müssen. Mit Abbildungen werden die Ausführungen zu Kirchenbau und Malerei unterstützt. In Kapitel drei werden unter dem Stichwort der Motive des Christentums die zentralen christologischen Glaubensüberzeugungen sowie ihre Ausdrucksweise der religiösen Praxis betrachtet.



Das Buch schließt im vierten Kapitel mit einem Blick „sub specie aeternitatis“, also der Bedingtheit der christlichen Weltgestaltung und Verantwortung im Angesicht eines größeren, ewigen Ganzen und dem Bewusstsein, „dass für das Christentum das Leben in der erlösenden Gottesgegenwart kein Zustand, sondern immer nur eine Aufgabe und Entwicklung sein kann“ (26).

Der Autor berücksichtigt verschiedene Disziplinen wie Philosophie oder Soziologie und zieht aktuelle Themen wie die Prozesstheologie, Sterbehilfe, Klimawandel oder innerkirchliche Fragen zum Frauenpriestertum und Abendmahl/Eucharistie ein. Die Prägung des Verfassers durch einen kulturprotestantischen Ansatz wird deutlich bei der Auswahl der Referenzen und der Positionierungen in theologischen Debatten. Er unterstreicht mehrfach die immense Bedeutung der Ökumene für die Zukunft des Christentums. Spezifika der jeweiligen Konfessionen und Denominationen werden klar skizziert und einzelne Phänomene anderer Konfessionen würdigend beschrieben, beispielsweise die Heiligenverehrung als wichtiger Teil der Volksfrömmigkeit oder die Enzyklika „Laudato Si“ von Papst Franziskus im Kontext der Schöpfungsverantwortung. An einigen Stellen könnte man gar von geistlichen Impulsen sprechen, die in der Erläuterung von verschiedenen Facetten des christlichen Glaubens angeboten werden: „Aus dem Geheimnis des Universums schimmert ein tieferer Sinn durch, der dem Sinnlosen und Absurden der Welterfahrung mühsam abgerungen ist und sich an den Erfahrungsmomenten festhält, in denen durchbricht, dass diese Welt zum Guten hin geschaffen sein könnte. Wo Menschen in ihrer Erfahrungswelt auf Spuren dieses Sinnes stoßen, begegnen sie der Erhabenheit und Güte des Weltgrundes. Darum ist Schöpfungsglaube vor allem Dankbarkeit.“ (98)

Ein Personenregister und Hinweise zu weiterführender Literatur runden das Werk ab und laden zur weiteren Beschäftigung ein. Eine solche ist insbesondere über die umfangreicheren kulturgeschichtlichen Werke des Autors („Die Verzauberung der Welt. Eine Kulturgeschichte des Christentums“ und „Der heilige Geist. Eine Biografie“) möglich, die dieser Einführung als Referenz dienen. Dieses Büchlein kann also für Interessierte am Christentum – als kulturelles Phänomen oder aus eigener Glaubensüberzeugung –, für Studierende der Theologie und Religionswissenschaften sowie für theologisch Vorgebildete eine gute Empfehlung einer fundierten und anregenden Einstiegs- oder Auffrischungslektüre sein.

Silke Lechtenböhrer

Heinz Schilling

**Das Christentum und die Entstehung des
modernen Europa
Aufbruch in die Welt von heute**

Freiburg: Herder Verlag 2022

472 Seiten, m. s-w Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-451-38544-5

Sieben Männer „von gutem Ruf und voll Geist und Weisheit“ wählte man, um die tägliche Versorgung der Witwen zu gewährleisten (Apg. 6, 1-7). Diese Szene dürfte eine der ersten sein, die von der Verflochtenheit der christlichen Gemeinschaft mit der „Welt“ Zeugnis ablegt. Eine Religion, die den Menschewordenen ins Zentrum rückt, kann nicht vom Wort allein leben. Jesu wunderbare Maxime „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist (Mt. 22, 21), gibt dabei die Richtung vor, die Mühen der Ebene ersetzt sie nicht. So bietet die Kirchengeschichte in puncto „Nähe und Ferne“ zu Gesellschaft und Macht reichhaltigstes Anschauungsmaterial. Heinz Schilling, emeritierter Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit und renommierter Luther-Biograph, blickt in seiner Studie auf den Beitrag der Christen zum „Aufbruch in die Welt von heute“. Der Aufbruch ist in der Renaissance wie in der Reformation des 16. Jahrhunderts verankert.

Diese Wegmarken stellt Schilling in einen weiten Kontext, nennt die Jahrhunderte zwischen 1400/1450 und 1700/1750 eine der „Kernzeiten“ des Christentums. Denn die Reformation hatte einen – nicht immer beachteten! – Vorlauf in den spirituellen Aufbrüchen des Spätmittelalters, mündete nach vielerlei konfessionellen Wirren in der „frühen Moderne“. Das verweist auf vielschichtige Bewegungen, und dem Historiker dürfe es bei der Darstellung der kontroversen Details „weder um Anklage noch um Apologetik“ gehen, vielmehr „um ein sachgerechtes historisches Verstehen, das die zeitgenössischen Umstände berücksichtigt“. Diese Programmatik löst Schilling nicht zuletzt dadurch ein, dass er Antagonismen à la „Renaissance contra Reformation“ oder „Konfessionalismus contra Frühmoderne“ bedenkt und relativiert. Auch der selbstbewussteste



„Renaissance-Mensch“, so der Autor, „blieb eingebunden in einen christlichen Heilszusammenhang, der seinem oder ihrem Handeln Sicherheit, Stärke und Legitimität gab“. Und die furchtbaren Kämpfe und Polemiken um die „richtige“ Konfession führten in der Folge zu „modernen“ Differenzierungen und Einsichten. Im günstigsten Falle dazu, dass man die Vielfalt der Glaubenswege als einen Reichtum, nicht lediglich als einen Bruch und einen Mangel betrachtete.

Die dichte, aber gut lesbare Studie entfaltet diese Entwicklungen – der Schwerpunkt liegt dezidiert auf dem „westlichen“, dem lateinischen Christentum – auch anhand von „Erfahrungsfeldern“, die manches Theoretische gut veranschaulichen. Der Autor blickt beispielsweise auf die „Stadtsässigkeit“ der Kirche, die in ihrer Konzentration auf Wortverkündigung und Seelsorge speziell in den protestantischen Gemeinden „zur Egalisierung und spirituellen Vereinfachung“ führte. Und wenn die öffentlichen Riten im Katholizismus weiterhin einen breiten Raum einnahmen, so führte der Wettkampf der Konfessionen hier zu einer merklichen Regulierung und Vereinheitlichung. Man könnte sagen: Viel religiöser Wildwuchs wurde angesichts der neuen Interessen und Geschäftsfelder der Stadtbevölkerung beschnitten. Schilling kann ganz allgemein von der „Disziplinierung“ sprechen, die sich von da an in Gesellschaft und Ökonomie wie in Religion durchzusetzen begann: „Alle frühneuzeitlichen Konfessionskirchen wie auch manche der dissidierenden Religionsgemeinschaften, etwa die Täufer, entwickelten einen detaillierten Normenkanon, um ihre Dogmen zu sichern und ihren Mitgliedern eine Richtschnur zum richtigen Handeln in der Welt zu geben.“

Hochaktuelle Bezüge ergeben sich beim Blick auf die „Konfessionsmigration“. Rund eine Million Christen machten sich damals auf den Weg, um ihr spezifisches Bekenntnis entfalten zu können. In gewissem Sinne teilten sie dadurch das Schicksal der Juden, für die Flucht und Vertreibung nur allzu bekannte „Erfahrungsfelder“ waren. Für die „bevorzugten Fluchtziele“ erzeugte die Migration „ein außerordentlich dynamisches Geschehen, religiös-kirchlich wie politisch, sozial und vor allem wirtschaftlich“. Ausdrücklich verweist Schilling auf die gegenwärtige globale Migration, bei der man Parallelen und wesentliche Unterschiede zum damaligen Geschehen beobachten kann. Die „westlichen“ Gesellschaften des beginnenden 21. Jahrhunderts seien zum wichtigen Teil „säkularisiert und entkirchlicht“, was die Akzeptanz der – insbesondere muslimischen – Migranten sowohl erleichtert auch als zu einer unbequemen Herausforderung macht. Wer die Spezifika des heutigen Europas, eines Europas in Bewegung, aus seiner Geschichte besser verstehen möchte, dem sei Heinz Schillings Studie empfohlen.

Christian Heidrich

Klaus Unterburger
Kirchengeschichte der Frühen Neuzeit

Theologie kompakt

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 2021

159 Seiten m. s-w Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-534-27169-6

Eine kompakte und kompetenzorientierte Einführung in die Kirchengeschichte der Frühen Neuzeit zu schreiben, dieses Ziel hat sich Klaus Unterburger mit dem vorliegenden Buch gesetzt. Er wird seinem Ziel in gelungener Weise gerecht. Auf knapp 160 Seiten gliedert er sein Werk in elf meist kurze Kapitel, die in prägnanter Weise die wichtigsten Themen der Epoche vom Beginn der abendländischen Glaubensspaltung um 1500 bis zur Großen Säkularisation um 1800 behandeln. Schwerpunkte bilden dabei die Reformation und ihre direkten Folgen (Kap. 2–5) sowie die Zeit der Aufklärung und der Französischen Revolution (Kap. 9–11).

Die Darstellung zu Martin Luthers Leben und Werk (Kap. 2) überzeugt in der notwendigen Kürze. Dabei weist Unterburger auf die Legendenhaftigkeit der Erzählungen vom „Gewittererlebnis“ und dem plötzlichen „Turmerlebnis“ hin, die Luther selbst aufgestellt hatte (17, 19). Die reformatorische Rechtfertigungslehre wird in diesem Zusammenhang einfach und verständlich erklärt. Spannend zu lesen ist das Kapitel zum schweizerischen und zum englischen Zweig der Reformation (Kap. 4), das die Pluralisierung der konfessionellen Bekenntnisse aufzeigt sowie auf theologische Differenzen wie das divergierende Abendmahlsverständnis hinweist.



Dass die Darstellung zur katholischen Erneuerung (Kap. 5) sich nicht nur auf das Konzil von Trient beschränkt, sondern auch die Rolle des Papsttums in den reformatorischen Auseinandersetzungen und die Entwicklung der Orden betrachtet, ist ebenfalls positiv hervorzuheben. Neben den männlichen Orden (Jesuiten, Theatiner, Oratorium des Philipp Neri u. a.) werden hierbei die neuen Frauenorden (Englische Fräulein, Ursulinen, Katharinenschwestern) gestreift, die durch ihre apostolische Tätigkeit im Bildungswesen sowie in der Armen- und Krankenpflege die katholische Lebenswelt der Frühen Neuzeit mitprägten.

Im Sinne der angezielten Kompetenzorientierung zeigt Unterburger immer wieder Problematisierungen und Interpretationsmöglichkeiten auf, die Leserinnen und Lesern helfen, die historischen Ereignisse in größere Zusammenhänge einzuordnen. Diese Zielrichtung zeigt sich exemplarisch am Kapitel zur sich ausbildenden Konfessionalisierung in Europa (Kap. 6), das plurale, aber durchaus parallel verlaufende Identitätsbildungsprozesse anschaulich beschreibt und einen knappen Überblick über die

„konfessionelle Landkarte“ Europas gibt. Dabei werden auch Entwicklungsschritte konfessioneller Theologien angesprochen, etwa der katholische „Gnadenstreit“ sowie die Auseinandersetzungen um den Fall Galileo Galileis und das Verhältnis von kirchlichem Lehramt und Naturwissenschaften. In dieses Kapitel ordnet der Autor die kurzen Ausführungen über den in der Frühen Neuzeit aufkommenden Hexenglauben und die europäischen Hexenverfolgungen ein (77-79). Dieses Thema hätte vielleicht ein eigenes Kapitel verdient, da es doch besonders oft von Studierenden und an der Kirchengeschichte Interessierten nachgefragt wird und von zahlreichen Legenden umgeben ist.

Die Ausbreitung des Christentums außerhalb Europas (Kap. 7) stellt Unterburger nach Regionen (Südostasien, China, Lateinamerika) geordnet dar. Dabei weist er auf die maßgebliche Rolle der Orden (Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner) hin und erläutert das Problem der „Akkomodation“ des Christentums bzw. der Missionsmethoden. Im Unterkapitel zu Lateinamerika werden die gewaltsamen Folgen der Kolonialisierung, der Sklavenimport aus Afrika und die christliche Kritik am Umgang der Kolonialherren mit den Indigenen angesprochen. Im Sinne der Kompetenzorientierung wären an dieser Stelle vielleicht kurze Hinweise auf weiterführende Fragen und aktuelle Kontroversen aus historischer Perspektive hilfreich gewesen, etwa zur Legitimation christlicher Mission und zu einer möglichen kirchlichen Mitverantwortung an der Ausbeutung indigener Völker.

Im Kapitel zu Seelsorge, Theologie und Glaubensleben im 17. Jahrhundert (Kap. 8) spannt Unterburger den Bogen von den Anfängen des Pietismus durch Philipp Jacob Spener in Frankfurt und dessen Bibelkreisen über die pietistischen Zentren in Halle und Herrnhut zur Gründung der Baptisten- und Methodistenbewegung in den Niederlanden und England sowie zum „Great Awakening“ in den werdenden Vereinigten Staaten von Amerika. Gerade der Blick über die deutschen Sprachgrenzen und Europa hinaus macht das Buch besonders lesenswert.

Die letzten drei Kapitel (9-11) widmet Unterburger dem Zeitraum von den Anfängen der Aufklärung bis zur Französischen Revolution. Hier wird in nuce das Panorama einer europäischen Geistesgeschichte erkennbar und das revolutionäre Großereignis von 1789 in den historischen Kontext eingeordnet. Unterburger zeichnet nach, wie sich die Rolle der Religion im Laufe der Zeit verschob, ein staatlicher Territorialismus einsetzte und philosophische Gegenpositionen zur hergebrachten christlichen Lehre aufkamen. Auch hier werden an zahlreichen Beispielen – etwa bei der Debatte über den Forschungsbegriff „Katholische Aufklärung“, bei der Beschreibung von Gallikanismus und Episkopalismus sowie bei der Darstellung der politischen Wirren im Gefolge der Französischen Revolution – Ansätze zur Interpretation aufgezeigt und damit die kompetenzorientierte Zielrichtung des Bandes eingelöst.

Klaus Unterburger hat mit dem Buch eine fundierte und präzise, gut geschriebene und flüssig lesbare Einführung in die Epoche zwischen 1500 und 1800 vorgelegt. Durchweg nimmt er dabei eine europäische, d. h. über die deutschen Sprachgrenzen hinausgreifende Perspektive ein. Dass ein solches Überblickswerk immer Schwerpunkte setzen und eine thematische Auswahl treffen muss, versteht sich von selbst, weshalb die wenigen ergänzenden Hinweise des Rezensenten den Wert des Buches nicht mindern. Zur schnellen Orientierung dienen insbesondere kurze Einleitungen und Zeitleisten, knappe Zusammenfassungen sowie kurze kommentierte Literaturhinweise, die jedem Kapitel beigegeben sind. Hinzu kommen grafisch hervorgehobene Stichwortkästen zu wichtigen historischen oder theologischen Begriffen. Ein ausführliches kommentiertes Literaturverzeichnis, das einen fundierten Überblick sowie Hinweise zu Vertiefung und Weiterstudium bietet, sowie ein Namensregister runden dieses gelungene Buch ab, das als Einführung allen Studierenden und Interessierten sehr empfohlen sei.

Martin Belz

Manfred Gailus
Gläubige Zeiten
Religiosität im Dritten Reich

Freiburg: Herder Verlag, 2021

223 Seiten m. s-w Abb.

20,00 €

ISBN 978-3-451-03339-1

Als sich die Deutschen im Jahr 1945 fragten, wie es zur Katastrophe kommen konnte, da besagte eines der angewandten Narrative, es habe schlicht einen Mangel an rechter Gläubigkeit vor und während des „Dritten Reiches“ gegeben; mit anderen Worten: Wären alle Deutschen gute Christen gewesen, hätten die nationalsozialistischen Verbrechen nie stattfinden können. Die Forschung hat diese Ansichten schon länger zurückgewiesen, insbesondere Olaf Blaschke hat auch auf die christliche Kollaboration aufmerksam gemacht und ihre nähere Analyse eingefordert. Das vorliegende Buch erfüllt diese Forderung nun mit Blick auf ein breites Publikum. Es widerspricht vehement und zu Recht der These, die „Hitlerzeit“ (so der vom Autor verwendete Terminus) sei eine Zeit der Säkularisierung gewesen.

Er legt sein Buch nach einer begriffsklärenden Einleitung in vier großen Kapiteln an, deren erstes sich den Grundlagen widmet. Das Jahr 1933 als „religiöses Erlebnis“ bildet den Auftakt, in dem überzeugend die wirklich religiöse Aufbruchstimmung beschrieben wird, die insbesondere im Frühjahr herrschte: Nach der ungeliebten und von vielen als „gottlos“ wahrgenommenen Republik kam nun ein Neuanfang mit Hitler als quasi messianischem Erlöser. Hier zeigt sich bereits die gedankliche Anlage des Buches: Es geht nicht um eine Darstellung der christlichen Konfessionen in den Jahren 1933-45, sondern der vorherrschenden Religiositäten; neben dem Protestantismus als Mehrheits- und dem Katholizismus als Minderheitskonfession bekommen die Formen nationaler Gläubigkeit (Deutsch- bzw. Gottgläubige) recht viel Raum, da sie für die gesellschaftlichen Dynamiken dieser Jahre stehen. Kleinere christliche Konfessionen, Sekten und religiöse Gruppen spielen in diesem Band keine Rolle. Neben den grundlegenden Darstellungen von Strukturen



und Haltungen bietet der Autor exemplarische Analysen, mit denen die jeweiligen Religiositäten näher charakterisiert werden sollen; als solche „Testfälle“ dienen die Pogrome vom 9. November 1938 (von den Tätern als „Kristallnacht“ bezeichnet), der Krieg und die Shoah. Dabei unterstreicht Gailus, der als einer der führenden Forscher auf dem Feld gelten darf, überzeugend, dass die meisten Christen in Deutschland wohl keinen Widerspruch zwischen ihrem Glauben und der Politik des NS-Staates entdecken konnten, dass vielmehr Formen hybrider Religiosität vorkommen konnten – wenngleich im Protestantismus weitaus häufiger als im Katholizismus. Dass also auch mehrheitlich katholische Gebiete im Rheinland, in Westfalen und in Bayern die NS-Herrschaft weitgehend konfliktfrei akzeptierten und durchführten, war nur durch die Mitarbeit eben dieser katholischen Bevölkerung denkbar. Ein Narrativ, demzufolge beispielsweise ganze Kleinstädte geschlossen in der Opposition gewesen seien, kann daher wenig Plausibilität beanspruchen. Umso mehr schafft es Gailus gerade durch seine Analyse von Religiositäten, das Denken und Handeln der Deutschen zwischen 1933 und 1945 ein Stück weit verstehbarer zu machen.

Ebenso kann der Autor auch plausibilisieren, dass nationale Religiositäten im Jahr 1933 zwar hohe Attraktivität besaßen, im Lauf des Krieges und mit steigender Zahl an Kriegstoten aber diese Attraktivität verloren: Denn da sie sich nicht auf eine transzendente Größe beziehen konnten, blieben sie hinter der christlichen Praxis von Trauer und Trost zurück.

Es tut dem Buch gut, dass es von einem Historiker erarbeitet ist, der den Kirchen (damals wie heute) mit Distanz gegenübertreten kann. Gailus kommt an keiner Stelle in den Verdacht, Geschichte zum Vor- oder Nachteil der Kirchen zu schreiben. Gleichwohl bleibt er zwei Präzisierungen schuldig. Erstens: Was rechtfertigt es eigentlich, vom „Deutschglauben“ oder „Gottglauben“ als Religion zu sprechen? Hier wäre der im Literaturverzeichnis erwähnte bemerkenswerte Versuch von Klaus Vondung hilfreich, den Nationalsozialismus bewusst als säkulare Religion anhand der Kriterien von Dogma, Kult etc. zu beschreiben. Zweitens: Welche Vorprägungen müssten für die großen christlichen Konfessionen in Anschlag gebracht werden?

Dieser Rückfragen ungeachtet lässt sich das Buch in jedem Fall gewinnbringend lesen, wenn man bereits Grundkenntnisse in der Geschichte der christlichen Konfessionen in der „Hitlerzeit“ hat; diese freilich werden vorausgesetzt. Da Gailus quellennah und anhand vieler Beispiele argumentiert und sein Buch flüssig geschrieben sowie angenehm zu lesen ist, kann es allen Interessierten nur wärmstens empfohlen werden.

Bernward Schmidt

Niklaus Brantschen
Gottlos beten
Eine spirituelle Wegsuche

Ostfildern: Patmos Verlag. (2021) 32021

128 Seiten.

19,00 €

ISBN 978-3-8436-1335-4

Um es gleich vorwegzusagen: Der Titel „Gottlos beten“ und die Verlagsankündigung, es gehe in diesem Buch um die Frage, ob ein Atheist meditieren könne, sind irreführend. Denn um Betrachtungen darüber, wie Nichtgläubige die Leerstelle „Gott“ in ihrem Leben ausfüllen oder ob überhaupt jemand zu einer Gebetssprache finden kann, wenn das göttliche Gegenüber hartnäckig zu schweigen scheint, geht es Niklaus Brantschen, Jesuit und Zen-Meister, gerade nicht. Vielmehr erinnert seine spirituelle Wegsuche – so lautet der treffende Untertitel – an das berühmte Wort Karl Rahners: „Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein, einer der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“

Auf der Suche nach diesen Erfahrungswegen befragt Brantschen alte Muster, Riten, Rituale und Lebensformen aus östlicher Weisheit und christlicher Tradition und beschreibt Spiritualität als einen radikal offenen Vollzug, der mystischen Charakter habe und allen Menschen möglich sei. In der Mitte des schmalen, aber unglaublich dichten Buches steht die befreiende Einsicht: „Die Spiritualität, die ich meine, darf nicht in der Innerlichkeit stecken bleiben, sondern muss sich äußern. Wer hofft, an der Welt vorbei zu sich selbst (und zu Gott) zu gelangen, wird nie zu sich finden, denn Selbstfindung und Selbstfindung gehen zusammen wie Einatmen und Ausatmen. Wer nur einatmet, erstickt, wer nur ausatmet, verliert sich.“ Es sei heilsam, dem Atem zu lauschen, dem Rhythmus des Herzschlags zuzuhören und immer wieder in diese Ruhe der Monotonie zu finden: „Warum machst du es so kompliziert? Jede geistliche Übung ist einfach und wiederholbar. Hab keine Angst vor der Wiederholung.“



Der Autor formuliert in einem einladenden und versöhnlichen Stil, der an die harmonikale Architektur des Lassalle-Hauses in Bad Schönbrunn (Schweiz) denken lässt, wovon das Titelbild einen Eindruck gibt: geerdet, weltoffen, lichtdurchflutet, interreligiös und interkulturell. Die spirituelle Wegsuche folgt nicht der Logik des Ausschlusses, sondern wählt das weiter gefasste Sowohl-als-auch: „Echte Spiritualität erschöpft sich nicht im Privaten. Sie mischt sich ein und überwindet das heillose Entweder-oder-Schema. Also nicht draußen oder drinnen, sondern draußen und drinnen, nicht Ich oder die Welt, sondern Ich und die Welt, nicht Kontemplation oder Aktion, sondern Kontemplation und Aktion!“ Ebenso gehören für Brantschen Gemeinschaft und Alleinsein zusammen: „Es braucht mindestens zwei oder drei, die sich gegenseitig im Glauben stärken und miteinander auf dem Weg sind: allein und gemeinsam. Es ist wie beim Musizieren: Wer nicht Solo spielen kann oder will, hüte sich vor Duetten und Quartetten.“

Das Buch ist sehr sorgfältig gegliedert. Fünf Teilen variieren das theologische Axiom „lex orandi, lex credendi“, das eine Entsprechung zwischen Beten und Glauben sieht, in eine bewegliche Lebenskunst: Von der Kunst zu beten – ars orandi (Teil 1), zu glauben – ars credendi (Teil 2), zu leben – ars vivendi (Teil 3) zu sterben – ars moriendi (Teil 4) und zu lieben – ars amandi (Teil 5). Jedes der 26 Kapitel schließt mit einer kurzen Reflexion, die den nächsten Schritt vorbereitet. Die Gedankenführung öffnet weite Resonanzräume und wirkt durch eine große sprachliche Klarheit wohltuend beruhigend. Ohne Pathos fallen tiefe, stille Sätze: „Das Sterben als Prozess endgültigen Loslassens und endgültiger Hingabe ist eine eminent spirituelle Angelegenheit und will eingeübt sein. Am Ende bleibt nichts außer der Liebe.“ Brantschen teilt seine reiche Lebenserfahrung und Weisheit nicht belehrend, sondern mit großem Interesse am Gegenüber – es ist, als würde man während des Lesens in einen freundschaftlichen Dialog mit einem vertrauten Weggefährten eintreten. Eines der schönsten Kapitel ist die kurze Betrachtung über Maria, der Mutter Jesu, und die Gestalt der Kanzeon, die im Buddhismus grenzenloses Erbarmen verkörpert. „Liebe ohne Grenzen, die sich aber nicht in vager Unbestimmtheit verflüchtigt, sondern sich zugleich im ganz konkreten und alltäglichen Leben bewährt. Diese Liebe hat einen Ort, an dem sie wohnt, an dem sie ‚residiert‘.“ Es gehöre zum Wesen der Liebe, Grenzen zu überschreiten, sagt Brantschen, von Maria-Kanzeon könne man lernen, weltumspannendes Mitgefühl zu empfinden und universale Barmherzigkeit zu leben, statt gleich Synkretismus zu wittern.

Wie gesagt, der Titel ist irreführend. Das Buch handelt nicht von einem Beten ohne Gott, es beschreibt vielmehr ein Sich-Öffnen auf Gott hin, das erlösende Loslassen von Fixierungen und Vorstellungen und das Freiwerden von Erwartungen und einem spirituellen Leistungs- und Machbarkeitsdruck. „Der Mensch ist ein suchendes und fragendes Wesen. Er sehnt sich nach dem ‚Großen Ganzen‘, nach dem, was älter ist als die Zeit und jünger als der Tag.“ Diese Suchbewegung wird auf knapp 120 Seiten Schritt für Schritt meditiert und verkostet, und in dieser Weise sollte man auch das Buch lesen. Man wird es ganz gewiss mehrmals in die Hand nehmen.

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB

Philippa Rath / Burkhard Hose (Hg.)
Frauen ins Amt!
Männer der Kirche solidarisieren sich

Freiburg: Herder Verlag. 2022
303 Seiten
28,00 €
ISBN 978-3-451-39253-5

2021 publizierte Sr. Philippa unter dem Titel „Weil Gott es so will“ 150 Lebenszeugnisse von katholischen Frauen, die eine Berufung zum Priester- oder Diakonenamt bei sich wahrnehmen, in der katholischen Kirche diesen Berufungen aber nicht Folge leisten können. Dieses Buch wurde mehrfach aufgelegt und ist als authentisches Zeugnis, wie viele von der Kirche nicht genutzten Charismen von Frauen es gibt, anzusehen. Durch die Lektüre dieses Buches fühlten sich zahlreiche Männer herausgefordert, sich mit den Frauen, deren Berufungen nicht gelebt werden können, zu solidarisieren. Die Frage nach der Stellungnahme der Männer stellt sich, weil in den gegebenen Strukturen der Kirche nicht die Frauen selbst, sondern die in den leitenden Positionen der Kirche befindlichen Männer die Diskriminierung der Frauen ändern können. So ist das vorliegende Buch als Pendant, aber auch als Antwort zu dem „Frauenbuch“ entstanden.

Der Hauptteil des Werkes besteht aus den mehr als 100 Stellungnahmen von Männern der Kirche. Das sind einige Bischöfe und Generalvikare, viele Geistliche und Ordensmänner und einige Laien, die als Journalisten bei kirchlichen Blättern tätig sind oder im Ehrenamt mit der katholischen Kirche zu tun haben. Voran geht ein Prolog mit einigen Texten von Päpsten seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, in denen positiv von der Würde der Frau gesprochen wird. Anschließend folgt eine Einführung der Herausgeber, in der die Vorgeschichte des Buches dargestellt wird. Nach den Erfahrungsberichten der Männer der Kirche beschließen drei Stimmen von engagierten Frauen den Band.



Die Stellungnahmen der Kirchenmänner haben nicht durchgehend den Charakter von Lebenszeugnissen. Viele haben den Charakter von überlegten, theologischen Stellungnahmen. In beiden Fällen wird gelegentlich auf den heutigen Priestermangel oder auf den Missbrauchsskandal hingewiesen, um klarzumachen, warum die Kirche weibliche Priesterinnen brauche. Ein etwas überhöhtes Frauenbild, das die Empathiefähigkeit der Frauen preist und den Frauen eine andere Sprache und Empfindung im Vergleich zu männlichen Priestern zuschreibt, wird gelegentlich bemüht. Dass beide Stellungnahmen dem Problem nicht gerecht werden, weil sie den Frauen aufgrund einer spezifischen besonderen Begabung das Weiheamt zuerkennen wollen und diese damit zum „Kompensiererinnen“ für vermeintlich männliche Defizite gemacht werden, wird nicht immer gesehen. Viele Männer berichten von einem Lernweg, den sie gegangen sind, bis sie sich dem Problem der nicht zum Weiheamt zugelassenen Frauen stellen konnten. Die Begegnung mit Frauen in der Kirche, die ohne Weiheamt überzeugen konnten, spielt dabei meistens eine große Rolle.

Manche Männer beschreiben die Frauenfrage als eines der prägenden Zeichen der Zeit, auf das in der Gegenwart eine Antwort gegeben werden muss, wenn die Kirche ihre Glaubwürdigkeit als Verkünderin von Gottes Gerechtigkeit nicht verlieren will: „Insofern fordern die grundsätzliche Gleichberechtigung der Frau in modernen Gesellschaften und die Besinnung auf ihre ebenbürtigen Charismen uns als katholische Kirche heraus, dem auch in der Ämterfrage einen angemessenen Ausdruck zu verleihen“ (Nr. 19).

Zahlreiche Stellungnahmen argumentieren noch grundsätzlicher. Unter Hinweis auf den Galaterbrief wird immer wieder argumentiert, es solle in der Gemeinde Christi keine Unterschiede mehr zwischen den Glaubenden geben – weder Jude und Grieche, weder Sklave noch Freier, weder Mann und Frau solle gelten. Frauen seien in der Kirche gleichzustellen, weil sie ganz selbstverständlich Teil des Leibes Christi seien. Insofern sei die Frauenfrage ein Glaubwürdigkeitsproblem für die Kirche, wenn sie Gerechtigkeit verkünden wolle, es in ihr strukturelles Unrecht gäbe, oder wenn sie die Botschaft von der universalen Liebe Gottes verkünde, aber in ihr selbst eine Abstufung von Menschsein praktiziert werde.

Auf den Punkt bringt es in den drei abschließenden Stellungnahmen von Frauen Claudia Lücking-Michel, Vizepräsidentin des ZdK: „Warum braucht die Kirche geweihte Frauen? Weil sie keine überzeugende Zeugin der Botschaft Jesu werden kann, bevor sie diese Frage nicht anders löst.“

Stephanie Hartmann

Stefan Kiechle

Gott die Ehre

Kurze Theologie der ignatianischen Exerzitien

Würzburg: Echter Verlag. 2021

154 Seiten

16,90 €

ISBN 978-3-429-05667-4

Der Gründer des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola (1491-1556), verfasste als Frucht seiner persönlichen Erfahrungen eine Sammlung geistlicher Übungen (im spanischen Original mit dem Titel „ejercicios espirituales“), die als Klassiker in die Spiritualitätsgeschichte des Christentums eingegangen sind. Das lateinische Wort „exercitium“ bedeutet „Übung“. Wie ein Sportler trainieren muss, um seine Fertigkeiten zu entwickeln, so ist es auch im geistlichen Leben. Wer Exerzitien macht, übt sich darin, das eigene Leben zu ordnen, neu auszurichten und aufmerksam zu werden für das, was sich an inneren Regungen zeigt. Geistliche Exerzitien kennen keinen Leistungsdruck, sie sind eine Zeit der Unterbrechung des Gewohnten, sie weiten den Blick für Ungeahntes, sie leben vom Loslassen und Sich-Einlassen, von innerer Stille und äußerem Schweigen sowie von der Meditation der Hl. Schrift. Exerzitien sind ein geistlicher Übungsweg, der dabei helfen will, mit Gott (wieder) in Dialog zu kommen und sein Wirken im eigenen Leben immer mehr zu entdecken.



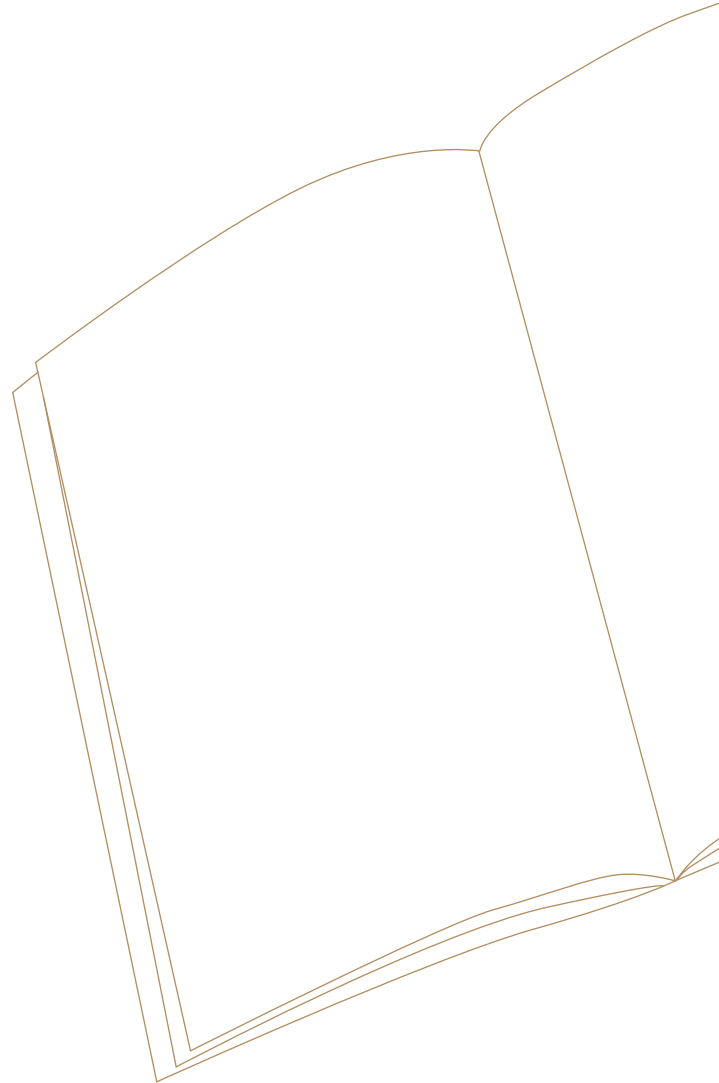
Mit vorliegendem Buch bietet der Jesuit Stefan Kiechle, der viele Jahre Novizenmeister und Exerzitienleiter des Ordens war, einen profunden Über- und Durchblick durch die Theologie der ignatianischen Exerzitien. Seine Ausführungen verstehen sich nicht als historischer, pastoraler oder theologischer Kommentar, sondern wollen ein „theologisches Nachdenken“ sein, das die ignatianische Spiritualität und spirituelle Praxis für heutiges Fragen theologisch ausdeutet. Dabei bleiben Begrifflichkeiten und der Aufbau des Exerzitienbuches für die Ausführungen strukturgebend. Kiechle gliedert den Exerzitienweg, der in der Ursprungsform 30 Tage umfasst, sehr sorgfältig in fünf Hauptkapitel, die den Spannungsbogen nahezu poetisch wiedergeben: 1. Geschaffen (15-44), 2. Geheilt (45-70), 3. Gesandt (71-106), 4. Gerettet (107-120), 5. Geliebt (121-144). Im Fokus der essayistischen Betrachtungen steht, wie Gott im Menschen und mit dem Menschen wirkt. Mit insgesamt 23 Schritten geht Kiechle den Exerzitienweg von der Schöpfung bis zum selbstlos liebenden Engagement des Menschen nach. Er formuliert mit großer Präzision und einer anschaulichen Sprache: „Kluge Liebe nimmt die Realität ehrlich und wertschätzend wahr, mit Nähe und mit Distanz. Sie bleibt frei und achtsam. Sie urteilt, aber abwägend und respektvoll. Sie entscheidet

mit Leidenschaft, aber ebenso mit Vernunft und Klarheit. Sie gibt etwas von sich und sich selbst für andere. (...) Wer klug liebt, nimmt sich selbst barmherzig an und kann daher Erlösung geschehen lassen.“ (142) Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen Einführung in den Schwerpunkt der nächsten Exerzitienphase und schließt mit einer prägnanten Zusammenfassung, die pointiert, von wem die Initiative ausgeht: „Gott gibt zu denken – darum betreibt der Mensch Theologie“ (14); „Gott pflanzt dem Menschen eine Sehnsucht ein, die ihn zu ihm zieht“ (39); „Gott verabscheut die Sünde, er liebt die Sünder“ (51); „Gott will wirkliche Schuld vergeben“ (56); „Gott bewirkt in der Seele über seinen guten, heiligen Geist Regungen“ (66); „Gott ruft und sendet“ (106) usw. Anders gesagt: Wer den Weg der Exerzitien geht, gibt mit diesen Übungen eine persönliche, glaubende Antwort auf das Tun Gottes.

Es ist Kiechle mit einer ausgezeichneten Leserführung gelungen, eine „hermeneutische Brücke“ über 500 Jahre Distanz zu schlagen und prägnant die Theologie und bleibende Aktualität der ignatianischen Spiritualität zu erschließen. Das Einstimmen in das Lob Gottes ist das Ziel, zu dem die geistlichen Übungen die Gottsucher animieren und führen wollen: „Gott gebührt die Ehre – in Zeiten immer größeren Leistungsdrucks und narzisstischer Selbstbe-
spiegelung hilft diese Perspektive, sich nicht zu sehr über Tun und Besitz und Ehre zu definieren, sondern das Gute Gott zu verdanken und ihn dafür zu ehren.“ (147)

Fazit: Die „Kurze Theologie der ignatianischen Exerzitien“ ist ein gehaltvolles und zutiefst geistliches Buch. Empfehlenswert!

Sr. Raphaela Brüggenthies OSB



Valentin Dessoy / Ursula Hahmann / Gundo Lames (Hg.)
Macht und Kirche

Würzburg: Echter Verlag, 2021

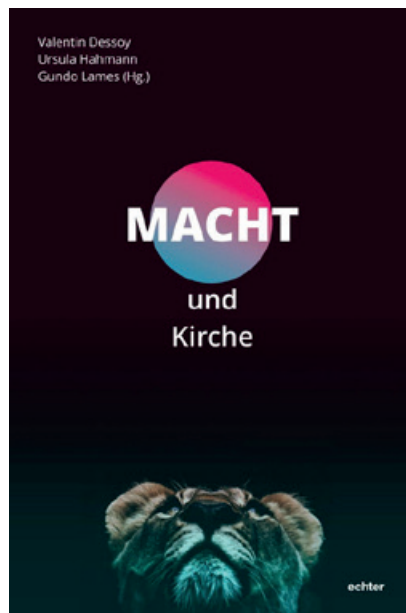
358 Seiten

36,00 €

ISBN 978-3-429-05673-5

Vom 4. Bis 5. Dezember 2019 fand in der Thomas-Morus-Akademie in Bensberg der 6. Strategiekongress zu dem Thema „Macht und Kirche“ statt, an dem auch der Rezensent teilgenommen hat und der von einem sehr lebendigen und fruchtbaren Austausch geprägt war. Von daher ist die Publikation von dem Kongress schon mit Spannung erwartet worden. Das Buch beginnt, und das war etwas überraschend, mit einem Nachruf. Einer der Gründerväter der Strategiekongresse, Gundo Lames, ist zu Beginn des Frühjahrs 2020 verstorben. Er hat mit seiner Person und seinem Wissen maßgeblich zum Gelingen dieses Formats beigetragen und hat es mitgeprägt.

Es folgen sieben Kapitel, die jeweils die thematischen Schwerpunkte des Kongresses widerspiegeln: in einer Grundlegung werden die durchgehenden Themen des Kongresses dargestellt, neben der Theologie blicken Organisationssoziologinnen und -soziologen sowie –psychologinnen und -psychologen auf die Kirche, eine Umfrage von Führungskräften aus dem katholischen und evangelischen Bereich zum Thema „Kirche und Macht“ wird vorgestellt, Erfahrungen und Orientierungen zum Umgang mit Macht werden in die Diskussion gebracht, organisatorische Implikationen und Optionen werden erörtert und schließlich im Resümee Konklusionen für die Weiterarbeit an dem Thema für die katholische und evangelische Kirche in Deutschland gegeben.



Diese unterschiedlichen Herangehensweisen an das Thema „Macht und Kirche“ sind sehr anregend und innovativ sowie auch irritierend. Gerade der Blick aus dem Bereich der Organisationswissenschaften und aus der Systemtheorie ist für Theologinnen und Theologen oft noch ungewohnt, zumal sie sehr zielgenau und im Sinne einer guten Aufklärung die Eigenheiten vor allem der katholischen Kirche aufzeigen und entsakralisieren. Zudem legen sie den Finger in die Wunde, die die Diskrepanz zwischen ekklesiologischen Ansprüchen mit ihren hohen Idealen und den realen Handlungsmustern der Kirche(n) erzeugt. Hier kann Theologie und Kirche noch sehr viel lernen von dem Blick von außen, der wie ein Brennglas die Aporien und Widersprüche aufdeckt. Dabei zeigt sich, dass der Abschied von der Idee der Kirche als *societas perfecta* dringend nötig ist, weil sie im Endeffekt für das Heil der Menschen nicht dienlich war, sondern – im Gegenteil – viel Leid auf allen Ebenen brachte.

Zugleich beinhalten viele Beiträge auch die Warnung vor naiven Lösungen zur Rettung der Kirche, die aus ihrem Macht- und Relevanzverlust resultieren und die Wünschbares nicht mit der Realität abgleichen (wollen). Ihre Entmächtigung wird dagegen als Chance gesehen, sich im 21. Jahrhundert von ihren Irrwegen und ihrer Vulneranz zu lösen, um eine evangeliumgemäße kenotische Gestalt auszubilden, die heilend und befreiend (Ottmar Fuchs) ist und sich freigibt für diese Welt.

Dass in Kirche jetzt schon ein anderer Umgang mit Macht eingeübt werden kann, zeigen die Beispiele aus dem inneren Machtzirkel (Generalvikare) und aus dem Ordensleben (Dominikaner), die zur Nachahmung anregen. Weiterhin werden die Grenzen des Kirchenrechts ausgelotet, die viel weiter gefasst sind, als es auf den ersten Blick scheint, und durchaus Partizipationsmöglichkeiten und Gewaltenteilung eröffnen.

Das durchgehend spannende Buch mit seinen vielen bereichernden Artikeln ist sehr zu empfehlen, nicht nur für Leitungs- und Führungskräfte in der Kirche, sondern für alle, die sich in ihr engagieren und für sie interessieren. Es erweitert sehr stark die Perspektiven und regt dazu an, die Ideen weiterzutragen sowie umzusetzen, und macht Lust auf Experimente und die Entdeckung von Neuem. Von daher ist es in einem guten Sinne missionarisch.

Kritisch ist anzumerken, dass angesehene Verlage wie Echter am Lektorat sparen. Das zeigt sich in diesem Buch zum einen an einer Vielzahl von Fehlern in den Texten, die nicht korrigiert wurden; zum anderen wird am Ende eigentlich eine ausführliche und hilfreiche Übersicht der Autorinnen und Autoren mit ihren zentralen Statements geliefert, leider fehlen aber ein paar, was etwas frustrierend ist, weil es interessant gewesen wäre, etwas über sie zu erfahren.

Detlef Schneider-Stengel

Maura Zátonyi OSB in Verbindung mit Frank Höselbarth (Hg.)

Europäische Spiritualität Kontemplation im Wirken

Münster: Aschendorff Verlag. 2021

248 Seiten m. farb. Abb.

28,00 €

ISBN 978-3-402-24759-4

Der Titel des Sammelbandes klingt anspruchsvoll. Er enthält Beiträge, die als valide Argumente in die lohnende Diskussion um ein Europa christlicher Werte eingebracht werden können.

In seinem einleitenden Beitrag gibt Kardinal Kasper einen guten Überblick, wie das, was mit dem Namen „Europa“ bezeichnet wird, im Lauf der Geschichte aus der Begegnung verschiedener Kulturen entstanden ist. So sehr dabei seit der Zeit griechischer Philosophie der Mensch mit seiner Würde im Mittelpunkt steht, so ambivalent sind aus heutiger Sicht die großen kulturellen und religiösen Auseinandersetzungen (Kreuzzüge, Verhältnis Juden – Christen) zu beurteilen.

Spuren einer solchen Ambivalenz im Leben der Hildegard von Bingen zeigt mit spannender historischer Präzision der Museums- und Kulturamtsleiter Matthias Schmandt auf. Die sogenannte Synagogen-Vision Hildegards fällt im 12. Jahrhundert zusammen mit den im Kontext der Kreuzzüge begangenen Gräueltaten von Christen an Juden, auch in lokaler Nähe zum Disibodenberg. Die zwar judenfreundliche, jedoch gegenüber „Heiden“ sehr aggressive Position Hildegards wird in dem Beitrag verständlich aus einem fein gesponnenen Beziehungsgewebe mit Bernhard von Clairveaux und der Sponheimer-Dynastie, denen der Disibodenberg gehörte und die just zu dieser Zeit zu einem parallelen Kreuzzug gegen die „heidnischen“ Elbslawen aufriefen. Hinzu kommen apokalyptische Motive: Der große Theologe Bernhard wollte Hildegard als Prophetin der Endzeit präsentieren. Als beides scheiterte – die Welt drehte sich weiter und der Wenden-Kreuzzug war ein Desaster – wurden die entsprechenden Texte Hildegards für die Aufnahme in ihre Schriftensammlung „retuschiert“.



Solche Beobachtungen machen deutlich, wie sehr das aus dem alten Mönchtum stammende „ora et labora – Kontemplation und Aktion/Kampf“ in seiner Gleichgewichtigkeit zu sehen ist. Der Personalberater Frank Höselbarth erzählt die Geschichte einer zunächst ganz auf die Gottesschau ausgerichteten, aus der Ostkirche stammenden Mönchsspiritualität, die dem Westen Europas durch die Schriften des Kirchenvaters Johannes Cassian vermittelt wurde. In ihr waren Elemente einer von der griechischen Philosophie geprägten Leib- und Arbeitsfeindlichkeit enthalten. Das biblische Paradigma dafür war die bekannte Maria-und Martha-Stelle, interpretiert zugunsten der auf Jesus hörenden, inaktiven Maria. Es war nun Meister Eckhart, der rheinische Mystiker und Seelsorger zahlreicher Frauenklöster, der genau diese Perikope in seiner Predigt „gegen den Strich“ auslegte. Die reifere der beiden Schwestern, so Eckhart, sei Martha. Sie sei nicht in der „Beschauung“ sitzen geblieben, sondern habe in ihrem Tun umgesetzt – verwirklicht –, was sie im Gebet erfahren hat.

Im Unterschied zu im Glauben nicht verwurzelten Werken nennt Eckhart ein solches Tun „Gewerbe“. Der göttliche Wille besteht danach im Fruchtbarwerden menschlichen Handelns, das freilich nicht mit Effizienz zu verwechseln ist. Gegen eine „Werksfrömmigkeit“ (Luther) spricht Eckhart von einem innerlich freien, menschlichen Tun ohne Rechtfertigungsdruck, das aus der „unendlichen Gebefreudigkeit menschlichen Seins“ fließt. Eine interessante Beobachtung ist dabei, dass Luther im Jahr 1516, also noch vor dem Thesenanschlag, die „Theologia Deutsch“, eine von Eckhart geprägte Schrift gelesen und mithilfe des Buchdrucks einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat.

Wie sehr Eckhart die Geschichte der Mystik beeinflusst hat, welche Bedingungen für eine Kritik mystischer Erkenntnis zu erheben sind, macht Günther Kruck, Studienleiter an der Katholischen Akademie in Frankfurt, in seinem anschließenden Beitrag deutlich.

Und noch einmal „ora et labora“: Einer mittelalterlichen Handschrift, die Textsammlungen von Martin von Tours sowie von Benedikt von Nursia enthält, widmet Maura Zátönyi, Eibinger Benediktinerin und Herausgeberin der Gesamtschrift, ihren Beitrag. Sie buchstabiert das daraus resultierende Spannungsverhältnis mit allen darin enthaltenen Aspekten durch: Kampf – Dienst, Ordnung – Strukturen, vertikale und horizontale Dimension, Charisma und Institution, Spiritualität und Alltag. Gerade hier, im Alltag, hat sich ja Frömmigkeit zu bewähren und scheitert vielleicht auch im Kloster manchmal an dem Anspruch, „virtuose Normalität“ sein zu wollen (so der Untertitel).

Wenigstens kurz sei am Schluss noch auf einen Beitrag zur Geschichte der Moderne verwiesen. Der Theologe und Diplomat Michael H. Weninger beschreibt das Bemühen, christliche Werte in das Werden der Europäischen Gemeinschaft einzubringen. Er selbst war, was leider aus dem Autorenverzeichnis nicht hervorgeht, an „vorderster Front“ tätig: als Berater bei den Präsidenten der Europäischen Kommission Prodi und Barroso. Für den lesenden Zeitgenossen ist es spannend wie ein Kriminalroman („Kontemplation und Kampf“), die verschiedenen Bemühungen zu sehen, welche am Ende zwar nicht zu einer Aufnahme des Gottesbezugs in die EU-Verfassung führten, jedoch die christlichen Kirchen als einen ernst zu nehmenden Partner im gesellschaftlichen Diskurs anerkannten. Ausdrücklich genannt werden im Verfassungstext das kulturelle und religiöse Erbe Europas sowie humanitäre Werte wie Freiheit, Demokratie, Gleichheit und Rechtsstaatlichkeit. Weninger würdigt den Beitrag der Päpste sowie von Politikern, die sich wie Robert Schuman und Jacques Delors dieser Verantwortung bewusst waren.

Wie in einem Mosaik – nicht genannt wurden Beiträge zur Musik und einem „Gebetsbuch“ Hildegards sowie zur Architektur des Disibodenbergs – ordnen sich die Beiträge dieses Bandes zu einem Gesamtbild, das Gottesbezug und Nächstenliebe miteinander verbindet. Kontemplation im Wirken, oder wie Ignatius von Loyola es als sein – dann auch Europa prägendes – Lebensmotto beschrieb: „in actione contemplativus“.

Paul Rheinbay SAC

Hans Joas

Warum Kirche?

Selbstoptimierung oder Glaubensgemeinschaft

Freiburg: Herder Verlag, 2022

240 Seiten

22,00 €

ISBN 978-3-451-39064-7

Der an der Berliner Humboldt-Universität lehrende Soziologe Hans Joas hat unter dem etwas irreführenden Titel „Warum Kirche? Selbstoptimierung oder Glaubensgemeinschaft“ eine Aufsatzsammlung vorgelegt, die einen guten Einblick in das Denken dieses über die Grenzen seines Fachbereichs hinaus bekannten Intellektuellen gibt. Das Buch wendet sich an einen breiten Leserkreis, ist ohne umfassende Kenntnisse soziologischer Theoreme verständlich und hat sich zum Ziel gesetzt, grundlegende Orientierung in der unübersichtlichen religiösen bzw. kirchenpolitischen Lage der Gegenwart zu bieten. Behandelt werden zum einen klassische religionssoziologische Fragestellungen. Joas zerlegt noch einmal geduldig die mit der klassischen Säkularisierungsthese einhergehenden Anschauungen in seine Einzelbestandteile und plädiert erneut für eine Verabschiedung dieser gängigen Metaerzählung vom Religionsverlust durch Modernisierung. Thesen zur Rolle der universalen Werte in der Moderne, insbesondere der Menschenrechte, schließen sich an.



Auf den Titel im engeren Sinne bezogene Überlegungen finden sich im zweiten Kapitel, das die Kirche-Sekte-Typologie von Ernst Troeltsch aktualisierend aufgreift, sowie verstreut in anderen Abschnitten des Buches. Joas möchte auf den aus soziologischer Sicht überraschenden Tatbestand aufmerksam machen, dass so etwas wie Kirche, also eine zweitausendjährige Kontinuität einer Sozial- und Rechtsstruktur, überhaupt existiert. Das sei, wie der Blick auf andere religiöse Traditionen zeige, nicht selbstverständlich, verlange allerdings auch ein neues Nachdenken über die Gestalt von institutionalisierter Religion bzw. „institutionalisierter Transzendenz“. Die katholische Kirche stehe – so Joas – nicht nur aus theologischer Verantwortung heraus vor der Aufgabe, Zentralisierung zurückzunehmen, um den kulturellen Eigenheiten der Kontinente ein Eigenrecht zuzugestehen; dies sei auch aus soziologischer Perspektive unumgänglich.

Zwei Aufsätze nehmen eine Thematik aus dem Buch „Kirche als Moralagentur?“ aus dem Jahr 2016 auf und setzen sich kritisch mit der Übernahme der Merkel’schen „Wir-schaffen-das“-Formel durch die Kirchenleitungen auseinander. Der katholische Sozialdemokrat Joas wiederholt hier implizit seine Warnung vor einer Verbürgerlichung des Christentums, das durch Wortführer eine milieuspezifische Moral, die man sich finanziell leisten können muss, als verbindlich vorlege und damit Distinktionsgewinne einfahren wolle. Eine solche Normierung exkludiere nicht nur, sie sei auch nicht – wie in diesen Milieus behauptet – die logische Konsequenz aus der liebesuniversalistischen Position des Christentums. Partikuläre konkrete Verantwortlichkeiten und Regeln politischer Klugheit könnten nicht einfach mit Verweis auf ein vermeintlich alle Menschen unterschiedslos normierendes christliches Gebot der jederzeitigen und andauernden Flüchtlingshilfe außer Kraft gesetzt werden. Zusammengefasst: Aus christlicher Sicht sei es nicht verboten, Zuwanderung restriktiv zu reglementieren.

Zwei interessante und anregende Aufsätze beschäftigen sich mit den biographischen Aspekten von Religiosität in der Moderne. Die Interpretation von Alfred Döblins Roman „November 1918“ geht auf die Frage nach der Veranlassung bzw. Verursachung von „Konversionen“ durch Kontrasterfahrungen ein – ein Thema, das mit Blick auf den polnischen Philosophen Leszek Kolakowski weitergeführt wird. Döblin hatte sich 1943 zum Katholizismus bekannt, der Dissident Kolakowski sich zunächst aus der stalinistischen Glaubensgemeinschaft sukzessive gelöst, um am Ende seines Lebens eine fast reaktionär anmutende Verteidigung der Kirche vorzulegen. Joas macht in anschaulicher Weise darauf aufmerksam, dass die Kehrtwende in Lebensentscheidungen in der Moderne eine grundlegende Option ist, deren Verständnis nicht auf im engeren Sinne religiöse Glaubensbekenntnisse verengt oder gar als Ausdruck psychischer Labilität diskreditiert werden darf. Sie kann eine notwendige und moralisch reife Konsequenz erlittener Kontingenzen sein.

Fazit: Hans Joas legt in dem vorliegenden Bändchen eine religionsfreundliche Sozialphilosophie vor, die Erfahrungen insbesondere seiner Aufenthalte in den USA aufnimmt. Seine Vorstellungen von einer „missionarischen Kirche“ wären beim Blick auf die bundesdeutsche Wirklichkeit sonst kaum nachvollziehbar.

Günter Nagel

Carlo Petrini

Terrafutura

**Gespräche mit Papst Franziskus über Ökologie,
Migration und soziale Gerechtigkeit**

Aus dem Italienischen von Franziska Kristen

Zürich: Rotpunktverlag, 2021

248 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-85869-925-1

Obwohl Carlo Petrini, der Mitgründer von Slow Food ist, befasst sich sein Buch nicht vorrangig mit Essen und Ernährung. Das gemeinsame und geteilte Essen, welches Menschen zusammenbringt, ist schon ein Thema. Das Buch besteht aus drei Dialogen zwischen Papst Franziskus und Carlo Petrini in den Jahren 2018, 2019, 2020. Dem folgen die fünf Themenblöcke Biodiversität, Ökonomie, Migration, Bildung und Gemeinschaft, die jeweils gleich aufgebaut sind: Einem Text von Petrini schließen sich ein oder zwei Auszüge aus päpstlichen Schreiben an. Das Vorwort schrieb Domenico Pompili, Bischof von Rieti, ab 2. Juli 2022 Bischof von Verona.

Im ersten Dialog 2018 bekennt sich Petrini als Agnostiker, Franziskus sieht in ihm einen frommen Agnostiker, weil er Ehrfurcht vor der Natur hat. Die Kernbotschaften von „Laudato si“ (2025) sieht Petrini in dem ganzheitlichen Ansatz und dem Dialog als Methode, dem Wert der biologischen Vielfalt und den guten Praktiken des Individuums. Im Kontext der Begegnung mit den Indigenen wird betont, das Evangelium zu leben, und nicht nur, es zu verkünden. Deren Tradition des guten Lebens gilt es wertzuschätzen. Das zweite Gespräch 2019 thematisiert die Amazonien-Synode und die großen Themen der Zeit: Biodiversität, Inkulturation, soziale Verhältnisse, Migration, Gerechtigkeit und Gleichberechtigung, bei denen die Kirche eine aktive, unbequeme Rolle spielen soll. Aus dieser Sicht ist die Enzyklika keine Umwelt-, sondern eine Sozialenzyklika zur Frage, in welcher Zukunft wir leben wollen. Thema des dritten Gesprächs 2020 sind Veränderungen, die nicht vom Zentrum kommt. Deshalb ist es wichtig, sich zu dezentralisieren und die Ränder in den Blick zu nehmen.



Im zweiten Teil des Buches werden die fünf Themen Biodiversität, Ökonomie, Migration, Bildung und Gemeinschaft jeweils mit einem Beitrag von Carlo Petrini entfaltet, dem ein oder zwei Texte aus öffentlichen Schreiben des Papstes folgen.

Der dramatische Verlust von Arten braucht ein neues Paradigma vom Menschen, geprägt von kultureller Vielfalt und sozialem Engagement, um den selbstzerstörerischen Kurs umzudrehen. Dabei gilt es, von den indigenen Völkern des Amazonasgebietes zu lernen, welche in einer Kultur geschwisterlichen Zusammenlebens als Kinder der einen Mutter Erde aufwachsen. Zu lange hat man diese Spiritualität mit Religion verwechselt. Es folgt ein Auszug aus dem apostolischen Schreiben „Querida Amazonia“.

Petrini beschreibt im Ökonomiekapitel die Ausbeutung von Mensch und Natur durch das gegenwärtige Wirtschaftssystem und setzt dem Homo oeconomicus ein neues Paradigma, den Homo communitarius, entgegen. Er zitiert Pepe Mujica, der Beziehungsgüter vor Besitz stellt.

Das Thema Migration wird ausgehend von den Erntehelfern aus anderen Ländern entfaltet. EU-Hilfen für die Tomatenproduktion führen dazu, dass Tomatenkonzentrat nach Afrika exportiert wird und die dortige lokale Landwirtschaft zerstört. So lange die Ungleichheit von Reich und Arm so riesig ist und zusätzlich der Klimawandel die Menschen aus ihren angestammten Regionen vertreibt, bleibt der Circulus vitiosus intakt. Deshalb fordert Petrini ein globales Entschädigungssystem. Es geht nicht nur um die Migranten, sondern auch um unsere Ängste. Sich den anderen zu öffnen, macht nicht ärmer, vielmehr bereichern sie unser Leben, so die päpstliche Botschaft zum Welttag des Migranten.

Bildung ist ein Gemeingut. Der Bildungsprozess ist das Ergebnis aller Diskurse, Ambitionen, Rituale, Techniken und Kulturvermittlung. Als Subjekt und Gemeinschaft zusammen sind wir auf der Suche nach neuen wahrhaftigen Beziehungen. Franziskus fordert erstens ein Recht auf Kultur, zweitens ein Recht auf Hoffnung und drittens ein Recht auf Frieden.

2017 kamen Teile der Slow Food-Bewegung und Teile der Diözese von Rieti mit Bürgern unterschiedlichster Herkunft mit der Absicht zusammen, die ganzheitliche Ökologie der Enzyklika „Laudato si“ in den Alltag umzusetzen. Es war ein spontaner Zusammenschluss veränderungsbereiter Menschen. Diese Gemeinschaften sind von emotionaler Intelligenz und strenger Anarchie geprägt, damit die Bewegung nicht zur starren Organisation wird. Der Dialog ist die Methode zur Gedankenentwicklung und Überwindung von Stillstand.

Fazit: Wir brauchen einen umfassenden Kulturwandel, der von Kooperation, Teilhabe und dem Bewusstsein, dass Menschen Teil der Natur sind, geprägt ist.

Georg Horntrich

Annette Kehnel

Wir konnten auch anders

Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit

München. Blessing Verlag. 2021

488 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-89667-679-5

Annette Kehnel (geb. 1963) ist Historikerin an der Universität Mannheim. Ihr Schwerpunkt ist die historische Anthropologie. In früheren Schriften hat sie sich mit dem Kloster Clonmacnoise in Irland und mit der franziskanischen Bewegung befasst.

Als Hans Carl von Carlowitz 1713 den Begriff der „Nachhaltigkeit“ notgedrungen in die Forstwirtschaft einführte, erfand er zwar einen neuen Begriff, aber die Praxis und Theorie nachhaltiger Bewirtschaftung natürlicher Ressourcen gab es schon lange zuvor. Im Zuge der Moderne wurden die Theorien des 13. und 14. Jahrhunderts vergessen, und Kulturen der Bewirtschaftung, die viele Jahrhunderte lang funktioniert hatten, wurden im Namen des Fortschritts verdrängt. Das Ergebnis ist bekannt: Natürlicher Reichtum, wie z.B. die Artenvielfalt, schwindet, menschengemachte Katastrophen treten gehäuft auf, und die Verfasserin sieht voraus, dass die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg späteren Generationen als das „Jahrhundert der Vermüllung des Planeten“ in Erinnerung bleiben wird. Wir konnten einmal anders – und schon die 444 Anmerkungen des Buches deuten an, mit welcher Akribie sich die Autorin der vormodernen Geschichte der Nachhaltigkeit gewidmet hat.

In fünf Kapiteln stellt Annette Kehnel eine Fülle von Beispielen nachhaltigen Wirtschaftens im Mittelalter dar. So schafften es die Männer- und Frauenklöster, durch Teilen der Habe eine nachhaltige Bewirtschaftung ihrer Güter in relativ fairer Zusammenarbeit zu organisieren. Detailliert geht die Autorin auf die Bewegung der Beginen ein, Frauen-WGs, die es in vielen Städten vor allem im Westen Europas gab und die Schutz und Arbeitsmöglichkeiten anboten.



Im Mittelalter bedeutete „Abfall“ Verrat, unbrauchbare Waren und Verpackungen spielten keine Rolle. Dutzende Reparaturberufe – z.B. Kesselflicker, Flickschuster, Altplecker – hielten das Gerät instand, andere sorgten für die Wiederverwendung gebrauchten Materials. Im 15. Jahrhundert gab es eine erbitterte Konkurrenz der Lumpensammler, die das Ausgangsmaterial für die rasch wachsende Papierindustrie beschafften.

Eindrucksvoll schildert Kehnel, wie die „Monti di Pieta“ in den Städten des 15. und 16. Jahrhunderts Armen durch Pfandleihsysteme Mikrokredite verschafften, mit denen z.B. Bauern Saatgut und Schuster das benötigte Leder vorfinanzieren konnten. Die Vornehmsten der Städte stellten ihre Expertise als ehrenamtliche Vorstände der „Monti“ zur Verfügung, und die Prediger der Franziskaner und Dominikaner leisteten Lobbyarbeit. Es gab also nicht nur Almosen und Spitäler für die Mittellosen, sondern auch Start-hilfen für Menschen, die in der Lage waren, sich eine Existenz aufzubauen – eine Idee, für deren Wiederentdeckung Muhammad Yunus 2006 mit dem Friedensnobelpreis geehrt wurde.

Annette Kehnel beschreibt am Beispiel der berühmten „Pont d'Avignon“, wie im Mittelalter aufgrund der Initiative einer einzelnen Person, Bénézet, ein so komplexes Bauwerk wie eine 915 Meter lange Brücke durch Crowdfunding finanziert und in nur acht Jahren (1177-1185) verwirklicht werden konnte. Menschen, die Geld für das Gemeinwohl ausgaben, erwarteten, dass für ihre armen Seelen im Fegefeuer gebetet würde. Dieses „Ablass“ genannte Tauschgeschäft verband die Generationen und beruhte auf dem Glauben, dass dem Menschen nach seinem Tod Gebet noch nützen kann.

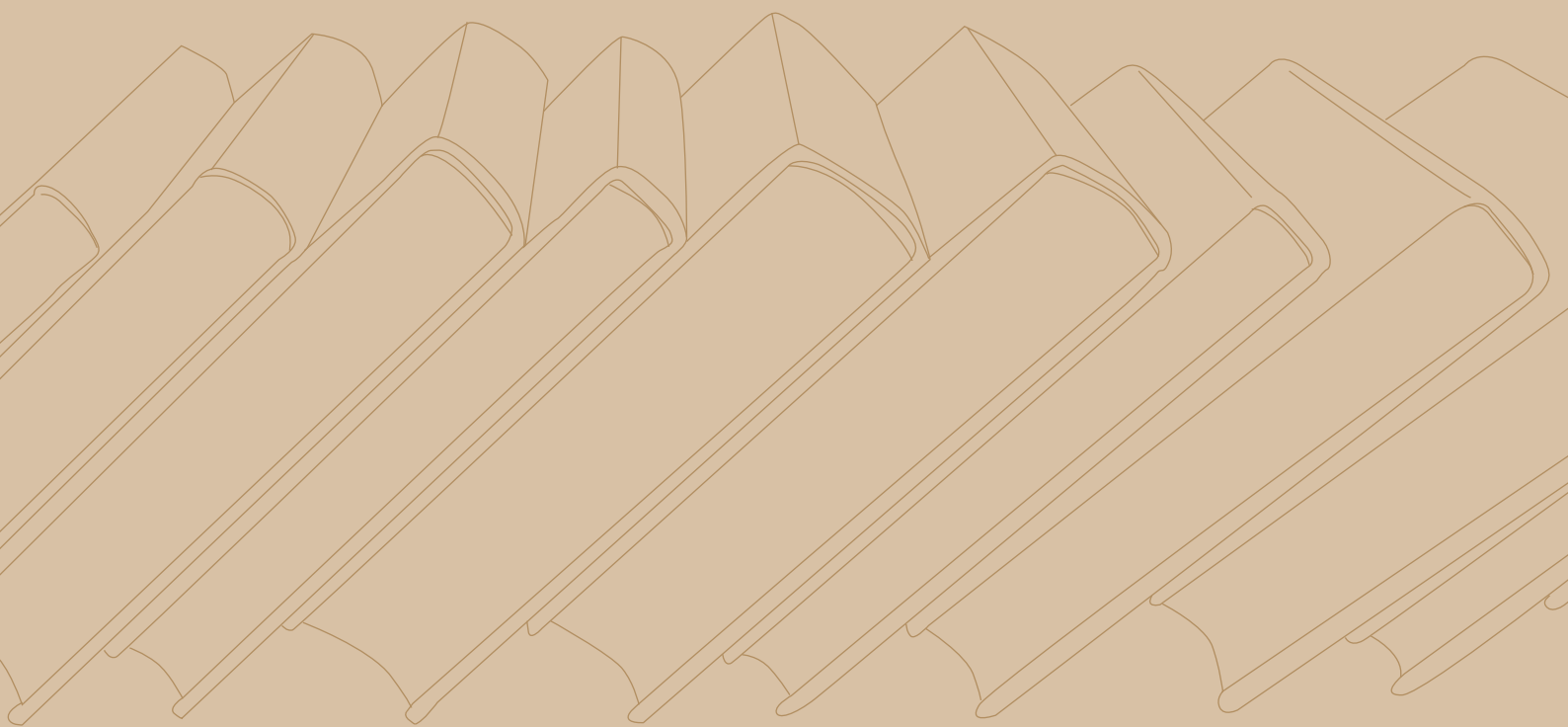
Schließlich geht das Buch auf verschiedene Denkrichtungen des Minimalismus von Diogenes bis zur franziskanischen Bewegung ein. Gerade die Franziskaner in ihrer Sorge um die Armen hatten ein waches Gespür dafür, wie eine gerechte Wirtschaft laufen sollte; Petrus Johannis Olivi (1247-1298) war in der Analyse des Marktes und der Funktion des Geldes seiner Zeit weit voraus; Luca Pacioli (1445-1517) erfand die doppelte Buchführung, Grundlage neuzeitlicher Kaufmannschaft.

Im Schlusskapitel wirft die Historikerin einen Blick auf unsere Zeit mit den Augen eines vormodernen Menschen. Eindrucksvoll ist ihre Analyse des Bildes „Das Schlaraffenland“ von Pieter Brueghel (1525-1569), in dem sich Ei, Gans und Schwein selbst den übersättigten Bewohnern servieren – eine Karikatur ungehemmten Konsums.

Die Fülle der Beispiele, von denen hier nur ein Bruchteil erwähnt werden konnte, bietet Anknüpfungen für den Religionsunterricht, etwa in der Form von Rechercheaufgaben: Gab es in unserer Gegend ein Kloster, einen Beginenhof, eine Franziskanergemeinschaft? Wie haben sie gewirtschaftet? Wer hat den Bau einer mittelalterlichen Brücke finanziert? Auch die Auseinandersetzung mit dem Motiv des Schlaraffenlandes dürfte sich lohnen und eine Diskussion der Frage, ob ein bedingungsloses Grundeinkommen nicht eine moderne Variante des Motivs sein könnte. Die Vergangenheit ist nicht einfach die Lösung unserer gegenwärtigen Probleme, wie die Romantik dachte; aber die Vormoderne bietet reichen Stoff, „Alternativlosigkeit“ in Frage zu stellen und sich Anregungen für neue Wege zu holen. Dafür ist Annette Kehnels Buch ein hervorragendes Materialangebot.

Karl Vörckel

— KUNST / LITERATUR



Achatz von Müller

Dante

Imaginationen der Moderne

Göttingen: Wallstein Verlag. 2021

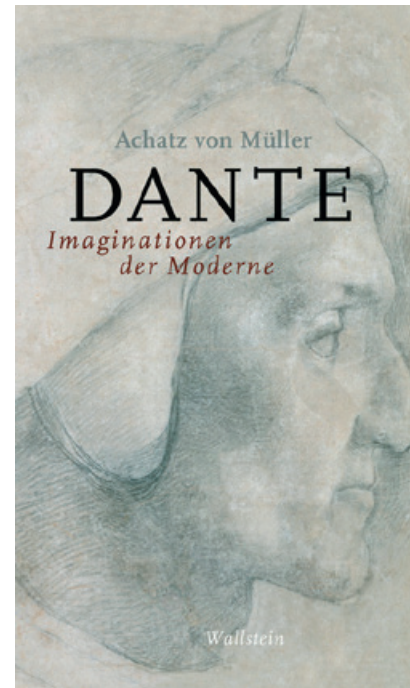
222 Seiten m. s-w Abb.

22,00 €

ISBN 978-3-8353-5033-5

Imagination ist, wie Achatz von Müller zusammen mit Ernst Cassirers Danteinterpretation herausstellt, das Gegenteil von machtvoller Prophetie und hält so in poetischer Weise die Geschichte offen (122). Die hier vorgestellte Lektüre präsentiert Dante als Inspirationsquelle für unsere spätmoderne Epoche gerade dadurch, dass er sich in seinen Imaginationen von Machiavelli, der für die Alternative eines „Willens zur Macht“ steht, abhebt. Diese werden vom Autor in einer durch Jacob Burckhardt inspirierten Lektüre in acht, keiner spezifischen Systematik folgenden Formen ausgeführt: Moderne, Stadt, Dante, Staat, Geld, Geschichte, Zeitgenossen, Porträts. Dadurch wird Dante in der „Rolle eines wegweisenden Inspirators der Moderne“ (18) präsentiert und den heutigen Lesern als „Zeuge d[er] Krise des Wertewandels“ (158) vorgestellt. Dabei geht der Autor stets auf spezifische, historisch bedeutsame Dante-Interpretationen ein und bringt dem Leser die einzigartige Persönlichkeit des Dichters daher auch wirkungsgeschichtlich nahe. Im Ganzen fungiert das Moderne-Kapitel gleichsam als Einleitung und Darlegung der hier angelegten Methode, während der Porträts-Teil abschließend vier berühmte malerische Darstellungen Dantes durch einen unbekannten Florentiner, Giotto, Michelino und Raffael beschreibt.

Im Stadt-Kapitel werden die Renaissanceflorentiner zusammen mit Burckhardt als „Erstgeborene[] unter den Söhnen des jetzigen Europas“ dargestellt, da sich hier erstmals das „moderne Individuum“ herausbildet (21). Schöngeistigkeit verband sich mit Kleinbürgertum, eine „Renaissance der Kultur“ mit einem „verstörenden Hang zum Kalkül“ (22-23). Dantes Menschenbild drückt damit die „wunderbare Ambivalenz“ seines Umfeldes aus und setzt sich damit von der „pejorativen Skepsis Machiavellis“ bzw.



der „verklausulierten Widersprüchlichkeit von Thomas Hobbes“ ab (111). Deutlich näher steht Dante daher Montesquieu, was die Interdependenz der vopolitischen menschlichen Entscheidungsfreiheit und der notwendigen bürgerlichen Freiheit im Staat angeht: Eine stabile und gute Rechtsordnung ist für die Realisierung von Freiheit unabdingbar (115-116). Doch meint Dante im Gegensatz zu dem französischen Staatsdenker stets den „Weltstaat“ der universalen Gerechtigkeit, welcher sich nicht nur dem Zugriff der Kirche, sondern auch einer modernen, hegelschen Mythologisierung des Staates entzieht (117-120).

Diese Gerechtigkeits- und Friedensperspektive, an der sich auch Marsilius von Paduas „Defensor Pacis“ inspirierte, übersteigt somit gleichsam das Machtstreben der Kirche und politische Gewalt-herrschaft. Sie wird im langen wie detailreichen Staat-Kapitel mit vielen konkreten Referenzen auf die Herrschaftsstrukturen seiner Zeit ausgeführt. Dabei nimmt sie die Reflexionen des Dante-Kapitels auf und weist auf das Geschichte-Kapitel voraus. Beide sind nämlich innerlich durch die zentrale Frage verbunden: „Wie also gelang es der europäischen Kultur, nicht an ihrer geschichtlichen Bindung zu ersticken, sondern diese als Dynamik zur Moderne zu nutzen?“ (45) Auf der Suche nach einer Antwort wird die Renaissance und speziell Florenz in der Lektüre Dantes zum Modell und Paradigma für die Moderne, welche mithin „keine historische Epoche“ ist, sondern sich in der Zentralität des „Ich“ für die Teilhaber an „der ‚wirklichen‘ Geschichte der Liebe“ im Sinn Augustinus’ ausdrückt. Dabei geht Dante aber auch gleichzeitig über das Geschichtsmodell Augustins, das die „Welt“ als „Sündenpfuhl“ interpretiert und der Kirche die zentrale Funktion in der Heilsgeschichte vorenthält, hinaus (59, 147). Eben dadurch konkretisiert sich die Moderne als „ein Versprechen und eine Drohung der Geschichte mit eigenen Konjunkturen“ (26).

Dies wird insbesondere, wie von Müller detailliert beschreibt, am neuen Stadtbild Florenz’ deutlich: Bald umfassten die florentinischen Signori Adlige und Bürger, welche die beiden Gruppen der neuen Gesellschaft bildeten, die ihren Ausdruck nicht mehr in den mittlerweile abgetragenen 150 Adelstürmen, sondern in einem komplett gepflasterten Straßens-bild fand (30-32). Dante suchte gegen den Materialismus der *Gente nuova* das alte und wahre Florenz durchaus mit dem *Dolce stil nuovo* der neuen Dicht-kunst, „einer ersten lyrischen Sturm-und-Drang-Bewegung der europäischen Literaturgeschichte“ (62), zu erneuern (35-36). In ihr kann die *Commedia* „als autobiographischer Text einer Welt- und Lebensret-tung – das moderne Individuum zeigt sich in sei-nem Dauerzustand zwischen Krise, Bewährung und Rettung“ – gelesen werden (66-67). Damit realisiert Dante aber auch, worauf der Autor besteht, die „Ab-lösung des augustinischen Geschichtsbildes“ (176) und öffnet die Geschichte für ihre Dimension der „Weltgesellschaft“. Dies bedeutet jedoch, Dante als Suchenden zu interpretieren, der auf der „verzwei-felten Jagd nach dem ‚Ich‘“ ist (177). Diese Lektüre Dantes ist nun die Realisierung der angedeuteten Kriterien Jacob Burckhardts: „Dantes Jenseitsreise führt an alle jenseitigen Spiegelorte der Welt. Das Jenseits Dantes ist ein Weltspiegel.“ (114) Damit eröffnet sich die spezifische Geschichtsperspektive der *Commedia*, über Augustinus hinaus den Sinn der Geschichte in der Liebe „als Ziel und Sublimierung der Geschichte“, welche ihre Doppelnatur von Welt- und Heilsgeschichte, in der profane Tugend und reli-giöse Erlösung zusammenfließen, wofür die Figur des Trojaners Ripheus steht (148-153).

Es geht Dante also um die Erfassung der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse und die Formulierung eines neuen Ethos, welches in Glaube, Hoffnung und Liebe eine spirituelle Gerechtigkeitsdimension in der neuen, modernen Renaissancestadt realisiert. Gerade zu diesem Zweck muss aber auch – wie von Müller im Geld-Kapitel ausführt – ganz im aristotelischen Sinn das Geld – als Strukturelement der neuen, sich im Renaissanceflorenz formenden Gesellschaft – vor seiner modernen Verflüssigung, wie Simmel dies interpretiert, bewahrt werden (126-130). In seiner „reflektierenden Geldanalyse“ lehnt Dante somit Zins und Wucher ab, um zu einem richtigen Umgang mit Geld als „Werk der Lebenskunst“ und „Mimesis der Natur“ zu gelangen (130, 133). In dieser vom Autor konsequent durchgehaltenen Interpretation ist dann auch das Inferno „nicht als Phantasie eines Sadisten, sondern als Empirie eines Beobachters von Menschen und Gesellschaften“ zu lesen (188). Letztlich werden, so die Lektüre des Autors, alle Menschen, gleich ob Christen oder Heiden, als „Teilnehmer an der weltgeschichtlichen Erlösung durch Gerechtigkeit“ angesehen (150).

Das Zeitgenossen-Kapitel bringt die Methode von Müllers zum Ausdruck, Dante durch die gesamte Abhandlung hinweg durch namhafte Interpreten eine moderne Stimme zu geben, gleichsam seine Imaginationen zu konkretisieren. Die Auswahl der Interpreten – welche durchaus auch kritisch und bisweilen distanzierend betrachtet werden – erfolgt dabei selbstredend in burckhardtscher Perspektive. Religiöse bzw. theologische Sichtweisen, wie diese interessanterweise aber eben auch, durchaus etwas gezwungen, mit Benedetto Croce identifiziert werden (72), finden dabei keine Berücksichtigung. In Italien stünde dafür etwa Rocco Montano (1913-1999), der hier nur als kritischer Kontrapunkt erwähnt werden und verdeutlichen soll, dass die burckhardtsche Lektüre des Autors Dante mit Siger von Brabant und eben nicht mit Thomas von Aquin begreift. Doch eröffnet dies eine Debatte, die nicht nur über diese nicht immer einfach lesbare, aber stets inspirierende Abhandlung hinausgeht, sondern sie auch in eine durchaus aktuelle und internationale Debatte einführt, die das Verdienst des Autors nochmals eigens würdigen kann. Der Leser, welcher nicht mit der Fachdebatte vertraut ist, findet in diesem Buch gleichwohl eine kulturell breit aufgestellte und tiefgründige Lektüre eines der bedeutendsten europäischen Autoren aller Zeiten, dessen Botschaft dank Achatz von Müller heute aktueller denn je erscheint.

Markus Krienke

Guido Morselli

***Dissipatio humani generis oder Die Einsamkeit
Roman***

*Aus dem Italienischen von Ragni Maria Gschwend
Mit einem Nachwort von Michael Krüger*

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2021

189 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-518-22529-5

Dieser Roman ist ein sprödes Meisterwerk, das so etwas wie eine anthropologische und weltanschauliche Formalität zum Ausdruck bringt. Diese Formalität ermöglicht es, den Roman unter den unterschiedlichsten weltanschaulichen Gesichtspunkten zu interpretieren (über die Hochreligionen und einen atheistischen Existenzialismus bis hin zum Anthropofugalismus). Passend zur Pandemie und zur Klimakrise wurde dieses Buch, das die Konsequenzen eines plötzlichen globalen Verschwindens der Menschheit erzählt, mit entsprechenden aktuellen apokalyptischen Bezügen in vielen Tageszeitungen und Feuilletons besprochen.

Hier meine Lesart: Der Roman kann in religionsgeschichtlicher Perspektive auch als (fast) traditionelle apokalyptische Jenseitsreiseerzählung verstanden werden. Zwar hat die traditionelle Apokalyptik auch mit so etwas wie „Weltuntergang“ zu tun, doch ist sie ihrem Wesen nach eine hoffnungsstiftende Bilderwelt, die den zwar katastrophalen, aber heilsamen Übergang zu einer besseren Lebensform beschreibt. In der „klassischen“ apokalyptischen Jenseitsreiseerzählung wird ein Mensch, möglicherweise nachdem er – oft in der Natur – eingeschlafen ist, durch ein göttliches Wesen (ein Gott, eine Göttin, ein Engel) in die jenseitigen Sphären mitgenommen und erlebt auf dieser Reise die hoffnungsvoll stimmende Ordnung unseres Kosmos im Raum und in der universalen Geschichtszeit. Angewiesen ist dieser Mensch auf das göttliche Wesen nicht nur im Hinblick auf die kosmische Reisemöglichkeit, sondern auch im Hinblick auf dessen Deutung der göttlichen Ordnung (Deuteengel), da er sich in jenseitigen Sphären aufhält.

Guido Morselli

**Dissipatio
humani generis**

Bibliothek Suhrkamp

So wie zu einem erzählbaren Schiffbruch ein Zuschauer (Hans Blumenberg) gehört, so gehört zu diesem vollkommenen Beenden menschlicher Existenz ein Icherzähler. Der Icherzähler charakterisiert sich als einen Menschen, der schon immer die Menschen gemieden hat und ein großes Interesse an Einsamkeit besaß. Er hat sich deshalb in ein einsames Bergdorf zurückgezogen.

Die Handlung setzt ein mit dem Rückblick des Ich-erzählers auf einen missglückten Suizid am Vortag, seinem vierzigsten Geburtstag. Es erinnert an Jean-Paul Sartres Roman „Der Ekel“ (1938), wenn der Verfasser für seine Motivation zu diesem Suizid eine Art universalen „Ekel“ (21) angibt. Als er am Morgen danach aufwacht, muss er langsam feststellen, dass es auf der ganzen Welt keine Menschen mehr gibt. Dieses Bewusstsein der radikalen Einsamkeit erschließt sich ihm auf einer Reise in einem „diesseitigen Jenseits“, in dem es ohne „Menschheit“ nur noch ihn als eine Singularität gibt, die Ich sagen kann (35). „Die Menschheit, en masse angelisiert (ich nenne das mal so), erhob sich in ein Empyreum. Alles läuft in der Stille ab. Dieses eine Mal in der Stille und ohne Rhetorik.“ (76)

In der „klassischen“ Jenseitsreise begibt sich der apokalyptische Visionär/Prophet auf eine Jenseitsreise in die himmlischen und/oder höllischen Sphären, begleitet von einem „Deuteengel“, den er notwendig braucht, weil er sich im jenseitigen Bereich bewegt, der menschliche Maßstäbe radikal transzendiert. Immer wieder werden in dem Roman subtile Hinweise auf apokalyptische Erzählmuster geliefert. Der Icherzähler ist „nachtsichtig“ (24) und hat „sehr gute Augen“ (29). Doch der Weitblick und die Reise in die Himmels-sphären kann nicht mehr gelingen. Im internationalen Flughafen, durch den er eigentlich mit „unendlichen Horizonten verbunden“ (47) ist, gibt es Flugzeuge, aber keine Flugkapitäne und Passagiere mehr, und in der Sphäre der Telefone ist die akustische Weltreise zu nicht mehr existierenden Freunden in anderen Ländern und Kontinenten unmöglich (43).

Der Icherzähler passt in die Rolle des überlebenden apokalyptischen Zuschauers. Eine Zeitlang hatte der Icherzähler schon früher – er war auch in der Psychiatrie – tatsächlich gemeint, er sei allein auf der Welt, und erinnert nun auf seiner Jenseitsreise seinen eigenen „Solipsismus“ (57). Und auch theoretisch hat er sich mit diesem Themenkreis beschäftigt. Er hat weiterhin eine „Psychologie des Bewusstseins“ (42) geschrieben. In seinem psychischen Zustand hat ihm damals ein psychiatrischer Arzt namens „Karpinskiy“ (bes. 69ff) geholfen. Am Ende sehnt sich der Icherzähler vielleicht nicht direkt nach Menschen, wohl aber nach einer Aufhebung seiner unverständlichen Einsamkeit. Er hat keinen möglichen Deuteengel, der ihm erklären könnte, dass das alles einen wirklichen Sinn habe. Da bleiben nur noch die Hoffnung und der vom Icherzähler pointiert formulierte Glaube, dass ein

„Deuteengel“ namens Karpinskiy sicher kommen werde: „Das ist eine Gewissheit, nicht eine bloße Erwartung, und sie befreit mich von jeder Ungeduld.“ (174) Mit den abschließenden Sätzen des Romans hat der Icherzähler sich auf einen ganz individualistischen absoluten Standpunkt angesichts des Verschwindens der Menschheit gestellt: „Ich sitze auf einer Alleebank und betrachte das Leben, das sich in dieser merkwürdigen Ewigkeit unter meinen Blicken vorbereitet. ... In der Tasche habe ich, für ihn (Karpinskiy, L.H.), ein Päckchen Gauloises“. (175)

In den Feuilletons wurde der Roman oft oberflächlich mit aktuellen Klimawandelängsten oder der Pandemie in Verbindung gebracht. Das mag stimmen. Aber er berührt tiefer und ist – wie große Literatur meistens – manchmal verstörend und tröstend zugleich. Es lohnt, ihn parallel mit Hermann Kasacks „Die Stadt hinter dem Strom“ (1947) zu lesen.

Linus Hauser

Philippe Jaccottet
Clarté Notre-Dame
Gedichte und Prosa
Deutsch von Elisabeth Edl und Wolfgang Matz

Göttingen: Wallstein Verlag. 2021

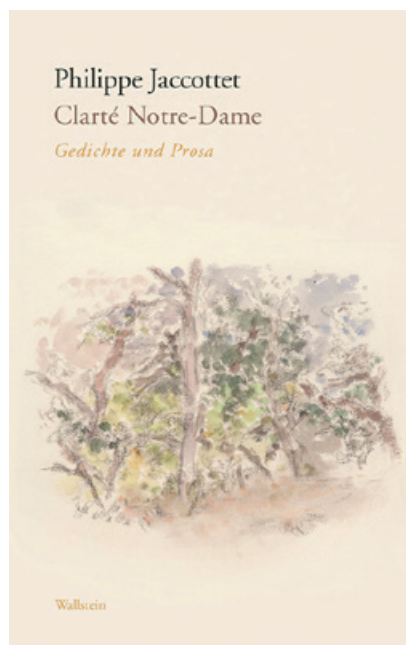
112 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-8353-5090-8

Wenn ein Buch aus dem Französischen trotz meisterhafter Übersetzung eines nicht zufällig preisgekrönten Übersetzerduos (Elisabeth Edl und Wolfgang Matz wurden 1994 Preisträger des Petrarca-Übersetzerpreises) in seiner deutschen Ausgabe den französischen Originaltitel *Clarté Notre-Dame* beibehält, muss es dafür einen Grund geben, denn so etwas wie Denglisch (eine beinahe selbstverständliche Verwendung des Englischen im deutschen Sprachgebrauch von heute) ist bei dem Französischen weder der Fall noch ist es mit ihm so leicht machbar, nachdem das Englische dem Französischen als *Lingua franca* der Globalisierung inzwischen klar den Rang abgelaufen hat. Der Grund für die Beibehaltung des Originaltitels kann im Buch liegen oder außerhalb von ihm. Im Buch läge er z.B., wenn der Ausdruck unübersetzbar schiene, er also eine Art Eigensinn hätte, den man zwar umschreiben, nicht aber adäquat auf den Begriff bringen könnte. Außerhalb vom Buch läge der Grund für die Beibehaltung des Originaltitels, wenn seine Übersetzung ein schweres Missverständnis in der Welt seiner übertragenen Bedeutung riskierte.

Bei Philippe Jaccottet trifft sowohl der eine als auch der andere Grund zu: Übersetzte man den Titel mit „Klarheit Notre-Dame“ allzu wörtlich ins Deutsche, entstünde leicht der vollkommen falsche Eindruck, es handle sich um einen der nicht mehr zählbaren Beiträge zur Brandkatastrophe der Kathedrale Notre-Dame in Paris von 2019 und ihrer handwerklichen wie gesellschaftlichen Restaurierung als Spitzeneinrichtung öffentlichen Interesses, in dem endlich die Frage nach der Brandursache geklärt und nicht zuletzt darüber informiert wird, welche Pläne zur Umstrukturierung des kirchlichen Innenraums die Diözese genau hat, aber in sämtlichen



Sitzungen dazu unverständlicher Weise noch immer recht vage bleibt – und warum es außen bei der alten Fassade bleiben muss, wenn es innen anders aussehen soll. Nichts läge dem Buch von Jaccottet wohl ferner als eine Beteiligung an diesem Diskurs, schon geografisch. Denn bei *Clarté Notre-Dame* handelt es sich nicht um die imposante Kathedrale von Paris, sondern um ein relativ unscheinbares Dominikanerinnenkloster in der (selbst für Künstler und Schriftsteller) etwas abgelegenen südlichen Provinz der Drôme Provençale – es ist dessen Eigenname und insofern Grund genug, seinen Namen auch in Deutsch anzuführen, wenn ihm das Buch gewidmet ist.

Allerdings kommt es in diesem beinahe testamentarischen Spätwerk von Jaccottet eigentlich nicht einmal auf dieses Kloster und den besonderen Ort an. Und das hat bei ihm Methode, ja darin besteht seine Literatur des Uneigentlichen, all seiner legendären Verwurzelung in seiner „région“ und all seiner vor allem französischen Wirkmächtigkeit zum Trotz. Als Jaccottet 2014 noch zu seinen Lebzeiten in die Klassiker-Ausgabe der *Pléiade* aufgenommen wurde, hatten das seit ihrem Bestehen von 1931 vor

ihm nur 14 andere Autoren geschafft, darunter so illustre Namen wie André Malraux, Paul Claudel oder kurz vor ihm Milan Kundera. Damals war Jaccottets Werk bereits in Schulen und Universitäten viel gelesen und oft studiert; er gehörte zweifelsohne bereits zum Kanon der französischen Weltliteratur. Trotzdem galt das Werk als unförmig, nicht gut zu (be-)greifen (so François Xavier respektvoll beim Einzug von Jaccottet in den literarischen Olymp der Pléiade). Den Grund dafür kann man nicht zuletzt in Clarté Notre-Dame wiederfinden: Auf der einen Seite entzieht sich der Autor der literarischen Einordnung (schon durch sein stilistisches Changieren zwischen Prosa und Lyrik wie auch in Clarté Notre-Dame) und auf der anderen Seite setzt er ganz auf Verwesentlichung der Sprache, nicht zuletzt auf einen konkreten Gehalt und präzisen Ausdruck der „Vorsicht“ (17) seiner Beobachtungen und Beschreibungen. Soll heißen: Entwurzelten Menschen von heute stellt er entwurzelte Worte zur Seite (14). Jaccottet dringt damit ins Innerste des Vorübergehens (des „Werdens im Vergehen“, wie sein Vorbild Hölderlin es nennt) ein. Was sich nicht wandelt, ist immer die Bewegung, könnte man wahrscheinlich sowohl von Hölderlin als auch von Jaccottet behaupten und darin besonders ein Fanal seines Werkes sehen. Er präsentiert das Wilde, nicht Geordnete und Natürliche/Ungeschminkte als das, was „letzten Endes sogar passte“ (9) – einem Unvermeidlichen und Geheimnisvollen stets auf der Spur ins „unendlich Offene, das mich leben lässt“ (18). Das Thema des Übergangs hat ihn ein Leben lang begleitet, weil er an sich selbst gemerkt hat, dass „das, was ich festzuhalten versuche, zu etwas immer Fernerem wird“ (32).

In gewissem Sinne hat Jaccottet uns mit seiner Literatur der Uneigentlichkeit trotzdem eine Philosophie des Wesentlichen geschenkt, selbstverständlich nicht der essentiellen Substanzen, die schnell vergehen, sondern der Formen, die lange bleiben – nämlich passend zur Bewegung eine Sprache ihrer Erkundung, die von uns gesprochen und nur zu uns gesprochen wird und uns dadurch wahrhaftig macht (22). Seinem minimalistischen Stil fehlt es dabei nicht an der nötigen Strenge, alles Sagbare immer wieder neu zu prüfen, als menschliche Sprachgemeinschaft quasi permanent in „halber Höhe zwischen Himmel und Erde“ (22) hin- und herzuschweben, nicht alles Beobachtbare auch unmittelbar zu beschreiben/festzuhalten, sondern ganz in der Bewegung zu bleiben und nicht von ihr abzulassen noch von ihr abzusehen, um unter dem Schirm aus Worten beim Anblick von etwas „nichts mehr zu sehen“.

Ein Schelm, wer dabei letzten Endes nicht doch noch an Notre-Dame de Paris und ihre überbordende Berichterstattung (neudeutsch: overnewsed) denkt, und erst recht einer, der dabei sogar die Vergeblichkeit bemerkt, unsere behüteten Ordnungen der Moderne vor ihrer Ablösung, dem Sturz ins Wilde (in Krieg) zu bewahren. Jaccottet ist überzeugt, dass sich für uns alle das „wahre Glöckchen der Wandlung“ (98) ankündigt. Wer wollte ihm heute widersprechen? Und wie? In Clarté Notre-Dame schenkt uns Jaccottet „Zeichen, die Hilfen sind und die seltener werden“ (31); Zeichen der Bewegung, Zeichen des Lebens (75f). Nach dieser Klarheit sehnt er sich (81); ihr gilt seine Parteinahme für das provenzalische Kloster und seiner „kleinen Vesperglocke von unglaublicher Reinheit“ (75). Denn diese Zeichen, „sie helfen [allen, sogar] dem Himmel“ (93) – lautet seine Hoffnung für die Menschheit und ihre Welt.

Michael Hochschild

Peter Handke
Das zweite Schwert
Eine Maigeschichte

Berlin: Suhrkamp Verlag (2020) 2021

158 Seiten

11,00 €

ISBN 978-3-518-47141-8

Der „Maigeschichte“ von Peter Handke ist ein Bibelzitat aus dem Lukasevangelium (Lk 22,36-38) vorangestellt, das im Kontext der Passionsgeschichte Jesu überliefert und mit dem eschatologischen Verweis überschrieben ist: „Die Stunde der endzeitlichen Entscheidung“. Jesu Anweisung an seine Jünger, für den Erlös eines Mantels ein Schwert zu kaufen, mag bei seinen Gefolgsleuten die irrige Annahme erhärten, dass der Errichtung des messianischen Reiches eine mit Waffen auszutragende Entscheidungsschlacht vorangehen werde. Als die Jünger Jesus darauf hinweisen, dass sie im Besitz von zwei Schwertern seien, antwortet ihr Rabbi: „Genug davon!“ (Übersetzung: Jerusalemer Bibel, Freiburg 12. Aufl. 1985.) In der Einleitung zu Handkes Erzählung wird der Lukasvers mit den Worten: „Das genügt!“ übersetzt und insofern Jesu versteckte Botschaft an die Jünger, dass seine Herrschaft nicht auf Gewalt basieren werde, unterschlagen.

Die „Maigeschichte“ ist in zwei Kapitel unterteilt: 1. Späte Rache, 2. Das zweite Schwert. Der Ich-Erzähler stellt sich selbst beim morgendlichen Betrachten seines Spiegelbildes vor: „Das also ist das Gesicht eines Rächers!“ (11) Die Leser folgen seinem inneren Monolog, der assoziativ Wahrnehmungen aus seiner nächsten Umgebung unvermittelt nebeneinander stellt. Das dem Betrachter Zugefallene und höchst poetisch Beschriebene zeugt von der gesteigerten Wachheit eines zum Racheakt Entschlossenen. Warum Rache, für wen, an wem und womit?, fragen sich die Leser und erhalten jedoch erst im zweiten Teil der Erzählung den konkreten Hinweis. Der Erzähler beabsichtigt, für den Rufmord an seiner Mutter Rache zu nehmen. Eine Journalistin hatte die Mutter in einem Zeitungsartikel bezichtigt, 1938 mit anderen Bürgern aus der großen Donaumonarchie der Einverleibung des kleinen Landes in das „Deut-



sche Reich" zugejubelt zu haben. Dem Text wurde eine Photomontage mit dem vergrößerten Kopfbild der damals siebzehnjährigen Mutter beigelegt. Um Deutung bemüht, suchen manche Interpreten nach einem biographischen Verweis aus dem Leben des Schriftstellers. Doch diese Geschichte, in der es um Sprache geht, und dem, was sie wortmächtig vermag, wäre mit der Eingrenzung auf das Leben des Autors zu kurz gegriffen.

Die von Handke zugeschriebenen Erinnerungen des Ich-Erzählers an seine Mutter könnten ein Verständnis-Schlüssel sein; er berichtet: „Sie erzählte am Morgen, sie erzählte am Abend, sie erzählte in der Nacht.“ (70) Die Mutter schildert so liebevoll von ihren im Zweiten Weltkrieg zwangsrekrutierten Brüdern, dass die zwei gefallenen Onkel dem Heranwachsenden leibhaftig vor Augen stehen. Das sich hier assoziativ einstellende Wort „Muttersprache“ könnte zur Deutung von Handkes Erzählmotiv beitragen. Dann würde das Rachemotiv des Erzählers weniger der Rehabilitierung der Mutter als der von seiner Mutter erworbenen Sprache gelten. So verstanden verwies der Autor auf die mit dem Missbrauch von Sprache einhergehenden geschändeten Beziehungen, welche im Akt der Rache gesühnt wer-

den müssten. Dass mittels Sprache ein Beziehungskosmos erstellt wird, daran lässt Handkes Erzähler im Fortlauf seiner gesamten Geschichte teilhaben. Seine Schilderungen von Natur und Menschen entfalten einen Sog, in den man sich mit Lesegenuss hineinziehen lässt. In Anspielung auf Homers Odyssee handelt die Geschichte von Ankunft und Wiederaufbruch des Erzählers. Die auch als Lebensreise zu verstehende Erzählhandlung ist Selbst- und Weltfindung in der sprachlichen Wiedergabe von Natur- und Menschenbegegnungen.

Im ersten Teil der Geschichte gesteht der Erzähler durchaus persönliche Gewaltphantasien ein, die, ausgelöst durch unangenehme, nervende Lebensumstände, ihn zu Rachehandlungen hätten bewegen können. Im zweiten Teil jedoch gewinnt seine sensible Anteilnahme am Leben immer mehr Raum, so dass für diesen Part der Erzählung die Bezeichnung Pilgerfahrt zutreffender wäre. Immer wieder greift der Erzähler literarische Motive aus der Bibel auf. So wird der Heimkehrer in seiner Nachbarschaft zu einem Barbecue eingeladen. Aus zwei Feuerstellen steigen auf unterschiedliche Weisen Rauchfahnen hoch, die an die Brudermord-Story von Kain und Abel erinnern, die Geschichte eines Rachemordes aus Eifersucht. Das Ehepaar, beide Postboten, das den Erzähler in den sonst verschlossenen Garten ihres Ferienhauses einlädt, erinnert an die zwei Keruben-Engel, die als Türwächter des Paradieses fungieren. Das im Buch Genesis überlieferte Motiv des Apfels und der Schlange werden ebenfalls im Verlaufe der Erzählung aufgegriffen. Des Weiteren erwähnt der Erzähler auch die Geschichte des Propheten Elias, der als Rächer Jahwes gegen die Baals-Priester kämpft. Handke verortet die Erzählung nach Versailles, wo in einem Gutshof in der Nähe des Klosters Port-Royal-des-Champs die Mes-sieurs de-Port-Royal die sogenannten Solitaires wohnten. Zu diesen gebildeten „Einsiedlern“ gehörte auch Blaise Pascal, den der Erzähler namentlich erwähnt. In einem Traumgesicht von seiner Mutter bezieht er sich auf das von Blaise Pascal an seiner Nichte erlebte Heilungswunder bei deren Klosterbesuch in ebendiesem Pariser Vorort. Pascals Nichte litt an einem Augentumor. Ebenso sieht der Erzähler im Traum seine verstorbene Mutter mit einem verquollenen Auge: „Das Gesicht der Mutter im, nein,

nach dem Tod alterslos und auf eine Weise lebendig wie nie zuvor. Es war sie, meine Mutter, und es war eine Fremde, eine furchtbare.“ (122)

Der Erzähler deutet bereits in diesem Traumerleben seine Entfremdung von dem Rache-nehmen-Müssen an. Und es geschieht tatsächlich das Wunder, dass der Racheakt am Ende nicht vollzogen wird. Die Fahrt nach Port-Royal-des-Champs, um die dort lebende Journalistin aufzusuchen, endet in einer Gaststätte am Ende zweier Bahnlinien. Auf dem abendlichen Fest, das dort stattfindet, begegnet der Erzähler Menschen wieder, die ihm tagsüber begegnet waren, in anderer Gestalt – und trotzdem dieselben. Der Gedanke an das biblisch überlieferte eschatologische Hochzeitsmahl, bei dem die Auferstandenen wieder zusammenfinden, legt sich nahe. Interessanterweise sieht der Erzähler auf dem Fernseher dieses Lokals während einer Debattenübertragung die Journalistin, an der er Rache nehmen wollte. „Und ganz plötzlich, wie Murmeln woanders hinrollen“, entscheidet er: „Sie, die Übeltäterin, sie und ihresgleichen gehören nicht in die Geschichte, weder in diese noch sonst in eine! Es war darin kein Platz für sie. Und das war meine Rache. Und das genügte als Rache. Das war Rache genug.“ (156f) Handke bezieht sich mit seinem erlösten Erzähler auf das, was sprachwürdig ist. Im Hintergrund steht das Offenbarungserleben von Pascal, der dem biblisch tradierten, personalen Gott Abrahams begegnete und dies in seinem „Memorial“ festhielt.

Handke gibt im verdeckten Bezug zur biblischen Tradition zu verstehen, dass vom Jenseitigen, Heiligen her die Heiligkeit der Sprache resultiert. Daher entwickelt sich diese Geschichte zur Heilsgeschichte, die analog zur Bibel mit einem Fest endet, bei dem die Erlösten mit sich und anderen versöhnt sein werden. Der fröhliche, vom Rachevorhaben befreite Erzähler bittet seine Tischnachbarin um einen Taschenspiegel, damit er wie anfangs sein Gesicht betrachten kann: „Ja, sieht so einer aus, dem die langersehnte Rache gelungen ist? Fröhlich schaute ich mich aus dem Spiegel an, fröhlich, wie ich mich kaum je erlebt hatte...“ (157)

Marie-Luise Reis

Jakob Matthiessen
Tod oder Taufe
Die Kreuzfahrer am Rhein
Historischer Roman

Meßkirch: Gmeiner Verlag. 2021
653 Seiten
16,00 €
ISBN 978-3-8392-0083-4

Mainz, im Sommer des Jahres 1096: Christliche Kreuzfahrer belagern auf ihrem Weg nach Jerusalem die Stadt Mainz und fordern alle Juden zur Taufe auf – falls sie sich weigern, droht ihnen der Tod. Dies ist das Setting der Erzählung, die sich im Wesentlichen auf die Geschehnisse an sechs heißen Junitagen konzentriert und somit äußerst dicht konzipiert ist. Basierend auf historischen Ereignissen während des ersten Kreuzzugs, aber erzählerisch verdichtet und um fiktive Elemente und Figuren ergänzt, legt Jakob Matthiessen hier seinen ersten Roman vor.

Die Schauplätze der Handlung wechseln geschickt und mit Sinn für Spannungsbögen immer wieder zwischen den Geschehnissen im Lager der Kreuzfahrer und den Ereignissen in der Stadt beziehungsweise in der jüdischen Gemeinde und bei ihren christlichen Verbündeten in der Bischofspfalz. Als Handlungs- und Sympathieträger fungieren auf der Seite der jüdischen Gemeinde Rabbi Chaim, seine Frau Jehudith und ihre Familie. Mit ihnen erlebt der Leser das bunte Treiben in der Stadt, die Vorbereitungen für die Hochzeit von Jehudiths Schwester Sarah sowie die Sorgen des Rabbis und des jüdischen Rates vor dem Herannahen der Kreuzfahrer. Zu ihnen gesellt sich Domdekan Raimund, der mit Chaim befreundet ist und gemeinsam mit ihm die Psalmen aus dem Lateinischen und Hebräischen übersetzt. Die offene, von gegenseitiger Toleranz und Respekt geprägte Freundschaft der beiden Theologen mutet etwas „modern“ an, wie der Autor im Nachwort selbst anmerkt (612), verstärkt aber geschickt die Empathie seitens des Lesers und legt die theologischen Verbindungen von Christentum und Judentum offen. Mit Raimund erhält der Leser auch Einblick in die Abläufe und das religiöse Leben am Bischofshof, die Planungen für die Stadtverteidi-



gung und das kirchenpolitische Umfeld von Kreuzzügen und Investiturstreit im Jahr 1096.

Auf der Seite der Kreuzfahrer steht Peter im Mittelpunkt, ein junger Bauernsohn aus Gerstendorf bei Oppenheim am Rhein, der auf Betreiben des intriganten Priesters Rotkutte seine Familie verlässt und sich dem Zug der Ritter und Bauern anschließt. Peter träumt von der Eroberung Jerusalems, einer schönen Frau und großem Reichtum, hat jedoch weder vom Kämpfen noch vom Stadtleben irgendeine Ahnung. In seiner Einfachheit wirkt er zuweilen sympathisch, wenn er den Umgang mit Geld erlernt und die Technik eines Ziehbrunnens erfragt oder sich im Mainzer Straßengewirr verläuft. Doch verfällt er auch in Eroberungswünsche und antijüdische Ressentiments. Ahnungslos und leicht zu beeinflussen gerät er in die Fänge Rotkutes und des Heerführers Emicho, die ihn für ihre Zwecke ausnutzen. So wird er zur Schachfigur in einem politischen Spiel, das er nicht versteht, und ist von Träumen und Ängsten hin- und hergerissen. Geschickt konstruiert kreuzen sich die Wege Peters, Rotkutes, Raimunds und von Chaims Familie mehrfach im Lauf der Geschichte.

Die Darstellung zeichnet detailreich das jüdische Leben und den Alltag der Kreuzfahrer nach und spart nicht mit teils drastischen Einzelheiten: Hautnah erlebt der Leser die Verzweiflung der jüdischen Gemeinde, deren Mitglieder sich beim Vordringen der Kreuzfahrer auf eine mögliche freiwillige Selbsttötung vorbereiten und deren Theologen um die korrekte Auslegung von Torah und Talmud vor dem Hintergrund der drohenden Zwangstaufe ringen. Greifbar wird auch die Ohnmacht der christlichen Verteidiger, die mit Rotkutte und Emicho theologisch und militärisch um eine Lösung streiten. Eine Hetzrede Rotkuttens am Römischen Theater vor den Toren von Mainz eskaliert ins Fanatische – an seiner Figur zeigt sich der Abgrund eines intoleranten religiösen Fundamentalismus, der mit Lügen, Intrigen und Vorurteilen den Antijudaismus der Kreuzfahrer schürt. Als diese nach einer perfiden Intrige Rotkuttens Mainz erstürmen, richten sie unter den jüdischen Bürgern, die es nicht in die Bischofspfalz als letzten sicheren Ort geschafft haben, ein Blutbad an und verwandeln die Innenstadt in ein Leichenmeer. Die Grausamkeit dieses skrupellosen Vorgehens, das Raub, Mord und Vergewaltigung einschließt und an einigen Stellen detailliert geschildert wird, ist mitunter schwere Kost.

Der Erzählfluss wartet mit einigen unerwarteten Wendungen auf, mehrere Spannungsbögen bleiben bis kurz vor Schluss offen. Werden es Chaim und Raimund, deren Freundschaft im Laufe der Geschehnisse auf eine harte Probe gestellt wird, schaffen, die in die Bischofspfalz geflüchteten Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu retten und vor der scheinbar ausweglosen Alternative „Tod oder Taufe“ zu bewahren? Oder werden die Kreuzritter die Bischofspfalz erstürmen? Und wird Peter wie erträumt ruhmreich nach Hause zurückkehren?

Jakob Matthiesen hat mit seinem ersten Roman eine durchweg flüssig lesbare und spannungsreiche Erzählung über die Zeit der Kreuzzüge, die Pogrome und deren Folgen für das Judentum am Mittelrhein vorgelegt und dabei die Fragen nach religiösem Fundamentalismus, der Kraft der Toleranz und der Freundschaft zwischen den Religionen aufgespannt. Beigegeben ist dem Text ein umfangreicher Anhang mit drei Karten, einem Glossar der wichtigsten Begriffe aus dem jüdischen und christlichen Kultbereich, ausführlichen Erläuterungen zur Historizität respektive Fiktion der Erzählung und zur Geschichte von Antijudaismus und Antisemitismus sowie Nachweisen von verwendeten Zitaten und Hinweisen zur Forschungsliteratur. Das beigelegte Material ermöglicht so eine vertiefende Erschließung und historische Einordnung des literarisch sehr gelungenen Romans, der dem heutigen Leser die Judenpogrome während des ersten Kreuzzugs in dramatischer Weise ins Bewusstsein rückt.

Martin Belz

Michaela Kopp-Marx, Martin W. Ramb und Holger Zaborowski (Hg.)

**Die Christus-Trilogie zwischen Bibel, Traum und religiöser Erfahrung
Patrick Roth im Gespräch**

Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag. 2022

280 Seiten

49,80 €

ISBN 978-3-8260-7421-9

Ein Geheimtipp! So wurde 1991 der erste Band der Christustrilogie von Patrick Roth, die Novelle „Riverside“, unter christlichen Lesern und Leserinnen weitergegeben. Mittlerweile, 30 Jahre später, gibt es eine breite Roth-Rezeption im deutschen Sprachraum und speziell in der Theologinnenwelt – nicht zuletzt dank der vielfältigen Initiativen von Martin Ramb, Holger Zaborowski und dem Eulenfisch. Die Anziehungskraft Roths liegt aber auch darin begründet, dass der gebürtige Karlsruher, der lange Jahre in Los Angeles gelebt hat und nun wieder nach Deutschland zurückgekehrt ist, ein ungemein sympathischer Mensch ist, der sich mit Offenheit und Neugier auf Tagungen und Lesungen dem Gespräch aussetzt, wie man aufgrund des lebendigen Fotos auf dem Cover des vorliegenden Buches ahnen kann. Wenn man Patrick Roth begegnet, steht ein Mensch vor einem, der einen ganz eigenen inneren Weg mit großer Ernsthaftigkeit und Kompromisslosigkeit geht; dieser kann nicht nachgeahmt werden, aber die eigene spirituelle Suche inspirieren und ermutigen. Das Christentum von Patrick Roth ist kein konfessionelles; eher gehört er zu denen, die etwas suchen und beschreiben, was postsäkulare spirituelle Wanderinnen mit Transformation, Erwachen, Wiedergeburt, Initiation bezeichnen: eine lebensverändernde Erfahrung, einen Einbruch der großen Transzendenz, der oft mit intensiven Krisen verbunden und insofern geschenkt wie erlitten ist. Patrick Roth nennt dieses Geschehen biblisch und christlich „Auferstehung“. Diesem Thema und insbesondere der Christustrilogie war eine Tagung gewidmet, die zum 65. Geburtstag des Autors im Juli 2018 in Vallendar stattfand und die im vorliegenden Band dokumentiert und um einige Beiträge erweitert wird.



Den Auftakt des Bandes macht die intensivste Roth-Kennerin, Michaela Kopp-Marx. Sie analysiert die drei Teile der Christustrilogie als „hochindividualisierte Heilsdramen, die die religiöse Problematik der Gegenwart sichtbar werden lassen und zugleich einen Weg aus dem metaphysischen Dilemma der Moderne eröffnen“ (57). Bernhard Stricker verschränkt seine Roth-Interpretation in überraschender Weise mit einer Legende des Baal Schem Tov und bringt die jüdisch-haggadische Erzählweise Roths ins Gespräch mit Johann Peter Hebel und Walter Benjamin. Der springende Punkt: „Nicht erzählte Erfahrung, sondern die Erfahrung des Erzählenden selbst zählt.“ (62) Eben dies geschieht auch dem Erzähler Diastasimos in der Novelle „Riverside“: Heilwerden im Erzählen des Unheils, oder, mit Benjamin: „Der Erzähler ist die Gestalt, in welcher der Gerechte sich selbst begegnet.“ (87) Wolf-Andreas Liebert bringt seine religionslinguistischen Forschungen mit Patrick Roth ins Gespräch und fragt, ob man Parallelen zu Alltagssprachlichen Erzählungen (spirituellen) Erwachens ziehen kann. Strukturparallelen werden zwar erkennbar, aber die Unterschiede sind doch überdeutlich, da es sich in Roths Erzählungen gerade nicht um Alltagssprachliche Verarbeitung einer Erwachenserfahrung handelt, sondern um ein „kunstvolles, in jeder Weise sprachlich durchgearbeitetes, großes literarisches

Werk“ (126). Ludger Verst interpretiert die mittlere und am schwersten zugängliche Erzählung der Trilogie, „Johnny Shines“. Aus tiefenpsychologischer Sicht, so Verst, ist sie zu lesen „als das Modell einer Traumaästhetik, die der Nicht-Darstellbarkeit traumatischer Erlebnisse literarisch Form verleiht“ (141). Rita Anna Tüpper schlägt den Bogen vom Früh- zum Spätwerk und liest die zwischen 1991 und 1996 entstandene Christustrilogie im Licht des 2020 erschienenen „Gottesquartetts“. Dabei zeige sich, wie eine charakteristische Überzeugung Roths im Spätwerk immer deutlicher werde, nämlich ein im Herzen wurzelndes Schreiben als Bekenntnis (169). Der Perspektivenwechsel auf das Verhältnis von Gott und Mensch, den Roth seiner Leserschaft dabei immer wieder zumutet, ermögliche dabei die „Erkenntnis der Befähigung eines jeden Menschen zu einem prophetischen Leben – eine Zuschreibung, die erneut die tief humanistische und gerade darin transzendenzbezogene Radikalität der Literatur Patrick Roths zu erkennen gibt“ (162). Georg Langenhorst hat Roths Werk den Weg in die theologische und insbesondere religionspädagogische Rezeption geöffnet. Er stellt die Christustrilogie in die Reihe der zeitgenössischen Jesusromane, um am Schluss zu betonen, dass es nicht der Stoff, sondern der spezifische Umgang mit Sprache sei, der Roths Werk für die Theologie so faszinierend macht: Sie ermögliche „echte Vergegenwärtigung (...), reale Erfahrung, unverstellte Unmittelbarkeit, die Option auf tiefe Ergriffenheit“ (190). Die performative Kraft eines Textes konstatiert Thomas Schumacher auch für neutestamentliche Texte, die das zentrale und doch unsagbare Thema Tod und Auferstehung behandeln. Insbesondere das Verhältnis von Schrift und Erfahrung, Text und Leben in den Erzählungen Roths ist dabei für den Neutestamentler inspirierend, der sich aus dem allzu engen Korsett der historisch-kritischen Rekonstruktion lösen will. Es folgen im Band mehrere kürzere Beiträge zum Thema Offen-

barung (Helmut Müller), Bibeldidaktik (Marie-Luise Reis), Allversöhnung (Thomas Menges) und Geschichtsphilosophie (Jochen Ring).

Den Abschluss des Bandes bilden zwei sehr interessante Interviews mit dem Schriftsteller Patrick Roth selber. Zum einen mit den Herausgebern des Bandes („Nahe dem Feuer“) und zum anderen mit Stefan Seidel („God is Reality Itself“). Darin zeigt sich einmal mehr, wie sehr es Patrick Roth immer wieder gelingt, seine Leser mit hineinzunehmen in seinen eigenen spirituellen Weg. Auf die Frage, ob es ihm möglich sei, das, was er unter „Gott“ verstehe, näher zu beschreiben, antwortet Patrick Roth: „Es ist mir nicht möglich. Das Größere kann vom Kleineren nicht begriffen, nicht verstanden werden. Aber jedes meiner Bücher, würde ich behaupten, will an solche Bilder rühren, sucht zu beschreiben, mehr noch: will diese Bilder – ich glaube, das ist das eigentliche Ziel – geschehen machen, diese Bilder geschehen lassen, in ihrer Wirkung zum Geschehnis öffnen im Leser.“ (273) Wen wundert, dass diese Literatur spirituell und theologisch interessierte Leser und Leserinnen immer wieder von Neuem fasziniert? Wer nach der Lektüre von Patrick Roths Erzählungen und Texten mehr sucht, Anregungen und Hinweise für tieferes Verstehen und weiteres Nachdenken, der greife zum vorliegenden Band und wird es nicht bereuen.

Sr. Margareta Gruber OSF

Martin Walser

Lieber träumen wir alles, als dass wir es sagen

Ein Gespräch mit Michael Albus

Mit einem Essay von Arnold Stadler

Ostfildern: Patmos Verlag, 2022

223 Seiten

25,00 €

ISBN 978-3-8436-1258-6

Drei alte weis(s)e Männer treffen sich in einem wunderschönen Haus direkt am Ufer des Bodensees. Arnold Stadler (68 J.) und Michael Albus (77 J.) besuchen Martin Walser (95 J.) in Nussdorf und sprechen zwei Tage mit dem Schriftsteller. Sie haben im Sinn, eine „dialogische Biografie“ Walsers aufzuschreiben. Was gäbe es nicht alles zu erfahren, wenn man einen so hochproduktiven und hochbetagten Autor, der inzwischen sein 96. Lebensjahr erreicht hat, ins Gespräch ziehen kann! Diese Chance wird respektvoll und intensiv genutzt. Walser lebt nunmehr ganz in der Gegenwart. Die Erinnerung ist kein kontinuierlicher roter Faden in die eigene Vergangenheit: „Zurückblicken – ich weiß nicht, was das ist.“ (11) Dafür gibt es aber „Rückblicksblitze“. Sie ziehen in Sekundenschnelle vorbei und vergegenwärtigen persönlich bedeutsame Erlebnisse – überdeutlicher als es andere Denk- und Fühlerfahrten tun können. Wenn Walser es noch schaffen würde, sagt er, würde er ein Buch schreiben, das aus einer Folge von „Rückblicksdeutlichkeiten“ bestünde, von denen keine je einen Moment Dauer gehabt habe. Das wäre schon ein immenses Unterfangen, solche blitzartigen Momenteindrücke aus der Vergangenheit in Sprache zu fassen und sie auf diese Weise wiederzugewinnen – auch für Leser und Leserinnen.

Stadler und Albus knüpfen daran an und regen Walser zu einer Folge solcher Rückblicksdeutlichkeiten an, indem sie Ausschnitte aus dem autobiografisch imprägnierten Roman „Ein springender Brunnen“, aus „Mein Jenseits“ und aus anderen Werken einblenden und Walser so die Gelegenheit geben, Erinnerungen oder Kommentare damit zu verknüpfen. Das ist ein geschicktes Vorgehen, Gesprächsanlässe zu schaffen, weil es dem Dialog einen methodischen Bezugsrahmen gibt. Wir erfah-



ren viele interessante Einzelheiten, z.B. wie Martin Walser seine spätere Frau Käthe kennengelernt hat, oder Anekdotisches über Arno Schmidt, Ernst Bloch oder Uwe Johnson. Trotzdem wird es nie voyeuristisch. Ein paar Blitze gelten auch dem Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, zu dem er bekannterweise eine sehr ambivalente Beziehung hatte. So schildert er mit gezügelter Vergnügen, wie er und Reich-Ranicki einmal bei einem Empfang des Suhrkamp Verlags ihre Bücher signierten. Da hat es sich begeben, dass die meisten Leute Vnur von ihm ein Buch signiert haben wollten, und keiner wollte sich etwas vom Großkritiker unterzeichnen lassen. Dieser hat dann kurzerhand die bereits von Walser signierten Bücher auch seinerseits signiert. „Und das Typischste dieses ganzen Verhältnisses ist sicher, dass der Reich-Ranicki meine Bücher signiert.“ (101). Diese doppelt signierten Bücher haben sicher das Potential einer bibliophilen Rarität!

Walser hat seine Kämpfe ausgekämpft. Mittlerweile vertritt er die These – ob nun ernsthaft oder eher abwehrend –, dass Literaturkritiken fürs lesende Publikum geschrieben seien, nicht für die Autoren selber. Walser hatte einige Kämpfe zu bestehen. Denken wir an den Skandal um seine Rede in der Paulskirche. Das alles ist nicht ohne Verlet-

zungen abgegangen, die er einräumt. Das hindert ihn jedoch nicht, ein paar scharfsichtige und ebenso scharfzüngige Aphorismen über einige prominente Literaturkritiker, vor allem aus der ZEIT, zu formulieren.

Walsers Roman „Ein springender Brunnen“ ist der wohl am stärksten autobiografisch inspirierte Roman. In der Gestalt der Hauptfigur Johann schimmert Vieles durch, was der Autor selbst erlebt hat, ohne dass man von einer absoluten Deckungsgleichheit sprechen sollte. „Deswegen darf man, wenn man etwas über Wasserburg oder über mich sagen will, nicht ‚Ein springender Brunnen‘ nehmen.“ (52) Der Roman wurzelt durchaus in der Wirklichkeit. Aber dadurch, dass es eben keine Dokumentation ist, sondern eine Fiktion, wird sie so überschrieben, dass dahinter etwas Neues, eine Idee aufscheint. Zweifellos enthalten literarische Fiktionen viel Reales wie z.B. Schauplätze, historische Hintergründe, Kunsttheorien usw., aber sie sind kein Selbstzweck. Das literarische Erzählen bzw. Fiktionalisieren gründet zwar im Realen, aber dieses wird zum Zeichen für etwas Anderes, was durch sie hindurch vorstellbar gemacht wird. Thomas Mann spricht von einer symbolischen Steigerung der Realität. Was dabei herauskommt, nennt Literaturwissenschaftler Wolfgang Iser das Imaginäre. Fingieren bedeutet daher immer eine Grenzüberschreitung zwischen Realem und Imaginärem. So wird Literatur zu einer spezifischen Form der Weltzuwendung eines Autors. Walser bringt es auf den Punkt, wenn er sagt: „In dem Buch ‚Ein springender Brunnen‘, das ich über Wasserburg geschrieben habe, da steht viel über meinen Vater drinnen. Aber alles, was da drinnen steht über diesen Vater, sind seine Wirkungen auf einen inzwischen ziemlich erwachsenen Schriftsteller. So hat er gewirkt. ... Der Sprachbaum, alles in ‚Ein springender Brunnen‘ sind Vaterwirkungen. Der Johann ist ein Seelenabbild meines Vaters.“ (51f)

Ausdrücklich erklärt Walser, dass es innige Wirkungen von Personen sind, die seine Romanfiguren ausmachen. „Im Buch muss es nicht so zugehen wie in Wirklichkeit.“ (60) Auf Seiten von Autor und Lesern und Leserinnen gibt es zwei komplementäre Bewegungen. Wenn der Autor durch seine Erfindungen etwas sprachlich Gestalt annehmen lässt, so „übersetzt“ der oder die Leser(in) die inszenierte

fremde Textwelt in seine eigenen Erfahrungen. Er versucht, die fremde Welt zu deuten, und eignet sich so etwas an, das vorher nicht in ihm gewesen ist. So überschreitet auch der Lesende die eigenen Grenzen. Alfred Dorn, die Hauptfigur in dem Roman „Die Verteidigung der Kindheit“, hat das Leben eines realen Beamten im hessischen Kultusministerium als Vorlage, aber eigentlich geht es um ein großes Thema: den Verlust der Kindheit und den vergeblichen Versuch, die Zeit festzuhalten. Walser hat einen wunderbaren Satz gesagt: „Literatur ist das Licht, das uns alle erleuchtet.“ (144). Er zitiert u.a. Proust, demnach ein Leser, wenn er liest, ein Leser seiner selbst sei. Das Werk des Schriftstellers sei dabei „lediglich eine Art von optischem Instrument, das der Autor dem Leser reiche, damit er erkennen möge, was er in sich selbst vielleicht sonst nicht hätte erschauen können.“ (43)

Die interessantesten Passagen des Buches beziehen sich auf das Schreiben an sich. Hier gibt es einiges zu entdecken, fast könnte man von Skizzen einer kleinen Poetik des Schreibens sprechen, wie sie sich aus der reflektierten Praxis eines Autors entwerfen lässt. Wie hat Walser mit dem Schreiben angefangen? „Ich schreibe halt. Und ich habe immer geschrieben.“ (35) Es gibt verschiedene Antriebe. Einer ist eher äußerer, ästhetischer Natur. Walsers Mutter hatte große Geschäftsbücher, die einen Meter lang und aus aalglattem weißen Papier waren. Da die Seiten von der Buchführung nie ganz voll beschrieben waren, übte das freie weiße Papier eine magische Anziehungskraft auf ihn aus – es wollte einfach beschrieben werden. Ein weiterer Antrieb ist die besondere Gestimmtheit, die sich aus Lektüre entwickelt. Einer, der schreibt, ist auch ein Leser. Wenn Walser z.B. Hölderlin gelesen hatte und durch die Dachbodenfenster aufs Rheintal schaute, stellte sich dieses Gefühl ein, auch wenn er in eine ganz andere Situation gestellt war. Auf diese produktive Leseerfahrung, diesen Stimmungsanlass, bei der er als Leser seine eigenen Grenzen überschreitet, reagiert Walser durch eigenes Schreiben. Es ist ein unmittelbarer Äußerungsdrang. Der dritte Antrieb ist existentiell: Es ist der Schmerz, dem das Schreiben vorausgeht. Immer tut etwas weh. Ihn schmerzt der Schmerz. Er kann sich in den Schmerz hineinversetzen. Daher sind viele Romanfiguren Walsers

Gescheiterte, die im Leben aus irgendeinem Grund nicht zurechtkommen. Es lohnt sich, sich mit dem umfangreichen Werk Walsers zu beschäftigen. Ich kann es nur empfehlen.

Walser ist sehr wortmächtig. Es gelingt ihm, diesen existentiellen Schmerz glücklich zur Sprache zu bringen. Seine Bücher können als „nachträgliche Korrektur des Lebens und seiner Runden, die eckig sind“ (170), gelesen werden. Der Schmerz ist ein Bruder des Lebens, merkt Arnold Stadler an, er ist unausweichliche Folge des Augenblicks und sei er noch so glücklich. Nie kann man ihn festhalten, obwohl alle Lust doch tiefe Ewigkeit will. Das ist echt nietzscheanisch gedacht. Und dann muss er schreiben, ohne zu bestimmen, was daraus wird. So versteht sich Walser als „Objekt“ seiner Sprache. Er muss einem inneren „Kommando“ folgen, ob man dies nun mit „Es“ umschreibt oder anders. Es findet eine Entsprechung in „Ein springender Brunnen“: „Wenn er anfängt zu schreiben, soll schon auf dem Papier stehen, was er schreiben möchte. Was durch die Sprache, also von selbst aufs Papier gekommen wäre, müsste von ihm nur noch gelesen werden. Die Sprache, dachte Johann, ist ein springender Brunnen.“ (41)

Man kann sich mit Walser gar nicht vertieft beschäftigen, ohne auf sein Verhältnis zur Religion zu sprechen zu kommen. Er ist katholisch aufgewachsen. Zwei Tanten waren Klosterschwestern. Die kunstreichen oberschwäbischen Kirchen, die Kirchenmusik, eine spezielle Predigtrhetorik haben seine ästhetische Sensibilität und Empfänglichkeit geschult: „Religion ist für mich der Leidensblick des Benefiziaten zum Himmel und in die Tiefe, und die Stimme von Anton Gröbel aus dem Kirchenchor.“ (79) Was seine Erfahrungen mit der Institution Kirche angeht, so hat er sich schon früh distanziert. Wer

die Erzählung „Mein Jenseits“ liest, die auch durch Walsers Auseinandersetzung mit Karl Barths Römerbriefkommentar angeregt ist, wird mit elementaren Glaubenszweifeln und Glaubensverzweiflungen konfrontiert. An einer Stelle heißt es da: „Der Glaube heißt Berge besteigen, die es nicht gibt.“ Ein ewiges Hin- und Her zwischen glauben wollen und nichtglauben können. In seinem Roman „Muttersohn“ ist sein Religionsverständnis in allen Facetten ausgebreitet.

Wenn man mit einem hochbetagten Menschen ins Gespräch kommt, ist die Frage nach den letzten Dingen irgendwie unabweisbar. Albus und Stadler lassen hier taktvollerweise Textausschnitte aus Walsers Werken „Ein sterbender Mann“ und „Spätdienst“ zu Wort kommen, die wegen ihrer lakonischen Formulierungen berührend und eindringlich sind. Es schließt sich der Kreis der Erinnerungsblitze. Der allerletzte könnte großartig sein, er ist absolut erfüllte Gegenwart: „Das Ende könnte so sein: ein Andrang von allem und sofort. Eine Fülle zum Schluss wie nie zuvor.“ (125)

Susanne Nordhofen

Claudia Berg
Die Ewigkeit im Augenblick

Halle: Verlag der Galerie Erik Bausmann. 2022

108 Seiten m. s-w u. farb. Abb.

30,00 €

ISBN 978-3-9803328-9-2

„Die Landschaft, die ich liebe, ist armselig“ – mit dieser erstaunlichen Aussage Claudia Bergs beginnt das Video auf der Website (<https://claudia-berg-grafik.de/>) der Hallenser Künstlerin, die ja gerade die Landschaft in den Mittelpunkt ihrer Arbeit gestellt hat. Sie bedient sich der (Sepia)Zeichnung und vornehmlich der Druckgrafik – genauer der Kaltnadelradierung, einem Tiefdruckverfahren, bei dem mittels einer Radiernadel Striche in die Kupferplatte geritzt werden. Sind ihre oftmals großformatigen Kaltnadelradierungen armseliger Landschaften ebenfalls armselig?

Werfen wir einen Blick auf den Umschlag des Buches, einen Ausschnitt aus einer 34 cm hohen und 76 cm breiten Grafik von 2019/20 mit dem Titel „Kallabrien“. Das Bild ist gegenständlich, folgt aber keinem mimetischen Ideal; die Farbpalette ist zurückgenommen und changiert zwischen Schwarz- und Grautönen. Zu sehen ist eine ruhige, menschenleere Landschaft, die aufs Wesentliche – auf schlanke Bäume und Gestrüpp, eine Anhöhe im Hintergrund und einen weiten Himmel – reduziert ist. In anderen Landschaftsbildern der Künstlerin kommen noch Flüsse und Gewässer sowie Gebäude und Ruinen als menschliche Hinterlassenschaften hinzu. Die Grafiken „oszillieren“, so Barbara Stark, „zwischen Enthüllen und Verbergen“ und „erzählen ... Geschichten, deren Narrativ verborgen bleibt, aber die Phantasie des Betrachters gerade deshalb inspiriert“ (106). Beim Rezensenten sind es Stimmungen, die evoziert werden, und sich mit Worten wie (Ver)Zauber(ung) und leise Melancholie umschreiben lassen. Schöne, keiner Beachtung wertige Landschaften transformiert Claudia Bergs künstlerischer Blick in etwas, das Aufmerksamkeit erheischt und so etwas wie Würde verströmt. Dabei versucht sie, so der paradoxe Titel des vorliegenden Buches, die „Ewigkeit im Augenblick“ einzufangen.



Die 1976 in Halle geborene Claudia Berg absolvierte Studium (1995-2002) und Aufbaustudium (2002-2004) an der dortigen Hochschule für Kunst und Design Burg Giebichenstein im Fachbereich Grafik/Malerei. Die mit Stipendien und Preisen bedachte bildende Künstlerin, die sich auch intensiv mit Literatur befasst, erhielt 2021 den renommierte Hans-Meid-Preis für Buchillustration. Besondere Erwähnung verdienen ihre einundzwanzig Kaltnadelradierungen zu Joseph Conrads Roman „Herz der Finsternis“ von 2007.

Das mit instruktiven Texten von Helmut Brade, Christian Lehnert, Joachim Seng und einer Rede von Barbara Starck angereicherte, reich bebilderte Künstlerbuch belegt, dass sich Claudia Berg nicht nur mit verlassenen Orten und kargen Landschaften in Deutschland befasst: In Polen ist sie auf den Spuren Chopins unterwegs; die Stadtlandschaft Paris fasziniert sie. Mit Goethes „Italienischer Reise“ im Gepäck bereist sie Sizilien, besucht Venedig und die etruskischen Nekropolen Norchia und Castel d’Asso. Dabei sucht und findet sie ganz eigene Blickwinkel, um den schönen Orten und Landschaften auf ihren Zeichnungen, Gemälden und Grafiken neue Seiten abzugewinnen. Durch mehrere Zustandsdrucke lässt sich an zwei Beispielen die Entstehung einer Kaltnadelradierung nachvollziehen. Porträts, die einen beachtlichen Nebenzweig in ihrem Oeuvre bilden, sind in diesem Buch nicht berücksichtigt.

In der Kunst der ehemaligen DDR spielte anders als in der Bundesrepublik die Grafik eine wichtige Rolle. Nun bietet dieses wunderbare Künstlerbuch – von dem übrigens auch eine Vorzugsausgabe mit einer kleineren Grafik erhältlich ist – eine gute Gelegenheit, die außerordentliche Qualität der mitteldeutschen Künstlerin Claudia Berg und insbesondere ihrer Kaltnadelradierungen zu entdecken.

Thomas Menges

Gemeinde Oberammergau (Hg.)

Passionsspiele

Oberammergau 2022

176 Seiten m. farb. Abb.

Berlin: Verlag Theater der Zeit. 2022

35,00 €

ISBN 978-9-95749-275-3

Pünktlich zur Premiere der 42. Passionsspiele am 14. Mai 2022 hat die Gemeinde Oberammergau dieses gut gestaltete und exzellent bebilderte Buch veröffentlicht. Im Mittelpunkt stehen die eindrücklichen Aufnahmen von Birgit Gudjonsdottir, die mitten hinein in das dramatische Geschehen zoomt, das der Theaterbesucher ja nur aus der Distanz verfolgen kann. Die Kamerafrau und Fotografin dokumentiert jede der zwölf „Vorstellungen“ und zwölf „Lebenden Bilder“, die typologische Szenen aus dem Alten Testament nachstellen; ihren Farbaufnahmen sind die entsprechenden biblischen Texte vorangestellt. Dabei wird der aufmerksame Betrachter rasch bemerken, dass nicht nur die Rolle des Jesus zweifach besetzt ist. Ergänzt wird der opulente Bildteil (10-141) durch eine informative Chronik der Oberammergauer Passionsspiele von Teresa Grenzmann (156-167) sowie ein Gespräch zwischen dem Spielleiter und Regisseur Christian Stückl, dem Bühnen- und Kostümbildner Stefan Hageneier sowie dem musikalischen Leiter und Dirigenten Markus Zwick; Letzteres liefert wichtige Hinweise zu einem besseren Verständnis der aktuellen Version des Passionsspiels (142-153). Abschließend werden die Hauptdarsteller und die Musiker aufgeführt (170-175).

Die Passionsspiele sind ein soziales Event ohne gleichen. Mitwirken darf nur, wer entweder in Oberammergau geboren wurde oder seit 20 Jahren vor Ort lebt. Von den 5.400 Einwohnern der oberbayerischen Gemeinde beteiligen sich 2022 etwa 1.400 Erwachsene und 400 Kinder, so dass nicht nur Alt und Jung, sondern auch Menschen unterschiedlicher religiöser Überzeugung zusammenfinden. Es gibt einige Darsteller, die bereits das 10. Mal mitwirken. Die Pandemie erzwang eine Verschiebung von 2020 auf 2022, mit der Folge, dass sich zu den



Proben alle Beteiligten vor dem Betreten des Theaters einem Corona-Schnelltest unterziehen mussten. Ab Aschermittwoch, dem 17. Februar 2021, galt der „Bart- und Haarerlass“ mit Aufforderung, sich „die Haare, die Männer auch die Bärte wachsen zu lassen“; kein Wunder, dass im Fortgang des Jahres bei manchen die Haare auffällig ergrauten. 140 Sprechrollen waren zu verteilen, die 20 Hauptrollen doppelt; wer bei der Premiere spielt, entscheidet das Los. Die Passionsmusik, die etwa eineinhalb Stunden der über fünfstündigen Aufführung einnimmt, wird von etwa 250 Sängern und Instrumentalisten bestritten, was ohne musikalische Früherziehung nicht gelingen kann. Für die Darsteller wurden rund 1.500 Kostüme von Hand im Passionstheater angefertigt. Bis zum 2. Oktober sind insgesamt 103 Spieltermine vorgesehen, wobei das Passionstheater rund 4.400 überdachte Sitzplätze fasst. Bei der Premiere waren zahlreiche Prominente aus Politik und Kirche anwesend, erwartet wird Besuch aus Großbritannien, Skandinavien und insbesondere den USA.

Wie kam es zu der weltweiten Sonderstellung der Oberammergauer Passionsspiele? Den Ausgangspunkt bildet ein 1633 gegebenes, immer wieder erneuertes Gelübde: Als während des Dreißigjährigen Krieges die Pest ins Dorf kam, schworen die Bewohner, die Passion Jesu Christi alle 10 Jahre aufzuführen, um Gott gnädig zu stimmen und sie

so vor der tödlichen Krankheit zu bewahren. Das erstmals 1634 auf dem Friedhof der Kirche aufgeführte Passionsspiel war nur eines von vielen im österreichisch-bayerischen Raum und zudem eine Kompilation aus älteren Spielen. Der fulminante Aufschwung der Oberammergauer Spiele hängt mit zwei Änderungen – des Spielortes und des gespielten Stückes – zusammen. 1820 wurde es letztmals auf dem Friedhof gezeigt und ein Passionstheater errichtet, das wegen des touristisch angekurbelten enormen Publikumsansturms neu errichtet und mehrfach umgebaut werden musste. Für das hiesige Spieljahr wurde die Theaterbühne zu einer Tempelanlage umgewandelt.

Die zweite grundlegende Änderung betrifft den auf die Bühne gebrachten Text. Eine „vollkommene Neuerfindung des Passionsspiels“ (157) legt der Ettaler Mönch Ferdinand Rosner 1750 vor: In den Mittelpunkt stellt er Jesus im Kampf gegen die Mächte der Hölle; zudem greift der Benediktiner die barocke Mode der „Lebenden Bilder“ auf. Einen Einschnitt erzwingt die Säkularisation: Othmar Weis, ebenfalls Ettaler Benediktiner, revidiert für 1811 das Passionsspiel, streicht die Allegorien, behält die „Lebenden Bilder“ bei und setzt stärker auf die Bibel; als wegweisende Neuerung kommt die Passionsmusik des Oberammergauer Lehrers Rochus Dedler hinzu. Das Passionsspiel von Weis wiederum unterzieht der Oberammergauer Pfarrer Josef Alois Daisenberger 1860 unter Einbeziehung des Johannes-Evangeliums einer gründlichen Überarbeitung. Und diese Version gerät spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg wegen ihrer stereotypen und negativen Darstellung der Juden mehr und mehr in die Kritik.

Nach jahrelangen heftigen Auseinandersetzungen wird im Sommer 1986 der damals 28-jährige Bildschnitzer und Theatermacher Christian Stückl von der Gemeinde zum Spielleiter gewählt; er unterzieht den Text, Markus Zwink die Musik einer vorsichtigen Revision. Zur Vorbereitung der Spiele findet seitdem eine Fahrt der Darsteller nach Israel statt. Erstmals spielt eine verheiratete Frau die Maria und ein evangelischer Schauspieler eine der Hauptrollen. Die 40. Passionsspiele im Jahr 2000 bringen die größte Reform seit 1860: einen neuen Text von Stückl (theologische Beratung von Ludwig Mödl), neue „Lebende

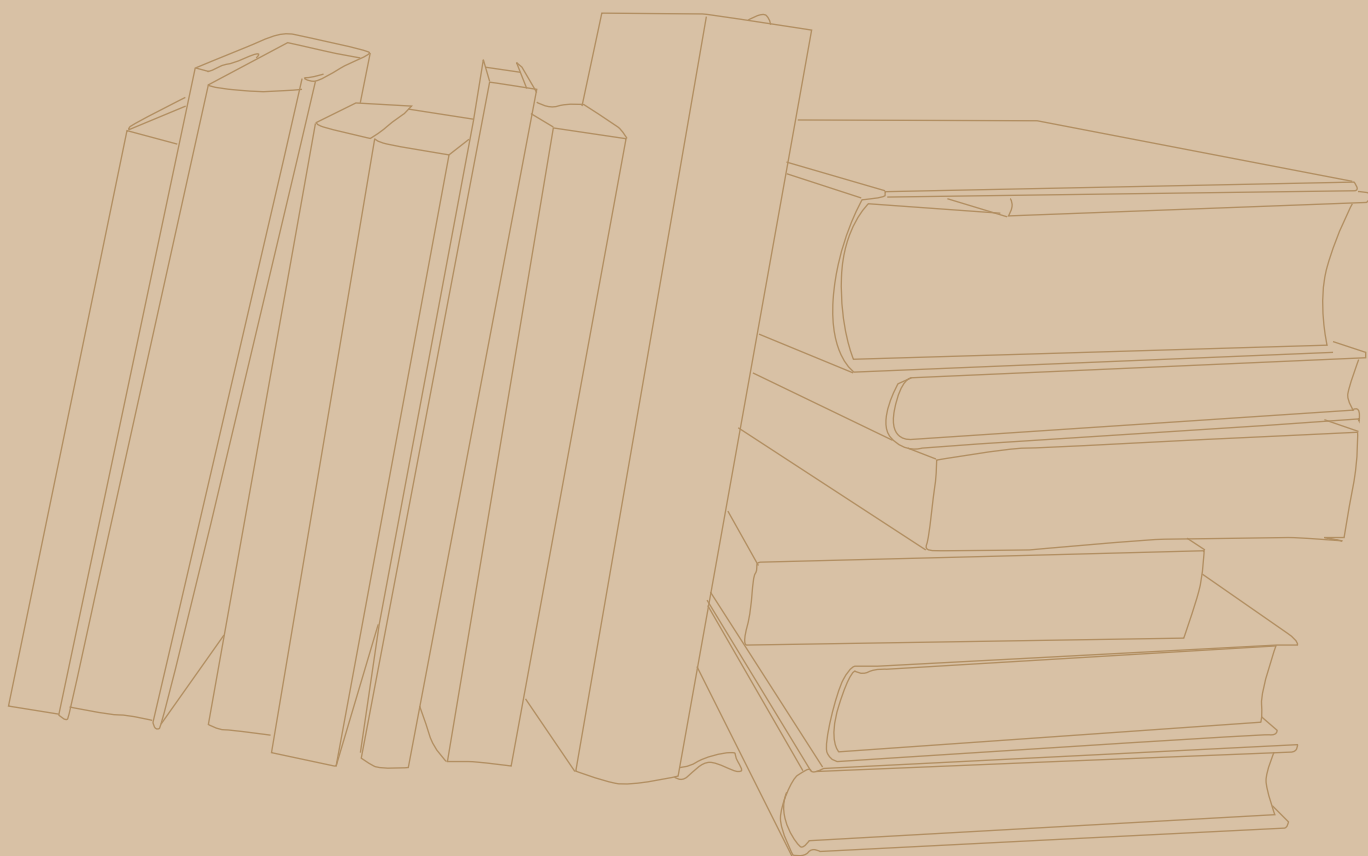
Bilder“ mit Musik von Zwink und eine neue Bühne von Stefan Hagemeier. 2010 findet eine neuerliche Überarbeitung statt, so wird etwa das „Sch'ma Israel“ bei der Tempelreinigung eingefügt. 2022 singt der Chor bei der Kreuzigung auf Hebräisch „Eli, eli lama asabtahni“ (aus Psalm 22); Abdullah Karaca fungiert als 2. Spielleiter und ein Judas wird von einem Muslim gespielt.

Dem Theatermenschen Stückl geht es um mehr als gutes Theater, möchte er doch das Leben, die Passion und die Auferstehung des Jesus von Nazareth den Besuchern unterschiedlichen Glaubens nahebringen. Das Passionsspiel 2022 zeigt den gläubigen Juden Jesus als einen Kämpfer für Gerechtigkeit, Frieden und Feindesliebe, der an seinem Messias-Anspruch festhält, was auf massiven Widerspruch stößt. Im Hohen Rat findet eine scharfe Auseinandersetzung über Jesus zwischen den Protagonisten Kaiphas und Annas auf der einen und Joseph von Arimathäa und Nikodemus auf der anderen Seite statt. Pilatus agiert als skrupelloser Machtpolitiker und repräsentiert die brutalen römischen Besatzer. (Bei manchen Äußerungen von Kaiphas und Pilatus glaubt man Putin zu hören.) Besonders gilt es Judas zu erwähnen, der Jesus zu politischem Handeln drängen will, sich von Kaiphas instrumentalisieren lässt und sich nach der Verurteilung seines geliebten Vorbilds verzweifelt erhängt: Judas wird als verratener Verräter dargestellt. Geschickt wird die Auferstehung Jesu indirekt durch die Begegnung der Frauen am Grab mit dem Engel inszeniert.

Mit ihrem Buch offeriert die Gemeinde Oberammergau allen Besuchern eine ausgezeichnete Erinnerungshilfe und allen, die keine der 450.000 Eintrittskarten erwerben konnten, einen ersten Eindruck von den beeindruckenden 42. Passionsspielen.

Thomas Menges

● PHILOSOPHIE / ETHIK



David Graeber / David Wengrow

Anfänge

Eine neue Geschichte der Menschheit

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Henning
Dedekind, Helmut Dierlamm, Andreas Thomsen

Stuttgart: Klett-Cotta Verlag. 2022

667 Seiten

28,00 €

ISBN 978-3-608-98508-5

Was haben Karneval, Weihnachten, die Zeit zwischen den Jahren und die großen Ferien mit menschlichen Kulturen zu tun, die 45.000 Jahre vor uns existierten, etwa den Erbauern von Stonehenge oder den Naturvölkern im Amazonas-Gebiet? Warum sollten wir vielleicht besser nicht von einem kontinuierlichen „Fortschritt der Menschheit“ ausgehen, der immer die abwerten muss, die auf irgendeiner der von europäischen Ethnologen definierten Entwicklungsstufe „stehengeblieben“ sind? Die Antworten erfahren wir aus dem bahnbrechend-aktuellen ethnologischen Bestseller des jüngst verstorbenen Star-Autors David Graeber und seines Kollegen David Wengrow. Das allerdings ist eine Herausforderung, muss man hier doch neben dem umfangreichen Literatur- und Anmerkungsapparat immerhin 560 Seiten Text bewältigen.

Die beiden Autoren machen es aber dem Leser/der Leserin zunächst leicht, denn, wie üblich im angelsächsischen Raum, schreiben sie leicht verständlich, verzichten auf eine streng wissenschaftliche Gliederung und Argumentation, nehmen dafür aber die Interessierten mit auf ihren eigenen faktenreichen und innovativen Denkweg. So entstehen dann Kapitelüberschriften wie die folgende: „Wie Jean-Jacques Rousseau, nachdem er einen renommierten Essaywettbewerb gewonnen hatte und aus einem anderen ausgeschieden war, die gesamte Menschheitsgeschichte eroberte.“



Um große Fragen geht es den Autoren: Die „Ursachen von Krieg, Gier, Ausbeutung und der systematischen Gleichgültigkeit gegenüber dem Leiden anderer. Waren wir schon immer so? Oder ist an irgendeinem Punkt etwas schrecklich missraten.“ (13) Hier wird also nach dem Wesen des Menschen gefragt, aber eben nicht in metaphysischer Abgehobenheit, sondern als Ergebnis sozioökonomischer Zusammenhänge, die jedem Individuum im Rahmen seiner kulturellen Prägung nur bestimmte Handlungsoptionen lässt, ihm bestimmte moralische Kodizes an die Hand gibt. „Im Grunde genommen ist es eine theologische Debatte“ so schreiben Graeber und Wengrow auf den ersten Seiten ihres Werkes.

Sie vermuten, die Antwort auf diese Fragen in einer genauen Analyse der Menschheitsgeschichte zu finden, und nehmen den Leser sofort mit auf den Weg

in eine Debatte, die seit Jean-Jacques Rousseaus „Diskurs über die Ungleichheit“ und Thomas Hobbes’ „Leviathan“ anhält und verstärkt im 20. Jahrhundert geführt wurde: von Autorinnen und Autoren wie Marcel Mauss, Claude Levi-Strauss und Marjam Dibutas, deren Werke „Die Gabe“, „Das Wilde Denken“ oder „Göttinnen und Götter im Alten Europa“ auf ethnologischen Feldstudien bei „von der Zivilisation unberührten Naturvölkern“ oder aber auf großangelegten archäologischen Ausgrabungen vor allem im sogenannten fruchtbaren Halbmond, also in Kleinasien und dem Nahen und Mittleren Osten fußen – gegenwärtigen und vergangenen Orten also, wo man „die Wiege der Menschheitskultur“ vermutet. Vor allem um die angeblich normative Abfolge von Jäger und Sammler über Ackerbau hin zu Stadtkulturen geht es den Autoren, die sie als „natürliche Evolution“ in Frage stellen. Denn, dies sei „1. schlicht und einfach unwahr, 2. mit schlimmen politischen Konsequenzen verbunden und 3. dafür verantwortlich, dass die Vergangenheit langweiliger als nötig erscheint“ (16).

Im ersten Kapitel wird zudem deutlich, dass erst der Kontakt mit Vertretern indigener Kulturen aus dem Amerika des 16. bis 18. Jahrhunderts die europäische Debatte um Freiheit und Gleichheit befeuert haben dürfte: Die Selbstverständlichkeit und argumentative Stringenz, mit der die nach Europa verfrachteten „Indianer“ wie der Wendat-Philosoph und Staatsmann Kondiaronk Herrschaftsverhältnisse, Geldwirtschaft, Moral und Religion der europäischen „Hochkulturen kritisieren“, wird im zweiten Kapitel an verblüffenden Beispielen dargestellt: „Offenbar gab es also einen Grund dafür, warum so viele wichtige Denker der Aufklärung darauf beharrten, ihre Ideale von persönlicher Freiheit und politischer Gleichheit seien durch indigen-amerikanische Quellen und Beispiele angeregt worden. Weil es stimmte“ – so die beiden Verfasser (52). Und das angebliche Gefälle zwischen der Zurückgebliebenheit prähistorischer Kulturen und dem „kultivierten“ Europa wirkt im Rückblick befremdlich: „Empörte Missionare berichteten regelmäßig, man gestehe amerikanischen [Indio-]Frauen die vollständige Gewalt über den eigenen Körper zu, sodass unverheiratete Frauen sexuelle Freiheiten besäßen und verheiratete Frauen sich nach Belieben scheiden lassen könnten.“ (59)

Für die Wirkungsgeschichte für diesen und alle folgenden „Clashes of Civilizations“ sowie für sämtliche ethnologischen und anthropologischen Debatten entscheidend ist der von dem Ethnologen Gregory Bateson (1904-1980) geprägte Begriff der „Schismogenese“. Er zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch und beschreibt das Phänomen, dass nur leicht unterschiedliche Kulturen und Positionen sich durch wechselseitige Abstoßung bis hin zu Extrempositionen wandeln können, so dass anthropologische Gemeinsamkeiten etwa in wechselseitigem Streit der Nationen und Kulturen bis zur Unkenntlichkeit von der Überbetonung von Unterschieden und der Polarisierung von Positionen verschlungen werden können, wie dies etwa im Zeitalter der Konfessionalisierung mit dem ehemals „einen“ Christentum geschah. Nur so ist zu erklären, dass in den Augen von Philosophen und Ethnologen bis heute die eigene Kultur stets fortgeschrittener erscheint als die der frisch entdeckten Indigenen oder untergegangener Hochkulturen.

In den weitschweifig angelegten Kapiteln 3 bis 6 wird zunächst en detail mit dem Vorurteil aufgeräumt, „Jäger- und Sammlergesellschaften könnten [keine] Institutionen entwickeln, die es erlaubten, große öffentliche Arbeiten und Projekte durchzuführen und monumentale Bauwerke zu errichten“ (165). Die Stonehenge-Kulturen, Poverty Point in Louisiana und das noch viel größere saisonal betriebene Heiligtum in Zentralanatolien Göbekli Tepe beweisen das Gegenteil. Das „Stereotyp vom sorglosen faulen Eingeborenen“ (170) oder der Zustand „kindlicher Einfalt“ (169), die in der Kolonial-Ideologie gepflegt und mit dem die massenhafte Unterdrückung und Versklavung indigener Völker gerechtfertigt wurden, resultiert aus dem tatsächlich wesentlich lockereren Tageszeitplan von Jägern und Sammlern. In allen Weltgeschichten bis hin zu der erfolgreichsten von Yuval Harari wird fälschlicherweise der darauffolgende Schritt zum Ackerbau als ein mühsamer, mit viel Aufwand der Aufzucht, Hege und Pflege der domestizierten Pflanzen und Tiere verbundener Weg beschrieben, der den Ertrag der Kultur und des Lebens auf einer höheren Entwicklungsstufe mit sich gebracht habe.

Graeber und Wengrove räumen auch mit einem weiteren folgenreichen Vorurteil auf, indem sie neben vorkolumbianischen amerikanischen „Kulturarealen“, die sich in Kenntnis benachbarter Ackerbauern frei für ein Dasein als Jäger und Sammler entschieden, sich ausführlich mit Çatalhöyük, der ältesten (jungsteinzeitlichen) Stadt der Welt, beschäftigen. Hier waren es Frauen, deren Anerkennung sich in der Vielzahl der als „Fruchtbarkeitsgöttinnen“ missverstandenen Skulpturen aus dieser Zeit niederschlug, die eine völlig neue „matriachale“ Variante der wenig arbeitsaufwendigen und doch effektiven Nutzung der Natur entwickelten: „Indem sie Saatgut im Hochland sammelten und auf Schwemmgeländen im Tiefland ausbrachten, setzten sie einen Prozess der Divergenz und Domestizierung in Gang. [...] Frühe Ackerbauern, so scheint es, taten nur das Allernötigste, um ihr Auskommen zu sichern und an ihrem jeweiligen Ort bleiben zu können, den sie nicht wegen der Landwirtschaft, sondern aus anderen Gründen bevölkerten; dazu gehörte das Jagen, Sammeln und Fischen, der Handel und vieles mehr.“ (261) Die neolithische Revolution fand also im eigentlichen Sinne niemals statt. Sie war bestenfalls eine Evolution.

Und: Die Entstehung von „Eigentum“ im heutigen Sinne war mit dieser Entwicklung ebenso wenig verbunden: Vielmehr lernen wir fast nebenbei zur „Frage des Eigentums und ihrer Beziehung zum Heiligen“ (178-185): Schon früh entwickeln sich Formen des „heiligen Eigentums“, die im Sinne des polynesischen Wortes „tabu“ sind: Götter und Geister sind die eigentlichen Besitzer dieses Gegenstandes oder ganzer Landstriche. „Sterbliche Menschen waren [...] bestenfalls Hüter.“ (182) Eigentum kann in diesen Kulturen also nur im Sinne einer Verantwortlichkeit, eines Schutz- und Pflegeauftrags sakraler Rituale, Orte und Gegenstände auf Lebenszeit verstanden werden.

In den Kapiteln 8 bis 10 verwenden die Autoren viel Zeit darauf, mit stupendem Wissen über quasi alle prähistorischen Städte weltweit auszufalten, dass wir über deren Regierungsform wenig wüssten, außer, dass sie keineswegs wie in der gängigen Forschung Konsens, immer monarchisch regiert wurden. Von der südamerikanischen Stadt Tlaxcala könne man jedenfalls nach den Quellen des Konquistadores Cortez sicher von einer demokratischen Regierungsform ausgehen. Da der (spät entstehende) europäische Staatsbegriff nach Rudolf von Jhering (19. Jahrhundert) in der Tradition des römischen Rechts allerdings vor allem auf der Legitimation körperlicher Zwangsmaßnahmen fuße und wegen ihrer oben schon benannten Saisonalität, fielen viele der beschriebenen prähistorischen Stadtstaaten, die ohne gewaltsame Strafmaßnahmen auskamen, durchs Raster. Deshalb werden als weitere Kriterien für Staatlichkeit Wissenskontrolle und individuelles Charisma vorgeschlagen. Vor allem geht es den Autoren aber darum, in Bezug auf soziale Systeme teleologisches Denken nach dem Muster Kindheit – Blüte – Verfall zu unterminieren (409).

Vor allem Archäologen, Anthropologen und Ethnologen dürften die noch folgenden Kapitel interessieren, in denen die genannten Thesen mit weiteren Phänomenen angereichert und belegt werden. Dem in diesen Disziplinen laienhaften Leser dient das Buch gleichwohl als ein umfassendes Kompendium aktueller Debatten in diesen Disziplinen und der Einsicht, dass alles ganz anders gewesen sein könnte. Wir haben also guten Grund, unseren Hochmut gegenüber nicht europäischen Kulturen endgültig abzulegen und ihnen künftig mit Demut und Neugier zu begegnen.

Joachim Valentin

Corine Pelluchon
Das Zeitalter des Lebendigen
Eine neue Philosophie der Aufklärung
Aus dem Französischen von Ulrike Bischoff

Darmstadt: wbg Academic. 2021
319 Seiten
50,00 €
ISBN 978-3-534-27360-7

Nicht weniger als neues „Zeitalter des Lebendigen“ will die französische Philosophin Corine Pelluchon mit ihrem Werk einläuten. Eine neue Aufklärung soll den Weg zu einer „anthropologischen Revolution“ ebnen, die Natur und Kultur durch einen ökologisch vertretbaren Ausgleich versöhnt, um die Übel zu heilen, die zu hemmungsloser Ausbeutung der Natur bis hin zur Gefährdung des Überlebens der Menschheit geführt haben. Die Übel selbst, die sie heilen will, liegen offen jedermann vor Augen: enthemmter Konsum, entgrenzter Wettbewerb, die „Kommerzialisierung des Lebendigen“, wofür die Massentierhaltung ein grausames Beispiel ist, sowie die Ausraubung der Ressourcen, Vermüllung der Meere und die globale Klimaveränderung usw.

Die Wurzel dieser Übel sucht Pelluchon im Anschluss an die neomarxistische Frankfurter Schule in einer gescheiterten ersten Aufklärung des 18. Jahrhunderts, deren Fortschrittsdenken verbunden mit einem Naturbeherrschungsprojekt und einem Anthropozentrismus, der alles vom Menschen aus und auf ihn hin denkt, schließlich in Tyrannei umgeschlagen sei, in eine Gesellschaftsordnung, die im Dienste der Rentabilität und der Profitmaximierung steht. Die Vernunft, die nach den Vätern der Aufklärung zur Emanzipation aus Unmündigkeit und Fremdbestimmung führen sollte, sei zu einem „irregeleiteten Rationalismus“ geworden, der „Selbsterhaltung und Nutzen zunehmend zu Wahrheitskriterien erhoben hat“. Diese rein auf das Nützliche ausgerichtete Rationalität kenne nur noch das Berechenbare und sei blind für die umfassende Lebenswirklichkeit. Als „instrumentelle Vernunft“, die an die Herrschaft „gekettet“ ist und einer „selbstzerstörerischen Logik“ folgt, sei sie verantwortlich für die Barbarei der Moderne bis hin zu Auschwitz.



Der Autorin schwebt eine neue Aufklärung vor, die das emanzipatorische Projekt der ersten Aufklärung bewahrt, ihre Fehler aber korrigiert. Dazu müsse mit einem „Gesellschaftsprojekt“ ein Wechsel des „Schemas“ eingeleitet werden. Unter „Schema“ versteht sie die eine Gesellschaft prägenden Denk- und Verhaltensmuster, die sich „in den Köpfen und Herzen einnisten“. Das Naturbeherrschungsprojekt in verhängnisvoller Verbindung mit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung habe ein „Unterdrückungs- und Herrschaftsschema“ durchgesetzt, das durch ein Bedürfnis, andere zu beherrschen, und durch ein „räuberisches Verhalten gegenüber der Natur und den anderen Lebewesen“ gekennzeichnet sei. Es müsse ersetzt werden durch ein „Wertschätzungsschema“, das den Menschen ihre Zugehörigkeit zur gemeinsamen Welt bewusst macht und ihnen Respekt vor der Natur und den anderen Lebewesen vermittelt.

Sogleich stellt sich die Frage, wie sich dieser Wandel bewirken ließe. Religion kann aus der Sicht der Autorin nichts dazu beizutragen. Dabei wäre die christliche Sicht auf den Menschen als einmalige leibseelische Person und auf die Natur als Schöpfung, die uns zur Bewahrung anvertraut ist, ein genau in diese Richtung gehender Beitrag. Jürgen Habermas etwa sieht in „rettenden Formulierungen“, die religiöse Sinngehalte „übersetzen“, einen Weg, um sie für säkulares Denken weiter fruchtbar zu machen. Pelluchon verschließt sich dem. Für ihren naturalistischen Zugang sind Metaphysik und religiöse Weltsicht keine gangbaren Wege. Sie will es mit „universalisierbaren Existenzstrukturen“ versuchen, „die der Idee von der Einheit der menschlichen Gattung und der *conditio humana* einen Sinn verleihen“. In ausdrücklicher Entgegensetzung gegen die christliche Auffassung vom Menschen als Person, die eben nicht nur Exemplar einer Spezies ist, eine Sicht, die seit Boethius das abendländische Denken bestimmte, geht sie von der Körperlichkeit des Menschen aus. In ihr zeige sich die *conditio humana* des Menschen als „fleischliches Wesen“ mit seiner Verletzlichkeit, Sterblichkeit und seiner Abhängigkeit von der Fürsorge anderer Menschen und von der Umwelt. Diese Erkenntnis führe mit einer neuen Anthropologie zugleich zur Wertschätzung der Natur und anderer Wesen, die „das Herrschaftsschema außer Kraft“ setze. Damit schließt sie an vorherige Werke an, in denen sie eine „Phänomenologie der Körperlichkeit“ entwickelt hat. Auf den für ihre „anthropologische Revolution“ zentralen Zusammenhang von Körperlichkeit, Verletzlichkeit und Abhängigkeit von einer gemeinsamen Welt mit einer daraus entstehenden Wertschätzung und dem Wunsch, „Sorge für unsere Erde und andere“ zu tragen, kommt die Autorin aus verschiedenen Blickwinkeln wie der Erziehung, dem Transhumanismus, der Technik und der Demokratie zurück.

Zunächst ist zu diesen Gedankengängen Pelluchons anzumerken, dass es nicht gelingen will, die westlichen Demokratien, die sie wohl vor allem adressiert, in ihren Formulierungen wiederzuerkennen, wenn sie von ihnen als „System“ spricht mit „Lenkern liberaler Oligarchien“ und „amtierenden Machthabern“, das auf die Herrschaft über andere ausgerichtet sei. Zweifellos sind die modernen westlichen Gesellschaften Leistungsgesellschaften, aber wer wollte wirklich ernsthaft behaupten, die von ihren Institutionen praktizierte Erziehung fördere ein „instrumentelles Verhältnis zum Körper“, sodass dann der Körper uns dazu dient, „andere zu beherrschen“, wie wir es in diesem Buch finden.

Problematisch klischeehaft ist auch Pelluchons scharfe Entgegensetzung von Aufklärung und Gegenaufklärung. Die Autorin beschreibt sie mit folgenden Begriffspaaren: Autonomie – Heteronomie; Unbestimmtheit – Teleologie; Evolution – Essentialismus; Diversität – Homogenität; Freiheit – Schicksalhaftigkeit; Emanzipation – Verwurzelung; Kosmopolitismus – Nationalismus. Erst die vermittelnde Verbindung beider Pole führt doch zu einem wahren Bild der Wirklichkeit. Grade die Anerkennung der Teleologie etwa, also eines der Natur eigenen Strebens mit seinen natürlichen Grenzen, ist grundlegend für ein ökologisches Denken (Robert Spaemann). Und die Verwurzelung in einer Heimat als eines vertrauten und schützenden Nahraumes ist Ansporn, dieses Umfeld zu hegen und zu pflegen.

Vor allem aber sind einige grundsätzliche Einwände gegen Pelluchons Darlegungen zu erheben. Instrumentelle Vernunft als werkschaffende (poietische) Vernunft ist so alt wie die Menschheit und vom Faustkeil an naturgemäß neutral gegenüber den Zwecken, für die sie eingesetzt wird. Sie kann Pflüge schmieden und Schwerter. Zyklon B ist ebenso wenig verantwortlich für den Massenmord der Shoah wie die Verwaltungsprozesse, die Eichmann einsetzte, um die zur Vernichtung bestimmten Menschen effizient auf Konzentrationslager zu verteilen. In ihnen selbst liegt keine Tendenz zum Bösen. Was aber tatsächlich den Boden für die moderne Barbarei bereitet hat, ist die Herabwürdigung des Menschen zu einem rein materiellen, biologischen System, die in der materialistischen Richtung der Aufklärung ihren Anfang genommen hat, bei Julien Offray de La Mettrie etwa noch mechanistisch aufgefasst als L'Homme Machine, als Maschinenmensch, was heute mit der neurophilosophischen Beschreibung des Menschen nach dem Bild eines informationsverarbeitenden Systems seine modernisierte Fortsetzung findet. Der Positivismus ist nur die methodische Kehrseite dieser Reduktion des Menschen auf das physisch Gegebene. Nichts sichert dann die unverletzliche Würde des Menschen und allzu leicht fallen die Hemmschwellen für den Einsatz der „instrumentellen Vernunft“ im Dienst des äußersten Bösen, indem man etwa Behinderte oder ethnische Minderheiten zum „unwerten Leben“ erklärt, das ausgemerzt werden kann. Dies gilt auch für die unbelebte und belebte Natur. Sind sie jeder eigenen Würde entkleidet und nur noch verwertbarer, formbarer Stoff beziehungsweise biologisches System, steht nichts ihrer hemmungslosen Nutzung und Ausbeutung entgegen.

Auch Pelluchons naturalistische Sicht auf den Menschen als Körper in einer „biotischen Gemeinschaft“ hat keine Sicherungen gegen die Entmenslichung des Menschen, denn was sollte seine besondere Würde begründen, wenn er lediglich ein „fleischliches Wesen“ ist, komplex organisierte Materie, die sich nicht von anderen physischen Gegebenheiten unterscheidet. Und es stellt sich die Frage, ob die Erkenntnis der eigenen Verletzlichkeit, Abhängigkeit und Sterblichkeit, aus der sich nach ihr die Wertschätzung ableitet, nicht vielmehr dazu führen kann, dass man bestrebt ist, sich das größte Stück vom Kuchen zu sichern, solange es geht, und den oder das andere seinem Willen und seinen Bedürfnissen zu unterwerfen, also eben doch Herrschaft anzustreben. Pelluchons Landsmann Jean-Paul Sartre hat dies in seinem Werk „Das Sein und das Nichts“ ausführlich durchbuchstabiert. Für ihn gilt sogar: „Der Konflikt ist der ursprüngliche Sinn des Für-Andere-Seins“ und Liebe ist „ihrem Wesen nach ein Betrug“. Sicherlich ist das nicht das Wesen menschlicher Beziehungen, wie es Sartre unterstellt, aber doch eine stets mögliche Entgleisung.

So ist bemerkenswert, dass Liebe, die eigentliche und beständige Grundlage für ein rücksichtsvolles und fürsorgliches Verhältnis zum anderen, so gut wie gar nicht in Pelluchons Konzeption für ein „Zeitalter des Lebendigen“ vorkommt. Dabei ist vor allem sie der Schlüssel für ein wahres „Zeitalter des Lebendigen“, denn sie ist ein Grundbedürfnis und – in Selbstlosigkeit vollzogen – die Quelle für Glück und gelingendes Leben. Es kommt also darauf an, die Liebe zum Geschöpflichen zu fördern und zu wecken. Die speist sich aus der intuitiven Erfahrung, selbst angesichts der einfachsten Kreatur etwas Unvergleichlichem gegenüberzustehen, was im Kern eine religiöse Erfahrung ist, die über uns, unsere Verletzlichkeit und über unsere Bedürfnisse hinausweist. „Die sogenannten ästhetischen und religiösen Bedürfnisse“, so Robert Spaemann, „sind elementare Bedürfnisse nach der Existenz dessen, was grade nicht durch ein menschliches Bedürfnis definiert ist. Woher stammt denn die Trauer, die uns ergreift, wenn wir erfahren, daß in einer unbewohnten Region der Welt eine Tierart ausgerottet wurde? Wir sind darüber traurig, obgleich wir wissen, daß wir selbst uns niemals am Anblick dieser Tiere hätten erfreuen können. Es gibt eine natürliche Transzendenz des anthropozentrischen Denkens.“ Man stelle sich zur Verdeutlichung kurz das Bild der Tierschützer in Gummistiefeln vor Augen, die zur Laichzeit liebevoll Kröten in Eimern sammeln und über die Straße tragen, die den gewohnten Weg der Tiere zu einem Tümpel quert. Hier zeigt sich etwas, das weit mehr ist als eine „Wertschätzung“ oder die noch schwächere „considération“, wie es ja im französischen Original heißt, was der distanzierten „Aufmerksamkeit, Beachtung oder Berücksichtigung“ nähersteht.

Hartmut Sommer

Charles Taylor

Was ist Religion?

Über die Vieldeutigkeit eines umkämpften Begriffs

Aus dem Englischen von Holger Hanowell

Herausgegeben von Michael Kühnlein

Was bedeutet das alles?

Stuttgart: Reclam Verlag. 2021

77 Seiten

6,00 €

ISBN 978-3-15-014155-7

Dass es Religionen gab und gibt, ist unstrittig. Strittig freilich ist, was genau unter „Religion“ zu verstehen ist. Die deistische Begriffsbestimmung, wonach Gott über die Menschen nach deren Tod gemäß moralischen Prinzipien richtet, entstammt dem europäischen Christentum und trifft für eine Weltreligion wie den Hinduismus nicht zu. Zur Beantwortung der Frage „Was ist Religion?“ sucht der Philosoph Charles Taylor einen anderen Weg.

Eine gelehrte Einführung in das Werk des 1931 in Montreal geborenen kanadischen Denkers gibt der Frankfurter Philosoph und Herausgeber Michael Kühnlein in dem ausführlichen Nachwort (43-77) des vorliegenden Büchleins. Insbesondere zwei Gedanken sind in unserem Kontext relevant: Gegen ein scientistisch reduziertes Verständnis von Vernunft betont Taylor das menschliche Streben nach einem Guten und stellt die ungebrochene Bedeutung der Religion heraus. Die Moderne sei kein Fortschrittsprozess, der Religion und Glauben hinter sich lasse. Vielmehr beruht das säkulare Denken auf dem Vertrauen bzw. Glauben, dass Menschen mittels Vernunft und Wissenschaft die Welt zu erklären vermögen; insofern ist säkulares Denken eine spirituelle Option. Umgekehrt weiß der religiöse Mensch des Westens, der an eine transzendente Dimension der Wirklichkeit glaubt, dass die von ihm getroffene spirituelle Option nur eine unter anderen durchaus möglichen ist.

In seiner 2018 in Wien gehaltenen Rede „Was ist Religion?“, die nun überarbeitet als Erstveröffentlichung in der klugen Reihe „Was bedeutet das alles?“ vorliegt (7-41), entfaltet Taylor keine eigene Definiti-



on, möchte aber Orientierung geben, indem er – so der Untertitel – „Über die Vieldeutigkeit eines umkämpften Begriffs“ nachdenkt. Er beginnt mit einer religionsgeschichtlichen Betrachtung.

Mit Karl Jaspers teilt Taylor die „Hypothese“ von einem „großen ‚Schnitt‘ in der Religionsgeschichte“ (16) zwischen dem 8. und 2. Jahrhundert v. Chr. In dieser Achsenzeit bilden sich die Weltreligionen heraus, die bei aller Verschiedenheit dennoch bedeutsame Ähnlichkeiten teilen. In den vorachsenzeitlichen Religionen wurden den Göttern zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse (wie etwa einer guten Ernte) rituelle Opfer dargebracht. Die „achsenzeitliche Wende“ hingegen äußert sich in einem „weltweite(n) Aufblühen des Spirituellen“ (10) und hat grundlegende Veränderungen zur Folge. Menschen erfahren erstens ein transzendentes Gutes, das sich nicht auf menschliche Erfordernisse reduzieren lässt. Der Bezug auf ein transzendentes Gutes, so Taylors Überzeugung, kann sich unterschiedlich konkretisieren: Während religiöse Menschen in eine innerliche Beziehung zu Gott treten, setzen sich säkulare beispielsweise für die Durchsetzung der Menschenrechte ein. Dieser Bezug auf Transzendenz hat zweitens eine Entsakralisierung

des Kosmos und die Legitimationsbedürftigkeit der bestehenden sozialen Ordnung zur Folge. Hinzu kommt drittens ein „implizite(r) Universalismus“ (14), gibt es doch noch andere Perspektiven auf ein erfülltes Leben als nur die eigene. Viertens vollzieht sich – systemtheoretisch formuliert – eine Ausdifferenzierung von Religion als ein gesellschaftliches Subsystem. Diese „vier achsenzeitlichen Revolutionen“ (16) führen in verschiedenen zivilisatorischen Kontexten zu unterschiedlichen Formen von Religion.

Der Blick auf die Aspekte Magie, Spiritualität und Säkularität macht die Vielfältigkeit des Phänomens Religion bewusst: Während das lateinische Christentum zunehmend die Magie als Götzendienst ächtet, ist in China durchaus eine Koexistenz von Magie und Glauben an Höheres möglich. Für viele religiöse Traditionen gehören die spirituelle und die kultische Dimension zusammen, wohingegen sich „spirituell“ verstehende Menschen gerade das Rituelle von Religion ablehnen. Säkulare, keiner Religion zugehörigen Chinesen praktizieren regelmäßig Kulte wie Feng Shui; lässt sich wirklich sagen, sie seien nicht religiös? Westliche Definitionen von Religion sind offenbar ungeeignet, deren weltweite Vieldeutigkeit zu erfassen.

Die Religion kann als eine dynamische Kraft genutzt werden, um die Gläubigen zu mobilisieren und die eigene Identität von der anderer abzugrenzen. Taylors Beispiele stammen vornehmlich aus der islamischen Welt. Eine bedeutende Rolle spielt das ganz und gar moderne Ursprungsdenken: So bekämpfen die Muslimbrüder die verderbte Gegenwart, um zu den vermeintlich authentischen Ursprüngen des Islams zurückzukehren. Doch der Ursprünglichkeitskonflikt wird im Islam selbst als kriegerischer Konflikt zwischen Sunniten (Saudi-Arabien) auf der einen und Schiiten (Iran) auf der anderen Seite ausgetragen. Manche arabischen Länder setzten den Islam als Waffe gegen westliche liberale Bestrebungen ein. (Ein ganz aktuelles Beispiel bietet die russisch-orthodoxe Kirche, die ja den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine als einen Verteidigungskampf gegen die verkommene westliche Welt verklärt.) Die Dynamisierungsprozesse auf dem Gebiet der Religion führen zu einer Radikalisierung symbolischer Konflikte, was der aufgeladene Streit um den eigentlich wenig bedeutsamen Hijab belegt. Ein Exempel für die Instrumentalisierung der Religion als Identitätsmarker ist die Ausgrenzung der muslimischen Minderheit durch den hinduistischen Nationalismus. Taylor befürchtet, dass bei diesen Konflikten die spirituelle Dimension religiösen Lebens, die von Mystik und Sufismus gelebt wird, zum Opfer werden könnte.

Was haben wir gelernt? Ein christliches Verständnis von Religion kann allzu leicht den Blick auf die weltweite Vielfalt des Religiösen verstellen. Gefordert ist ein waches, vorurteilsloses Hinsehen. In seinem Essay argumentiert Taylor allerdings – anders als auf der Coverrückseite ankündigt – weniger philosophisch als religionswissenschaftlich bzw. -soziologisch. Im Mittelpunkt einer spirituell reichen Religion steht ein alteritäres, unverfügbares und transzendentes Gutes, dem sich Gläubige auf dem Weg der Verinnerlichung anzunähern versuchen.

Thomas Menges

Michael Zichy
Die Macht der Menschenbilder
Wie wir andere wahrnehmen

Was bedeutet das alles?
Stuttgart: Reclam Verlag. 2021
125 Seiten
6,00 €
ISBN 978-3-15-014150-2

Über Menschenbilder zu rasonieren oder gar eines zu haben, gilt vielen Zeitgenossen als hoffnungslos antiquiert und längst überholt – allenfalls Stoff für salbungsvolle Sonntagsreden. Schon Freud kanzelte (heute: „canceln“) drei anthropologische Großerzählungen als selbstverliebte Allmachtsphantasien der abendländischen Tradition ab: Erstens eine kosmologische Wahnvorstellung, die vermeinte, der Mensch stünde im Zentrum des Weltalls; spätestens Kopernikus belehrte uns eines Besseren. Zum Zweiten destruierten Darwin & Co. die narzisstische Annahme, wir wären die Krone der Schöpfung. Drittens – wie Freud meinte: die empfindlichste Kränkung der menschlichen Eigenliebe – zeigte kein Geringerer als er selbst, dass der sogenannte homo sapiens „nicht einmal Herr im eigenen Hause“ sei, sondern statt rationaler Selbstbestimmung das Dumpf-Unbewusste unsere Entscheidungen leite.

Demgegenüber vertritt der Philosoph und katholische Theologe Michael Zichy (geb. 1975) dezidiert die These, dass Menschenbilder keinesfalls auf dem Trümmerhaufen der Ideengeschichte entsorgt werden sollten. Im Gegenteil – man/frau haben nicht nur Menschenbilder, sondern jene brauchen sie auch notwendigerweise. Und noch weitergehend: Menschenbilder bilden anthropologische Verhältnisse nicht nur widerspiegelnd ab, sie bilden sogar aktiv die Menschen; sie haben somit nicht nur repräsentative, sondern auch konstitutive Funktion. Das große (Gegen-)Argument, dass es de facto eine unüberschaubare, kaum fassbare Vielfalt von Menschenbildern gäbe, will der Autor nicht gelten lassen: Ohne eine doch existierende substantielle Schnittmenge gemeinsamer anthropologischer Überzeugungen wäre ein lebenspraktisches Convivium der großen gesellschaftlichen Mehrheit nicht möglich.



Wie fasst nun Zichy das Phänomen Menschenbilder? Zunächst geben sie als Bündel von Annahmen oder Überzeugungen über zentrale menschliche Charakteristika Antworten auf fundamentale Fragen unserer Selbstvergewisserung wie z.B.: Welche Stellung hat der Mensch im Verhältnis zu anderen Wesen? Ist er eher kollektiv oder individuell zu verstehen? Ist sein Verhalten eher das Ergebnis freier Entscheidungen oder angeboren/erworben? Was sind Ziele, Werte und Sinn seines Lebens? ... In einem weiteren Argumentationsschritt dazu entwickelt der Autor eine Art anthropologischer Mengenlehre: Allereigenste Überzeugungen können erstens nur für sich alleine stehen, sie haben keine Schnittmenge mit anderen. Solche „individuellen“ Menschenbilder sind Vorstellungen von verschrobene Eigenbrötlern, die kaum sozial anschlussfähig sind. Zweitens: Bei „gruppenspezifischen“

Menschenbildern überlappen sich eigene Überzeugungen deutlich stärker mit denen anderer; dies ist z.B. bei klassischen Weltanschauungen (etwa: religiös, kommunistisch, darwinistisch, esoterisch u.a.) der Fall. Drittens schließlich gibt es Überzeugungs-bündel, die von fast allen Mitgliedern einer Gesellschaft geteilt werden. Jene bilden Fundament und Zentrum der jeweiligen Kultur im Blick auf generelle Ordnung, Moral- und Rechts-System, Erziehung u.a.m. Diese Vorstellungen sind jedoch inhaltlich recht dünn und abstrakt; Zichys Beispiel dafür: der allgemein geteilte Wert der Menschenwürde. Solche inhaltsschwachen Begriffe werden individuell und gruppenspezifisch „angereichert“ – es eröffnet sich ein gesellschaftlicher Aushandlungsspielraum; Beispiele dafür: Abtreibung, Euthanasie, Stammzellen etc. Ausdrücklich weist der Autor darauf hin, dass toxische Klischees/Stereotypen, z.B. „racial profiling“, vermieden werden müssen und auch können, denn es besteht die Möglichkeit der rationalen Selbstkorrektur. In dieser Perspektive sieht Zichy auch seine/unsere Herausforderung darin, Menschenbilder beschreibend zu identifizieren und kritisch zu diskutieren. Dann können diese ihre positive Potenz entfalten, indem sie durch Reduktion von Komplexität Übersichtlichkeit und durch Bewältigung von Kontingenz Stabilität stiften.

Summa summarum sei in einer kritischen Würdigung festzuhalten: Positiv ist hervorzuheben, dass der Autor für diesen zentralen Themenkomplex geistiger Auseinandersetzung seine Thesen und Argumentationsziele klar formuliert und diese deutlich nachvollziehbar Schritt für Schritt darlegt. Dies ist nicht zuletzt für die schulische Arbeit mit diesem Problemkreis hilfreich, sehen doch die Oberstufenpläne die Arbeit an Menschenbildern vor. Diskussions- und fragwürdig bleibt, dass Zichy das stärkste Argument gegen sein Konzept eines mehrheitlich getragenen Menschenbildes, dass nämlich in pluralistischen Gesellschaften eine schier unüberschaubare Mannigfaltigkeit verschiedenster Menschenbilder existiert, recht vorschnell abtut. Hier gibt es jedoch gewichtige Gegenpositionen. Etwa seit den 1970er- bis 1980er-Jahren sieht der vielfach preisgekrönte Nestor der amerikanischen Religionssoziologie Peter L. Berger (gest. 2017) die Signatur der Moderne im „Zwang zur Häresie“: Modernität geht einher mit

einer Bewegung vom Singular zum Plural, vom opaken Schicksal der Tradition zur reflektierten Wahl von Weltanschauungen. Oder in den letzten Jahren die vielbeachtete Gegenwartsanalyse des Kulturwissenschaftlers Andreas Reckwitz (geb. 1970), der zunehmend unsere Gesellschaft durch Singularisierung der Lebensstile geprägt sieht: Die Individuen streben geradezu nach Distinktion durch die Herausbildung des Besonderen und Einzigartigen, das Regime des Neuen führt zu einer Krise des Allgemeinen. Aber nicht nur die akademische Gegenwartsdiagnose, sondern auch der Blick auf die Realpolitik nährt Zweifel an der substantiellen Existenz gesellschaftlich mehrheitlich getragener Menschenbilder: Nimmt man etwa die Anti-Impf-Demonstrationen auf Straßen und Plätzen Europas, zeigen sich extrem heterogene weltanschauliche Menschenbilder, die nur durch eine minimalistische Schnittmenge zu einem disparaten Zweckbündnis zusammengeführt werden: Menschen mit Regenbogen- und Reichsflaggen, schwarzer Block und Rechtspopulisten, esoterische Bildungsbürger und Prekariat ohne Schulabschluss bilden eine absurde, in sich widersprüchliche Empörungsbewegung der sogenannten Querdenker. Oder: Gewärtigt man die brutalen kriegerischen Gewaltakte aus dem russischen Imperium, dann offenbaren diese einen weltanschaulichen Zivilisationsbruch, der den Minimalkonsens eines europäisch-abendländischen Menschenbildes mit der Leitidee: Menschenwürde, wie Zichy das exponiert, schmerzlich vermissen lässt. Der Blick auf angeblich gemeinsam getragene Menschenbilder kann sich als Fata Morgana herausstellen.

Gustav Schmiz

Karl Matthäus Woschitz

Lachen und Weinen

Die Expressivität menschlicher Innerlichkeit – eine Kulturgeschichte

Freiburg: Herder Verlag, 2022

1029 Seiten

88,00 €

ISBN 978-3-451-39207-8

Zweifellos ein Jahrtausend-Thema, und schon der Blick in die Gliederung zeigt, wie der gelehrte Autor mit der Bändigung der gigantischen Stoffmassen kämpft. Lässt sich doch mit guten Gründen unterstellen, dass die Kulturgeschichte im Ganzen mit jenem merkwürdigen Wesen beginnt, das lachen und weinen kann, sogar muss. „Tränen sind das Grundwasser der Seele“, so lautet ein treffendes Diktum wohl von Augustinus. Sie drücken bekanntlich extreme Gefühlslagen aus, vom hingerissenen Tränenlachen bis zum erschütterten Heulen. Und Lachen ist seinerseits ein besonderer Ausdruck des Ekstatischen und zugleich bestimmter Form der Kommunikation. Mit dem Leitwort „Innerlichkeit“ ist in der Tat jene zentrale Entdeckung ins Zentrum gerückt, die sich wesentlich dem Gespräch altgriechischer Philo-Sophie und biblischem Gottesglauben verdankt. Der vorliegende Band imponiert also zunächst als Kompendium literarischer und künstlerischer Zeugnisse zu einem anthropologischen Elementarphänomen, als Bündelung unterschiedlichster Fallstudien zu einem Menschheitsmotiv und -problem. Ersichtlich ist es zugleich die Summe eines langen Gelehrtenlebens, zu der bestimmte Vorlieben und ein reicher Zitatenschatz gehören. Freilich wird die Fachliteratur mindestens des letzten Jahrzehnts kaum noch eingearbeitet.



Im Zentrum der Text- und Zitatmassen steht „der“ Mensch in seinem Ausdrucksvermögen, genauer gesagt der abendländisch reflektierte Mensch: homo ludens, homo necans, homo viator etc. Als wäre es noch selbstverständlich, wird also in über- und geistesgeschichtlicher Attitüde nach geschichtlichen Ausgestaltungen dieses Menschlichen gefragt; ob Mann oder Frau, ob Schwarz oder Weiß, ob alt oder jung – derlei Konkretionen spielen nur im literarischen Zitat eine Rolle. Im Ansatz liegt eine metaphysisch grundierte, phänomenologisch geschulte anthropologische Perspektive zugrunde. Das ermöglicht höchst anregende Durchblicke mit Kraft zur Zusammenschau, birgt aber doch die Gefahr einer schier überzeitlichen Abstraktheit, die konkrete real- und sozialgeschichtliche Kontexte eher unterbelichtet bleiben lässt. Was z.B. ist mit denen, die heute nichts zu lachen haben? Warum ist – nach bald 1500 Jahren – just seit dem Konzil das wunderbare Thema der Gabe der Tränen (und des Gebetes darum) kirchlich verabschiedet worden? In den 15 umfangreichen Kapiteln wird jedenfalls die (europäische) Kulturgeschichte leitmotivisch abgehört und mit großer Belesenheit näher heranzoomt.

Historisch konsistent und in sich am schlüssigsten sind die Kapitel zur altgriechischen Welt der Tragödien und Komödien mit einer Fülle großer Zitate und feiner Beobachtungen. Dasselbe gilt für die zwei umfangreichen Kapitel zu biblischen Aussagen: von Hiob und Kohelet, vom Schöpfungshymnus über die Psalmen bis zur Apokalypse – vom Lachen der Sarah und den Klageliedern des Jeremia bis zur Seligpreisung der Weinenden mit einem eigenen Abschnitt zu Paulus. Die Frage, warum biblisch kein lachendes oder lächelndes Jesusbild zu finden ist, gibt natürlich weiterhin Anlass zu Fragen. Dass zuvor ein eigenes Kapitel der antiken Gnosis – neben der Stoa die große Alternative zur christlichen Lebenslehre – gewidmet wird, ist verdienstvoll; denn diese dualisierende Weltdeutung mit gutem Retter- und bösem Schöpfergott und einer entsprechenden Esoterik ist in unterschiedlichsten Variationen gerade heute wieder attraktiv im Angebot auf dem Sinnmarkt der Postmoderne. Und auch die monistisch-pantheistische Selbst- und Weltdeutung etwa der Stoa ist auf dem Markt der Orientierungen vertreten.

Durchgängig spielen Literatur und Musik eine große Rolle in diesem schier alpinen Riesenwerk, das zu unterschiedlichsten Begehungen einlädt. Mit deutlicher Vorliebe wird häufig z.B. auf Rilke Bezug genommen. Imponierend ist auch da die Vielfalt der Bezüge und Zitate, vom homerischen Epos bis zu Kafka und Celan, von den Tragödien und Dramen über Romane und Novellen bis hin zur Lyrik. Manche Fallstudie gerät zur kleinen Monographie und zum Kabinettstück gelungener Interpretation. Musikalisch ist Franz Schubert deutlicher Favorit, aber Woschitz erweist sich als guter Kenner von Opern etwa von Wagner oder Strauß. Dass im Übrigen weder theologische noch philosophische Reflexionen fehlen, ist selbstverständlich: angefangen bei Klassikern der älteren Moderne wie Plessner und Scheler bis zurück zu Kierkegaard und Aristoteles.

Angesichts der unglaublichen Vielfalt der Bezüge und Zitate ist es mehr als bedauerlich, dass Register fehlen. Da zudem der innere Zusammenhang der Kapitel nicht stringent markiert und z.B. auch graphisch ausgezeichnet wird, bleibt die Gefahr groß, dass das reichhaltige Buch nicht so intensiv genutzt wird, wie es das vom Thema und Titel her verdiente. Am besten erschließt sich die Intention des Ganzen durch die Konzentration auf einzelne Studien. Und das lohnt.

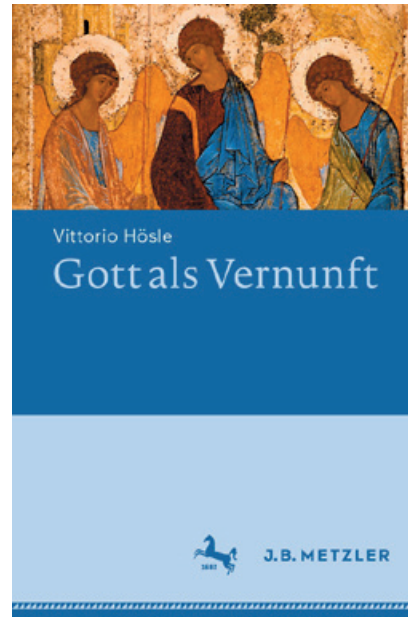
Gotthard Fuchs

Vittorio Hösle
Gott als Vernunft

Berlin: J.B. Metzler Verlag. 2021
318 Seiten
64,99 €
ISBN 978-3-662-62682-5

Der vorliegende Sammelband enthält sehr unterschiedliche Beiträge zum Verhältnis von Glaube und Vernunft. Ihnen ist die Überzeugung gemeinsam, dass der Glaube an Gott nicht einen fideistischen Sprung voraussetzt, sondern in einem tiefen Sinne vernünftig ist. Denn jeder Vernunftgebrauch bezieht sich auf grundlegende Annahmen, die ihm ermöglichend vorausliegen, über die er sich aber in der Regel keine Rechenschaft ablegt. Dies gilt in mehrfacher Hinsicht.

Dass wir eine Hochschule traditionell nicht als „Multiversität“, sondern als Universität bezeichnen, macht schon sprachlich deutlich, wie sehr der Wissenschaftsprozess von der Idee geleitet ist, dass über all seine inneren Spezialisierungs- und Differenzierungsgrade hinweg die Fülle menschlichen Wissens sich zu einer letzten Einheit fügt. Diese Annahme setzt ein grundlegendes Vertrauen in die Wirklichkeit voraus, das an sich selber nicht überprüfbar ist, jeglichen Forschungsprozess aber durch „trial and error“ hindurch lebendig hält. Dieses Vertrauen tritt in seinen Implikationen noch deutlicher hervor, wenn man das Feld einer empirisch beschreibenden Wissenschaft verlässt und das Verhältnis von moralischer Verpflichtung und empirischer Welt betrachtet. Denn dass die moralisch gute Absicht einerseits die gegebene Welt transformieren will, andererseits aber sich derjenigen Mittel bedienen muss, welche die gegebene Welt ihr bereitstellt, bezeugt einen „Ausgang vom Bösen“, von dem in besonderer Weise Kant wusste und den eine praktische Vernunft nicht abzuschütteln vermag. Um es an einem aktuellen Beispiel zu verdeutlichen, das zwar nicht vom Autor stammt, aber diesen Widerspruch mit sich selbst veranschaulichen dürfte, in den die praktische Vernunft in ihrem Vollzug zwangsläufig gerät: Greta Thunberg konnte nur deshalb durch ihre emissions-



freie Fahrt auf einer Segelyacht zum UN-Gipfel ein weltweites Signal für den Weg in eine bessere Welt setzen, weil unzählige Journalisten deren Ankunft und Abreise ganz und gar nicht emissionsfrei begleiteten. Dass wir dort, wo unsere Vernunft in der Umsetzung ihrer besten moralischen Absichten derjenigen Welt verhaftet bleibt, die sie doch überwinden will, wirft die Frage auf, ob sie nicht „verhext“ ist und angeborenen Täuschungen unterliegt, deren Realisierung einfach nicht vorgesehen ist. Vor der daraus resultierenden selbstzerstörerischen Konsequenz kann sich die Vernunft nur dadurch retten, dass sie eine letzte Einheit von empirischer und moralischer Weltordnung annimmt. Diese Einheit ist jedoch nur durch einen Gott garantiert, der als Möglichkeitsgrund nicht nur hinter der empirischen, sondern auch der moralischen Weltordnung steht.

Das Postulat eines solchen Gottes war die Lösung, die Kant für das beschriebene Problem formulierte und die der Autor des vorliegenden Bandes auch als solche übernimmt. Er macht darüber hinaus jedoch darauf aufmerksam, dass Gott nicht nur ein möglicherweise ohnmächtiges Postulat ist, mit der die Vernunft sich vor Selbstzerstörung rettet, sondern dass seine Spur in das menschliche Selbstbewusstsein eingegraben ist. In Anlehnung an Descartes gelangt der Autor nämlich zu einer subjekttheoretischen Reformulierung von Anselms Gottesbegriff, die feststellt: Wenn das Ich seine eigenen Bewusstseinsvollzüge objektiviert, generiert es sich immer wieder neu als ein Subjekt, das als Möglichkeitsgrund solcher Objektivation sich eben dieser Objektivation entzieht. Damit ist einerseits in unserem Ich-Bewusstsein eine Spur des Absoluten angelegt. Andererseits befähigt dieses Absolute uns dazu, in ein Verhältnis der Distanz und der Objektivation zu derjenigen empirischen Welt zu treten, der wir gleichwohl nicht entinnen können. Von hier aus weist der Autor auch den performativen Widerspruch nach, in die sich ein neurobiologischer Determinismus verfängt, der doch um sich weiß und sogar mit Argumenten libertäre Geister von sich zu überzeugen versucht.

Dass „die“ Vernunft in keinem Menschen vollständig realisiert ist und ihr Gebrauch immer einem Zeitindex unterworfen ist, befähigt sie dazu, nun auch mit religiösen Traditionen in ein Gespräch zu kommen, um diejenige Spur des Absoluten zu verfolgen, die in ihr angelegt ist. Damit wird vor allem die christlich-theologische Tradition zum Gesprächspartner, weil in ihr sich der Glaube an Gott von Anfang an der Vernunft geöffnet hat. Denn in einem solchen Gespräch vermögen Vernunft und Glaube einander wechselseitig über ihre jeweilige Realisationsgestalt hinauszuführen.

Zu bedauern ist, dass diese wertvollen Gedanken zwar den roten Faden markieren, der sich durch die hier veröffentlichten und thematisch sehr spezialisierten Einzelbeiträge zieht, sie sich dem Leser aber nur in einer aufwendigen und geduldigen Lektüre erschließen.

Gerd Neuhaus

Rainer Enskat

Aufklärung – Wissenschaft – Religion

Zur Genese und Struktur unseres neuzeitlichen Spannungsfeldes

Hamburg: Meiner Verlag, 2022

118 Seiten

16,90 €

ISBN 978-3-7873-4145-0

In seinem in einem essayistischen Format gehaltenen Buch diagnostiziert Rainer Enskat ein neuzeitliches Spannungsfeld, das an eine Zerreißprobe grenzt. Anhaltspunkte dafür sieht er in der Selbstüberschätzung des Aufgeklärtseins, dem grenzenlosen wissenschaftlichen Fortschrittsoptimismus sowie im Heilsversprechen des Konsumismus. Die Themen Aufklärung, Wissenschaft und Religion markieren hierbei die zum Verständnis der Struktur des Spannungsfeldes entscheidenden Größen. Zur Erfassung dieser Struktur muss geklärt werden, ob innerhalb von Wissenschaft Aufklärung vollständig geleistet werden kann, und, wenn Religion angesichts von Wissenschaft und Aufklärung überhaupt eine Rolle spielen kann, welche das dann sein soll.

Enskat wählt zur Erklärung der Genese des Spannungsfeldes drei historische Schwerpunkte: Das 18. Jahrhundert als das „Taufjahrhundert“ der Aufklärung steht im Zentrum seiner Betrachtung. Die anderen beiden sind die Reflexion auf dieses Jahrhundert innerhalb der letzten 100 Jahre, sowie die Philosophie Platons, die er als Vorgeschichte der Aufklärung versteht. Maßstab für das, was Aufklärung leisten soll, ist das von Jürgen Mittelstraß entwickelte Kriterium für „gute Aufklärung“, nämlich die ausdrückliche, kritische Reflexion auf das Wissen und Sollen. Enskat legt besonderen Wert darauf, das Sollen nicht zu vernachlässigen. In einem scientistischen Modell von Aufklärung (Diderot) wird der Aspekt des Sollens nicht berücksichtigt, der pragmatische Bezug nur über die Nützlichkeit der Wissenschaft thematisiert. Die Wissenschaft wäre in diesem Modell zum einen alleine in der Lage, Aufklärung zu leisten, und zum anderen würde die Wirklichkeit religiöser Aussagen bestritten werden.



Gegen die Auffassung, dass Aufklärung ohne die Frage nach dem Sollen auskommt, argumentiert er mit Platon. In dessen Höhlengleichnis sieht Enskat Aufklärung zur Sprache gebracht, die die Menschen ans Licht führen soll, wobei das Licht bei Platon für die Idee des Guten steht. Die implizierte Frage nach dem Sollen führt bei Platon zur Religion, der Erfüllung des Willens der Götter. Religion wird die Funktion zugewiesen, für moralischen Halt zu sorgen.

Aufklärung ist demnach immer zur „caritas“ (Bacon) verpflichtet: Das bedeutet, dass den Wissenschaften auch Grenzen gesetzt werden müssen. Dem Menschen fällt dann die Aufgabe zu, an den politischen Entscheidungen teilzuhaben. Die erfordert die Ausbildung der Urteilskraft (Rousseau). Für Rousseau nimmt die Vorstellung des durch Vernunft aufgeklärten Menschen die Stelle religiöser Erlösungshoffnung ein. Mit Kant will Enskat schließlich aufzeigen, dass sich rechtmäßiges Handeln allein aus der Vernunft ableiten lässt und auch ohne die Existenz eines Gottes als „göttlich“ bezeichnet werden kann.

Anzumerken ist, dass Enskat Religion lediglich als ein Mittel versteht, um die Verbindlichkeit des Rechts („Augapfel Gottes“) und die Hoffnung auf Erlösung zu stabilisieren. Dafür wird seiner Ansicht nach weder Gott noch Offenbarung benötigt. Dass Aufklärung innerhalb von Religion eine wichtige Rolle spielt, wird völlig übersehen, die negative Theologie z. B. des biblischen Bilderverbots oder die von Nikolaus v. Kues wird gänzlich ignoriert.

Die Interpretation Kants ist in wesentlichen Punkten unzutreffend: Enskat bezieht sich nicht direkt auf dessen Definition von „Recht“, worin Recht als Vereinbarung (Vereinigung der Willkür) verstanden wird, mit dem Maßstab des „allgemeinen Gesetzes“ (Kategorischer Imperativ). Stattdessen meint er, eine Handlung sei nur rechtmäßig, wenn sie die Wahlfreiheit des Anderen nicht einschränke. Solche Handlungen gibt es nicht. Der Kant'sche Begriff der Maxime wird als Handlung bzw. Handlungsintention missverstanden, bei Kant sind Maximen Prinzipien. Seine – völlig abwegige – Konsequenz daraus ist, dass er meint, wenn eine Handlung rechtmäßig sei, sei jeder verpflichtet sie auszuführen. Enskat wirft Kant vor, seine Postulatenlehre sei konsequentialistisch. Dass es um die Verwirklichung des „Höchsten Gutes“ geht, wird nicht einmal erwähnt.

Enskat nimmt des Weiteren deutlich Stellung gegen das „free thinking“, der Herstellung von Wissen „ad placitum“. Als Wegbereiter sieht er John Locke mit seinem Wissensbegriff, den er (mit Rainer Specht) für widersprüchlich hält. Wissen versteht Locke als die Evidenz, dass etwas sich so verhält wie die Idee davon. Dieser Begriff verrät von der Definition her noch nichts darüber, wie die Ideen gewonnen werden. Evidenz ist nicht nach Belieben wählbar. Dass hierfür die Plausibilität von Gründen eine Rolle spielt und diese durch empirische Forschung gewonnen werden können, widerspricht dem Begriff in keiner Weise. Widersprüchlich wird es nur dann, wenn man vom Wissensbegriff verlangt, dass Wissensinhalte allgemein als wahr gelten müssen. Da Enskat eine ausdrückliche kritische Haltung zum Wissen vermissen lässt, muss man bezogen auf den Begriff der „guten Aufklärung“ sagen: Der Aspekt des Sollens wird zwar in diesem Buch ausgebreitet, die Frage aber, was man wissen könne, wird so weit ausgeblendet, dass man ein Aufklärungsdefizit konstatieren muss.

Insgesamt ist dieses Buch durch zahlreiche Nebenasspekte und gedankliche Verästelungen nur schwer lesbar. Man sollte die Bereitschaft mitbringen, Sätze, Abschnitte oder manchmal ganze Kapitel mehrfach zu lesen. Um den gedanklichen Weg besser verfolgen zu können, sei empfohlen, die Lektüre mit dem Anfang des Epilogs zu beginnen.

Johannes Drescher

Michael Quante
Der unversöhnte Marx
Die Welt im Aufruhr

Paderborn: Brill / Mentis Verlag. 2., überarbeitete und durch ein Nachwort ergänzte Auflage. 2022

121 Seiten

17,90 €

ISBN 978-395743-259-9

Bei der Fülle der Marx-Publikationen, die anlässlich des 200. Geburtstages des Trierer Philosophen auf den Markt kamen, konnte man diesen schmalen, aber inhaltlich gehaltvollen Essay-Band leicht übersehen. Umso verdienstvoller ist es, dass sich der Verlag nun zu dieser gründlich überarbeiteten Auflage entschloss. Der Münsteraner Philosoph Michael Quante setzt bei seinen Lesern allerdings einiges an Kenntnis voraus. Für diese Zielgruppe der „Kenner“ aber bietet er eine Lesart an, die Marx' bleibende Aktualität weit über die oberflächlichen Aktualisierungen hinaus begründet. Im einleitenden langen Essay „Die Philosophie des Karl Marx“ entfaltet der Autor seine beiden Hauptthesen. Die übrigen Kapitel des Bandes beleuchten diese nochmal von einer besonderen Perspektive her.

Der Kern des Marx'schen Werkes, so Quante, ist ein philosophischer, näherhin eine Ethik der Anerkennung, wie er sie zum ersten Mal in den „Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten“ – auch als „Pariser Manuskripte“ bekannt – im Jahr 1844 formuliert. In diesem Werk, das erst lange nach Marx' Tod, nämlich in den 1930er Jahren, zunächst auf Russisch erschien und damals eine scharfe Kontroverse über die Marx-Rezeption auslöste, entfaltet Marx seinen Begriff der Entfremdung. Vor allem im Anschluss an die darin enthaltenen Mill-Exzerpte legt Quante seine Grundthese dar – und es gelingt ihm überzeugend, diese Theorie der Anerkennung als Moment der Kontinuität bis hin zur Spätschrift „Kritik des Gothaer Programms“ aufzuweisen. Mit der Herausarbeitung dieser philosophischen Essenz von Marx' kritischer Gesellschaftstheorie bezieht Quante in zweifacher Hinsicht eine kritische Position: einmal gegen die ökonomistische Reduktion auf den Krisentheoretiker Marx, und zum anderen



gegen die orthodoxe Lesart, die ihre Wurzeln bereits in Engels' „Anti-Dühring“ hat und aus Marx' kritischer Gesellschaftstheorie ein fragwürdiges dogmatisches Lehrgebäude machte.

Die zweite Grundthese des Autors, nämlich die der Kontinuität zentraler Denkmotive, wirft m. E. doch Rückfragen auf. Einerseits gelingt es Quante gerade mit seiner Interpretation von Marx' Hauptwerk, „Das Kapital“, zu zeigen, wie unausgesprochen die Ethik der Anerkennung den Hintergrund bildet. Richtig erkennt er, dass die Originalität der Analyse des Kapitalismus gerade in dessen Charakterisierung als Fetischismus besteht, das heißt als ein Verhältnis der Verkehrung von Subjekt und Objekt, in dem der Verwertungsprozess des Kapitals sachliche Gewalt über seine Protagonisten gewinnt. Gerade dieses zentrale Denkmotiv des Fetischismus, das die Marx'schen Schriften durchzieht (in den „Pariser Manuskripten“ noch nicht so bezeichnet, aber sachlich vorhanden), wurde lange unterbewertet, ja sogar als „unwissenschaftlich“ abgetan, wie etwa in der strukturalistischen Marx-Deutung Louis Althusser's. Quante gelingt damit eine überzeugende Interpretation des in literarischer Hinsicht äußerst heterogenen Werks.

Allerdings gelingt es ihm weniger überzeugend, die Übernahme der Hegel'schen Dialektik für die Ebene der „Darstellung“ plausibel zu machen. Warum, so fragt man sich als Leser, hat Quante hier nicht auf das berühmte Methodenkapitel aus Marx' „Grundrissen“, den Vorstudien zum „Kapital“, zurückgegriffen? Die Übernahme von Hegels Dialektik, die ja ausgehend vom zirkulären Charakter von Kants Erkenntnistheorie eine Subjekt-Objekt-Dialektik ist, bedarf ja, löst man sie aus ihrem ursprünglichen Kontext der idealistischen Philosophie Hegels, einer eigenen Begründung. Eine solche liefert Marx sehr wohl in den „Grundrissen“: Hegels Methode des Abstiegs vom Abstrakten zum Konkreten ist dem Gegenstand, der Analyse des Kapitals, deshalb angemessen, weil hier die Abstraktion Realität geworden ist! Im Gegensatz zu Engels, der später aus der Dialektik eine primitive Zauberformel für die Durchdringung aller Wirklichkeit machte, beschränkt Marx die Übernahme von Hegels Dialektik auf genau diesen Gegenstand.

Die m. E. grundsätzlich zutreffende These von der Kontinuität zentraler Denkmotive wäre allerdings plausibler, wenn Quante die Brüche und Diskontinuitäten in Marx' Denken ebenso deutlich herausgestellt hätte. Im historischen Materialismus, wie er zum ersten Mal in der „Deutschen Ideologie“ entfaltet und noch im Spätwerk affirmiert wird, sehe ich etwa neben der Fetischismusanalyse ein weiteres Moment der wesentlichen Kontinuität, das aber völlig unabhängig von seiner Anthropologie der Anerkennung und darauf nicht rückführbar ist. Jedenfalls liefert Quante mit seiner philosophischen Marx-Interpretation einen erfrischenden Kontrast zu all den kurzschlüssigen Aktualisierungen.

Bruno Kern

Martin Hoffmann
Protestantische Ethik
Ein kritischer Entwurf im transkulturellen Kontext

Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus. 2021

272 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-579-07181-7

Es herrscht kein Mangel an Lehr- und Handbüchern der evangelischen Ethik. Warum also noch ein neues zur Hand nehmen? Antwort: Weil hier ein Autor schreibt, der in zwei sehr differenten kirchlich-theologischen Milieus und ihren Sprachen zuhause ist und diese Milieus zu einem ungewöhnlichen, ja: eigensinnigen Entwurf zusammenbindet. Der Verfasser, mit einer Arbeit über den lutherischen Theologen Hans-Joachim Iwand promoviert (Bezeugte Versöhnung, 1988), war Gemeindepfarrer und Rektor der (evang.-luth.) Predigerseminare in Bayreuth und Nürnberg. Seit zehn Jahren aber lebt er in Costa Rica und lehrt an der Universidad Bíblica Latinoamericana (San José).

Ganz im Sinne kontextueller Theologien beginnt Hoffmann zunächst in Teil I mit einer Beschreibung der sozial-religiösen Situation in Lateinamerika. Diese Situation bildet den Hintergrund für den Entwurf einer protestantischen Identitätsethik („protestantisch“, weil, zumal im spanischen Sprachraum, das eigentlich richtige „evangelisch“ zu sehr nach „evangelikal“ klingt, wovon Hoffmann sich durchgängig distanziert). Deren Grundgedanke ist: Ethik beginnt nicht bei der Entwicklung eines Normensystems kantischer oder anderer Tradition, sondern mit der Beschreibung eines Lebensentwurfs, eben einer Identität. Deren Muster gewinnt Hoffmann vor allem mit Blick auf Briefe des Apostels Paulus. „Christliches Leben geschieht [...] aus ‚neuer Geburt‘, mit neuer Ausrichtung und erneuertem Sinn als Leben im Geist Christi.“ (42) Diese ethische Identität wird grundsätzlich durch Glaube, Liebe und Hoffnung geformt, zu ihren Grundhaltungen gehören mit Blick auf Gal 5,22, die Bergpredigt und andere neutestamentlichen Stellen Langmut, Gewaltlosigkeit und Feindesliebe (57f). In diesem Zusammenhang werden auch der Dekalog und die



Eigenart paränetischer Schriftpassagen behandelt. Ein kritisches Licht fällt auf Modelle kognitiver Moralentwicklung, weil sie perfektionistisch und androzentrisch angelegt seien. Demgegenüber gilt, dass ethische Identität narrativ gebildet und tradiert wird, und das nicht nur individuell: „Geschichten stiften Gemeinschaft“. (113) Für explizite ethische Konfliktfälle wird dennoch ein Schema ethischer Urteilsfindung angeboten, das an die Heidelberger sozialetische Tradition (H.-E. Tödt u.a.) anknüpft. Durchaus auch in dieser Tradition wird die Kirche als ethisches Subjekt und Gottes Schalom als ihr Leitbild verstanden. Kurz wird anschließend über theologische und philosophische Ethik informiert. Das Plädoyer für ein trotz der biblischen und kirchlichen Gebundenheit universales Ethos läuft über die Fortentwicklung von Hans Küngs „Projekt Weltethos“ und die Überzeugung, dass der interreligiöse Dialog weiterzubringen sei: Dies findet der Verfasser in einer als allen Religionen gemeinsam behaupteten „kosmischen Spiritualität [...]“. Sie verteidigt das gute Leben aller Kreaturen“. (183)

Im wesentlich kürzeren Teil II werden einige Felder politischer Ethik abgesprochen. Zu den Themenbereichen Menschenrechte, Politik, Ökonomie(kritik) und Umwelt werden jeweils allgemeine Informationen geboten und wird nach dem – ggf. kritischen – Beitrag von Texten Martin Luthers gefragt (dazu vom Verfasser: Studienbuch Martin Luther, 2014). So liest er etwa in Sachen Menschenrechte Luthers „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ (1520) als frühe Betonung von Gleichheitsrechten. Luthers scharfe Kritik an Auswüchsen des Frühkapitalismus kommt ebenso zu Wort wie zahlreiche Stimmen aus den mittlerweile klassischen Werken der Befreiungstheologie. Diese durchgängig knappen Darlegungen skizzieren Elemente einer „Ethik der Transformation“ hin zu Partizipation aller und Wahrung der Natur (258).

Eine evangelische Ethik mit narrativer Grundlegung hat Wurzeln in der deutschsprachigen Theologie (H.G. Ulrichs u.a.), die auch benannt werden. Gänzlich unausgeleuchtet ist jedoch das Verhältnis zu katholischen Bemühungen in der Sache. Etliches bleibt, vor allem in Teil II, im Status der Andeutung, wozu beiträgt, dass – teils auch bei zitierten Autoren – vielfach aktuelle Literatur fehlt. Der Weg von einer biblisch-theologischen Grundlegung zu den Behauptungen global-interreligiöser Gemeinsamkeiten ist eben doch sehr weit. Eine konzentrierte Grundlegung ohne visionäre Vagheiten hätte das Anliegen überzeugender vertreten lassen.

Martin Hailer

Marianne Heimbach-Steins / Michelle Becka /
Johannes J. Frühbauer / Gerhard Kruip (Hg.)

Christliche Soziallehre

Grundlagen – Kontexte – Themen

Ein Lehr- und Studienbuch

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2022

527 Seiten

29,95 €

ISBN 978-3-7917-3322-7

Das neue Lehr- und Studienbuch „Christliche Sozialethik“ bietet aktualisierte Über- wie Einsichten in eine wichtige theologische Handlungswissenschaft: Denkweisen, Argumentationsmuster wie drängende Themen Christlicher Sozialethik werden vorgestellt. Der wissenschaftliche Anspruch des Fachs wird kontrovers präsentiert; aus der Geschichte von Kirche und Christentum werden ethisch-normative Leitideen entfaltet und Begründungszusammenhänge neu formuliert und die epochalen gesellschaftlichen Herausforderungen einer Sozialethik für das 21. Jahrhundert in kreativem und informativem Konzept präsentiert.

Die zehn Autorinnen und Autoren tragen Antworten zusammen, wie Gesellschaft im Kontext des christlichen Menschen- und Gesellschaftsbildes gestaltet werden soll – lokal, national, kontinental und global. Damit rücken Forderungen und Maßstäbe der Gerechtigkeit ins Zentrum, die beispielsweise auf folgende Herausforderungen eingeht: (1) Was bedeutet Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit im Zuge des gegenwärtigen Klimawandels? (2) Wie können sie ihre kritische und orientierende Wirkung unter den Bedingungen von individueller Freiheit, kultureller, religiöser und weltanschaulicher Pluralität, demografischem und digitalem Wandel sowie komplexer Wirtschafts- und Finanzsysteme und nicht zuletzt fragiler Zustimmung zu den Institutionen internationaler Politik entfalten? (3) Welche Akteure haben teil an der Verantwortung für die Lösung der großen Fragen unserer Epoche: für den notwendigen Kampf gegen die Überhitzung der Erdatmosphäre, für die Bekämpfung von Menschenrechtsverletzungen, für Antworten auf die Herausforderungen von Migration



und Friedenssicherung? (4) Wie kann Verantwortung zwischen unterschiedlichen Akteuren und Handlungsebenen kooperativ wahrgenommen und verlässlich organisiert werden?

Das Lehr- und Studienbuch buchstabiert neu die Zentralbegriffe christlicher Sozialethik durch: Freiheit, Verantwortung, Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit in orientierender, kritischer wie normativer Perspektive. Elf Handlungsfelder werden entfaltet: Arbeit, Bildung, Frieden, Gesundheit, Lebensformen, Migration, Weltarmut, soziale Sicherung, Kirche, Medien, Klimaschutz. Das Handbuch richtet sich primär an Studierende und Lehrende der Theologie, der Gesellschaftswissenschaften und der Philosophie, an Lehrer und Lehrerinnen sowie an Multiplikatoren in der Bildungsarbeit.

Thomas Wagner

Alexander Kluge
Das Buch der Kommentare
Unruhiger Garten der Seele

Berlin: Suhrkamp Verlag. 20221

398 Seiten m. farb. Abb.

32,00 €

ISBN 978-3-518-43024-8

Einem geflügelten Wort eines der bedeutenden Philosophen des 20. Jahrhunderts (A.N. Whitehead) zufolge gleicht die Geschichte der abendländischen Philosophie einer Sammlung von Fußnoten zu Platon, sie sei ein einziger Kommentar zu diesem. Das heißt, sie erläutert die platonische Ideenlehre und macht sie verständlich, immer wieder neu und stets auf dem neuesten Stand der Forschung. Was so positiv klingt, hat aber auch fragwürdige Konsequenzen: In der Philosophie besteht demnach erstens ein geschlossener akademischer Bücherkreislauf von Kollege zu Kollege. Und zweitens herrscht in ihr eine Praxis des Textrecyclings vor, die das Interesse nach außen, an neuen Entwicklungen in der Welt, bremst, so dass die entstehenden Beiträge mehr als pure Literatur (*l'art pour l'art*) wirken denn eine Diskursqualität erlangen und Probleme bearbeiten. In neueren Disziplinen wie der Soziologie und Psychologie geht es weniger ambivalent (weil empirischer) zu, trotz der Präsenz eigener Klassiker.

Wie sieht es in der altherwürdigen Theologie aus? Kann das so ganz anders sein als in der Philosophie und was bedeutet das für die Welt ihrer Kommentare in der Welt von heute? Droht der Religion zur Säkularisierung von außen gar eine (theologische) Sterilität von innen? Die Neuerscheinung von Alexander Kluge könnte helfen, ein Problembewusstsein für diese Fragen zu entwickeln, selbst wenn es kein theologisches Buch sein will, ja gerade deshalb.



Tatsächlich hat man es in der Theologie ebenfalls mit grundlegenden, ja sogar mit heiligen Texten zu tun, die entsprechend kommentiert werden – die geläufigen Bibelkommentare füllen mithin ganze Bibliotheken. Seltsamerweise gibt es z.B. in keiner Ausgabe des „Lexikons für Theologie und Kirche“ einen eigenen Eintrag zum Begriff des Kommentars; allzu selbstverständlich scheint vermutlich neben der Exegese diese Schriftauslegung: Weil das Was und Wer dieser Praxis immer schon feststehen, oszillieren seine Interpretationen im geschlossenen Sinnraum des Glaubens bzw. seines sozialen Milieus. Richtig ist: Man kann sich mit einem heiligen Text nicht viele Freiheiten erlauben, denn hier gibt es gewöhnlich eine religiöse Autorität und eine religiöse Tradition, die sich die Schlüssel zu seiner Auslegung vorbehalten. Nur besteht darin nicht schon die ganze Welt der Kommentare. Jeder Kommentar liefert nicht nur auf mehr oder weniger anonyme Weise nützliche Informationen über andere Texte (außerhalb von ihm – quasi Primärtexte), sondern er bietet auch nützliche Informationen zu sich selbst als einer Art Sekundärtext – schon das illustriert „Das Buch der Kommentare“ von Alexander Kluge durch seine „Arbeitsform des Sammelns“ (8); seine Welt der Kommentare richtet bunte Verweisungszusammenhänge ein und das lohnt sich sogar für die darin unerwähnt gebliebene Theologie und ihre Selbst- und Welterkenntnis.

Warum? Weil im „Buch der Kommentare“ über ebendiese aufgeklärt wird, ohne dabei die Welt von heute zu vergessen – im Gegenteil, hier wird in kommentierender Form die Welt zum Text mit all ihren aktuellen Themen wie Heimat, Migration, Klimakrise, und das ohne die eigenen Klassiker der intellektuellen Großproduktion wie Freud (171-216) und Habermas (217-294) zu ihren Gunsten unter den Tisch fallen zu lassen, sondern sie ebenso zu bedenken und zu kommentieren. Bei Alexander Kluge bekommt die „Lebenswelt der Worte“ (216) einen reichhaltigen Klang. Mit seinen Kommentaren und erst recht durch sie gelingt ihm die Erneuerung der (von Giuseppe Ungaretti beschworenen) Funktion des gesprochenen Wortes, nämlich eine Brücke zwischen dem Ewigen und Kurzlebigen zu bauen.

Man darf sich vielleicht bei der Sache der Kommentare mit weniger *élan vital* zufriedengeben. Aber soll man sich im Falle der Theologie nicht danach sehnen und es versuchen, um jedes Sterilitätsrisiko schon im Ansatz auszuschalten? Wie wichtig das wäre, zeigt sich zudem an einem Unterschied, der einen Unterschied macht, was ein theologischer Kommentar kann oder soll – und zwar je nachdem ob jene interpretative Abschlüßung so gut nach außen wie nach innen gelingt: In einer offenen Gesellschaft (der Moderne) muss man stets damit rechnen, dass sich Uneindeutigkeiten ergeben, Ambivalenzen einschleichen und Kritik nicht mehr nur Teil der literarisch-analytischen Methode, sondern kulturelles Selbstverständnis ist und von daher auf den Sinn und Gebrauch selbst von etablierten Zeichen zurückwirkt. Bei Walter Benjamin konnte man diesbezüglich bereits lernen: Während es dem Kommentar im klassischen Sinn darum geht, den Sachgehalt einer Aussage zu eruieren, ist der Kommentar im modernen Sinn einer Kritik fokussiert auf den Wahrheitsgehalt bzw. die entsprechende (Un-)Fähigkeit der Aussage.

Heute gilt weder das eine noch das andere, sondern etwas ganz anderes – der Kommentar als Form des Mitredens, als pures Existenzzeichen des Einzelnen (und das ist insofern für Alexander Kluge als unleugbaren Großintellektuellen keine Kür, sondern fast schon Pflichtübung), nämlich mithilfe des Kommentars den Diskurs zu befeuern und über das entsprechende Signal, sich selbst zu zeigen. Um dieses Mitreden geht es bei jedem „like/unlike“; es ist insofern bei jedem „post“ der Fall: Ein jeder „postet“, was das Zeug hält, damit er gesehen wird! Und das nicht nur auf Facebook & Co, sondern auch in der Wissenschaft; längst sind Preprint-Studien zitierfähig geworden und gehören zur wissenschaftlichen Praxis, nicht zuletzt, weil die Probleme dringlicher geworden sind, aber auch, um schon im Vorfeld ihrer Publikation genügend Aufmerksamkeit für den Autor her- bzw. sicherzustellen.

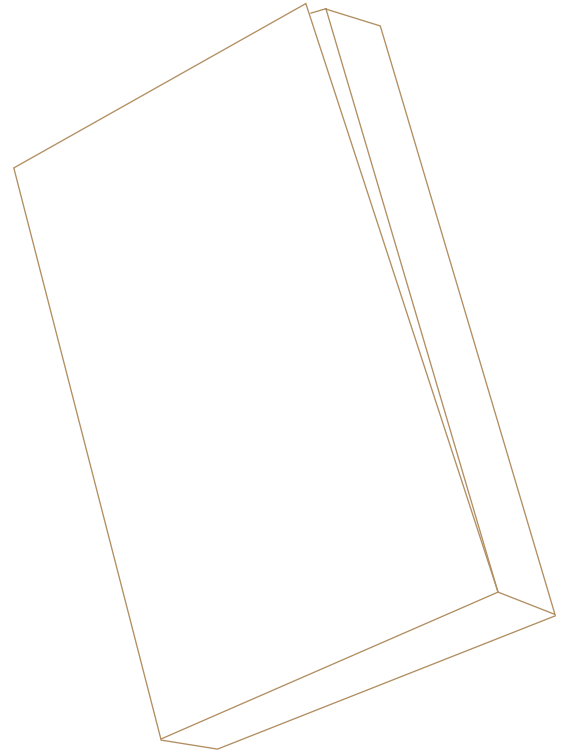
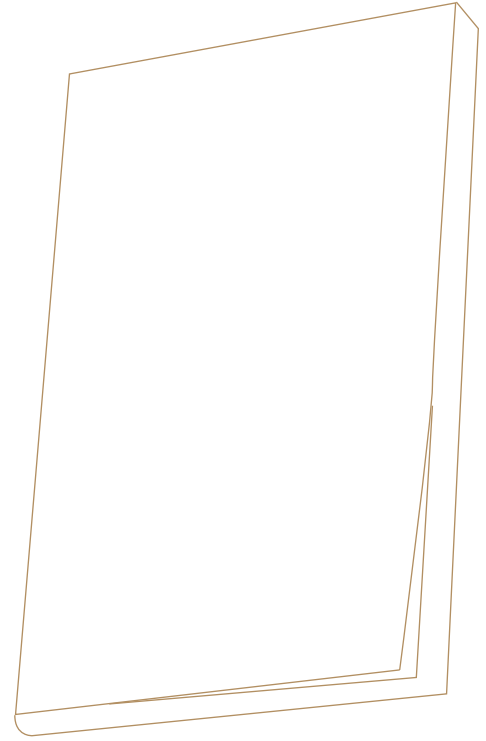
Daraus folgt: In einem solchen Kontext steht die Welt der Kommentare nicht mehr am Ende der Kommunikation (wie bei der Schriftauslegung), sondern am Anfang weiterer Kommunikation, wenn und insofern sie anschlussfähig sind. In dieser Welt ist das Fehlen von Metakomentaren deutlicher Hinweis auf fehlende Anschlussfähigkeit, die aber nicht nur die unkommentierten Kommentare betrifft, sondern auch die der Botschaft zugrunde liegende Sinnofferte bzw. der Versuch, den Text (z.B. der Bibel) zum Leben zu erwecken.

Was also tun, wenn Schriften (wie in der Religion), die verbindlich sein sollen, doch immer fremder werden, so dass man kaum ihren Wortlaut versteht? Bisher gab es (nicht zuletzt in der Theologie) vor allem zwei auf Homer und die Griechen zurückgehende Möglichkeiten: die grammatische und die allegorische Auslegung. Durch die Neuerscheinung von Alexander Kluge gibt es nunmehr eine dritte Alternative: die literarisch-diskursive Kommentierung. Mit ihr lässt sich heute nicht nur auf der Höhe der Zeit mitreden, sondern auch im Angesicht des Ganz Anderen, also auf der heiligen Schwelle des Fremden in der Welt und seiner religiösen wie profanen Offenbarungen.

Freilich müsste man dazu von der klassischen Vorstellung eines biblischen Textes als Weltentwurf umschalten auf die Welt von Intertexten, die untereinander auf sich verweisen und dadurch an Relevanz, ja Sinn gewinnen, woher sie auch kommen. Ein solches theologisches „Buch der Kommentare“ fehlt! Der „unruhige Garten der Seele“, von dem Kluge berichtet, existiert indes nicht nur vor den Toren der Kirche. Das ist heute nur allzu bekannt und wird nicht länger beschwiegen. Unbekannt geblieben ist bis jetzt, dass einem die Welt der Kommentare nicht nur auferlegt wird, sondern dass sie einem für Veränderungsprozesse selbst offensteht, wenn und insofern man bereit ist, am Funktionswandel des Kommentars teilzunehmen.

Merke: Kommentare sind und bleiben heute von großer Bedeutung, aber die Praxis des Kommentierens wird noch wichtiger als sie selbst – es reicht nicht mehr (in Form eines Kommentars) zu beschreiben, was für einen einmal gemeint war, heute kommt es darauf an, (über das Kommentieren) das, was gemeint ist, zu demonstrieren, den sozialen Sinn also in einem performativen Sprechakt selbst zu tun, sonst kommt kein Text von gestern in der Welt von heute an und kann beanspruchen, sie mitzuregieren. Schriftauslegung, die darauf verzichtet, zeichnet ein Bild von Religion, die sich der Säkularisierung längst ergeben hat. Die wahren Pegelstände einer Gesellschaft sind oftmals Sprachregelungen.

Michael Hochschild



Bernhard Körner
Gott ist der Rede wert
Warum es Sinn macht, über Gott nachzudenken

Würzburg: Echter Verlag, 2022

176 Seiten

16,90 €

ISBN 978-3-429-05726-8

Der ansprechende, zur Lektüre motivierende Titel beinhaltet die zentrale theologische Frage, warum und inwiefern Gott wirklich der Rede wert ist. Diese Frage nimmt der Autor in seiner differenzierten, kenntnisreichen Darstellung in acht etwa gleich langen Kapiteln in den Blick: Nach einem kurzen Vorwort gibt Bernhard Körner einleitend einen klaren Überblick über die Aspekte, die er in der folgenden Darstellung (Kapitel I – VIII) entfaltet.

Schlaglichtartig (Kapitel I) veranschaulicht Körner, wie Gott in der Biografie und im Denken verschiedener Autoren des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart zur Wirklichkeit wird. Die Infragestellung Gottes (Kapitel II) wird aus unterschiedlichen Perspektiven thematisiert: kosmologisch, evolutionsbiologisch, sprachphilosophisch, hinsichtlich des Leids in der Welt und nicht zuletzt der Skandale der Kirchengeschichte. Der Glaube an Gott wird zu einer provozierenden Frage, der sich Körner stellt. Erfahrungen aus der Lebenspraxis (Kapitel III) vertiefen die Darstellung. Sie spitzen die Skepsis gegenüber dem Glauben an Gott noch zu: Gott gerät umso leichter aus dem Blick, wenn die anthropozentrische Fixierung auf die Belange des Einzelnen das Feld beherrscht, sodass es primär um den Nutzen geht und vor allem das Neue zählt. Die das Kapitel abschließende Frage „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“ bildet die Überleitung zu den folgenden Überlegungen. Schritt für Schritt setzt Körner sich mit den zuvor exemplarisch aufgezeigten, klar konturierten Aspekten der Frage nach Gott auseinander: Als vernünftige Überzeugung verantwortet, stellt der Glaube eine offene Frage dar. Er bleibt möglich auch angesichts des Leidens, bereit, immer neu von der Religionskritik zu lernen (Kapitel IV). Durch die philosophischen und fundamentaltheologischen Überlegungen vorbereitet, zeichnet der Autor den Weg zum christlichen Glauben an den dreieinigen Gott kompakt und anschaulich nach (Kapitel V).



Gott im Alltag der heutigen Gesellschaft lebenspraktisch einen Raum zu geben, konkretisiert sich im Gebet, in der kirchlichen Gemeinschaft, in der politischen Auseinandersetzung sowie im interreligiösen Gespräch (Kapitel VI). Die Weisen des Redens von und über Gott sind ebenso notwendig und vielgestaltig wie das Schweigen zu und vor Gott. Es kann in Interesse- oder in Ratlosigkeit begründet sein, aber auch die Ehrfurcht vor dem Geheimnis ausdrücken (VII). An Gott zu glauben und über ihn nachzudenken, hat Folgen (Kapitel VIII). Der Glaube eröffnet Freiräume, stiftet Hoffnung, führt zu Ehrfurcht gegenüber dem Mitmenschen auch in der Unterscheidung von Gut und Böse. Der von Verzerrungen gereinigte Gottesbegriff bedeutet und beinhaltet ein transzendentes Lebensfundament. Dadurch kann der Glaube bei allem Engagement zu einer gelassenen Relativierung der unterschiedlichen Alltagssituationen und Alltagserfahrungen führen. Gott ist der immer Größere. Er ist zu nichts zu gebrauchen. Er dient zu keinem Zweck. Gott um seiner selbst willen zu lieben, kann zu einem Modell der Freiheit werden, auch dann, wenn wir andere Sorgen haben.

Nach Gott zu fragen, ihn zu suchen, den Glauben vor der Vernunft im Gespräch zu verantworten – dazu gibt der Autor vielfältige, interessante Anstöße. Gott ist der Rede wert. Es hat Sinn, darüber nachzudenken. Bernhard Körners Buch öffnet und erweitert den Horizont.

Heribert Körlings

Werner Schüßler

Vom Ich, der Liebe und dem Tod

Was unser Menschsein letztlich ausmacht

Würzburg: Echter Verlag. 2022

125 Seiten

12,90 €

ISBN 978-3-429-05748-0

Mensch zu sein und immer mehr zu werden, impliziert auch, ein Ich sein zu können, in Beziehung zu leben und mit der eigenen Sterblichkeit konfrontiert zu sein. Die philosophische Frage nach dem Ich, nach der Liebe und nach dem Tod behandelt der Autor in den drei miteinander verknüpften Kapiteln seiner klar gegliederten, nuancierten Darstellung.

Von Karl Jaspers' existenzphilosophischer Analyse grundiert, umkreist das erste Kapitel zentrale anthropologische Aspekte der Frage nach dem Individuum. Der Autor wehrt sich gegen rationalistische Einseitigkeiten hinsichtlich des Ichs. Er setzt sich deshalb anschaulich mit kybernetischen Verengungen auseinander. Das Leben des Einzelnen manifestiert sich in unterschiedlichen, aufeinander aufbauenden Seinschichten. Der rationalistischen Betrachtungsweise des Menschen stellt Schüssler dessen Geistigkeit entgegen. Diese verweist den einzelnen Menschen über sich selbst hinaus in eine transzendente Dimension. Der Bezug zur Transzendenz kennzeichnet nicht nur Möglichkeiten des geistigen Individuums. Er stellt zugleich die Grundlage der Liebe dar. Im zweiten Kapitel arbeitet Schüssler in Bezug auf das Phänomen Liebe unterschiedliche Schichten und Formen anschaulich heraus. Die Liebe betrifft zunächst die biologische und psychologische Konstitution des Einzelnen. Darüber hinaus beinhaltet sie dessen Ich-Du-Beziehung zum anderen und verweist schließlich auf die Relation zum ewigen Du, Gott. Mit Bezug auf Paul Tillich versteht Schüssler die christliche Agape als die Tiefendimension der Liebe. Das mit ihr verbundene notwendige Element der Libido bewahrt die Agape allerdings vor rationaler Einseitigkeit und Kraftlosigkeit. Im dritten Kapitel werden die Liebe und der Tod zueinander in Beziehung gesetzt. Die Sterblichkeit ist dem einzelnen spätestens in der Liebe zum eigenen Kind, aber auch schon durch den Tod besonders geschätzter und geliebter Mitmenschen bewusst.

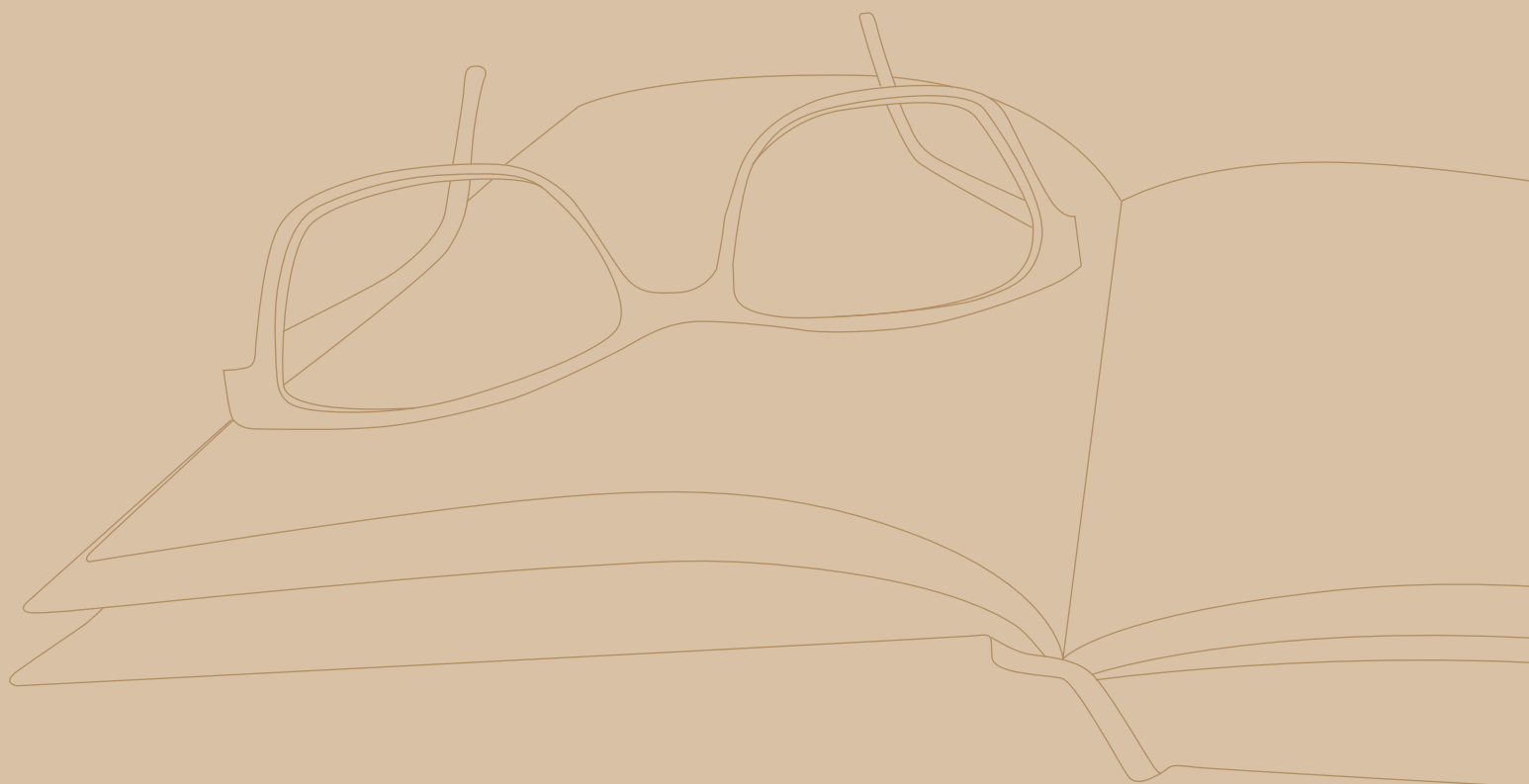


Wie das Ich mit seinen unterschiedlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten und die gegenseitige Liebe ist auch die menschliche Endlichkeit offen hinsichtlich der religiösen Dimension: Die Botschaft Jesu, dass Gott jeden einzelnen Menschen bedingungslos liebt, beinhaltet für das Individuum zwei grundlegende existentielle Möglichkeiten: Der Einzelne kann sich selbst annehmen einschließlich des Unannehmbaren. Und er kann sich Gott im Leben, im Sterben und im Tod überlassen. So stiftet der christliche Glaube eine Hoffnung, die den Mut begründet, sich der objektlosen Angst vor dem bedrohlichen Nichtsein entgegenzustellen. Das Vertrauen zu Gott, der die Liebe ist, wird existentiell plausibel.

Aus philosophischer Perspektive meditiert Werner Schüssler die undefinierbaren Phänomene Ich, Liebe und Tod hinsichtlich ihrer Eigenart und in ihrem jeweiligen Transzendenzbezug. Das kurze Fazit am Ende des Buches hat die Überschrift „Die Welt ist nicht alles“. Der Autor versteht seine Darstellung als Beitrag zur Frage nach dem Absoluten. Sie stellt sich seit 2500 Jahren und lässt sich nicht endgültig beantworten. Philosophieren, das auch das Nachdenken über die Religion und den Glauben einschließt, besteht im Interesse am immer neuen Fragen. Schüssler sieht seine Aufgabe als erfüllt an, wenn man nach der Lektüre seines Buches mehr Fragen hat als zuvor. Es geht darum, die Fragen offenzuhalten, zum Fragen zu ermutigen.

Heribert Körlings

☪ PÄDAGOGIK / RELIGIONSPÄDAGOGIK



Maja Dammann / Ute Caspar / Katja Frerks /
Christina Kaltenschnee / Maik Zaborowski

Mittleres Management an Schulen
Schule zukunftsorientiert denken.
Führung neu gestalten

Stuttgart: Raabe Verlag. 2021

248 Seiten m. s-w Abb.

34,90 €

ISBN 978-3-8183-0817-9

Gilt es nicht gerade in den Schulen, wichtigere Herausforderungen zu meistern als die Einführung eines Mittleren Managements? Ja und Nein. Der Autorinnengruppe des vorliegenden Buches gelingt es, eine neue Perspektive auf die Chancen der Einführung eines Mittleren Managements zu eröffnen. Sie beschreiben, wie durch eine breitere Verteilung von Aufgaben und eine Fokussierung Einzelner auf bestimmte Aufträge Entlastung und Freiraum für Schulleitungen entstehen. Diese kann sich wieder mehr dem System Schule als Ganzem widmen und konzeptionell denken und agieren, die aktuellen Herausforderungen meistern, statt sich im Arbeitsalltag zu verlieren. Lehrkräfte im Mittleren Management werden in dem Buch nicht als Schulleitungsmitglieder gesehen, sondern als Lehrkräfte mit besonderen Aufgaben im System Schule. Die Verfasser verstehen ihr Buch als erste grundlegende Veröffentlichung zu dieser Interpretation des Mittleren Managements an Schulen.

Mit Hilfe einer fiktiven Wolfgang-Goethe-Schule wird man an die Problemsituationen im Schulalltag geführt, die man als Schulleitung oder als Schulleitungsmitglied kennt, und daran entfaltet sich, welches Potential die Einführung eines Mittleren Managements in der Schule bietet. Dabei wird deutlich, dass im Vorfeld gut überlegt sein muss, ob für die individuelle Schulkultur, -größe und -tradition ein Mittleres Management passend erscheint. Damit dieses strukturierte Herangehen und Arbeiten in neuen Kontexten gelingt, bietet das Buch zehn Arbeitshilfen, die unterstützen, das im Buch Beschriebene auf die eigene Situation hin zu verstehen und umzusetzen.



Im ersten Kapitel wird die Perspektive auf die Person der Schulleitung gelenkt, ihre Möglichkeiten zu führen und das eigene Führungshandeln zu reflektieren. Dabei ist die Etablierung eines Mittleren Managements im Fokus. Dieses erfordert ein reflektiertes Führen der Schulleitung, eine Kooperationsbereitschaft, echtes Delegieren und ein gemeinsames Handeln mit den mit Verantwortung Betrauten. Langfristig führe dies, nach dem Einführungsaufwand, zu einer Entlastung der Schulleitung, die sich wiederum mehr den strategischen Zielen und Aufgaben zuwenden könne.

Das zweite Kapitel widmet sich den vorhandenen Talenten und Charismen im Kollegium. Wie kann es gelingen, Lehrkräfte zu entwickeln und zwar so, dass sich die individuellen Vorstellungen mit den Bedarfen der Schule decken? Ein funktionierendes Talentmanagement und das Bewusstsein für eine Karriere im Schuldienst sind wichtige Grundlagen. Anhand von Praxisbeispielen aus Hamburger Schulen wird das Beschriebene nachvollziehbar dargestellt.

Das System Schule ist von seinen Rahmenbedingungen, seiner Vielfalt und Komplexität schon sehr speziell. Ausgehend von einem nach Ruth Seliger und Stefan Kühl formulierten Organisationsverständnis werden im dritten Kapitel Möglichkeiten der Organisationsentwicklung in Schule betrachtet. Wie verändern sich Hierarchien und Strukturen durch ein neu etabliertes Mittleres Management und wodurch können Prozesse schneller und flexibler werden? Zahlreiche Anregungen und Tipps bietet dieses Kapitel, um aus der systemischen Perspektive der Schulleitung eine Entwicklung der Organisation Schule voranzutreiben.

Schulleitungen haben selten direkten Einfluss auf die Qualität des Lehrens und Lernens an der eigenen Schule. Im vierten Kapitel werden Möglichkeiten aufgezeigt, wie es mithilfe des Mittleren Managements gelingen kann, dennoch die Unterrichtsentwicklung an der Schule voranzutreiben. Hierbei sind vor allem die Fachleitungen (Bezeichnung in Hessen Fachsprecher) im Blick. Weitere Themen sind das Zusammenwirken der Steuergruppe mit Projektgruppen, der Kontext Fördern und Fordern sowie Evaluation und Feedback.

Das fünfte Kapitel schließlich nimmt die Rahmenbedingungen zur Einführung und Etablierung genauer in den Blick, die schon anfangs erwähnt wurden: vom rechtlichen Rahmen, über die Analyse der eigenen Schulsituation bis zu möglichen ersten Schritten. An einem kleinen Exkurs zum Thema Corona kommt aktuell kein Buch vorbei, das sich mit dem Thema Bildung beschäftigt. So folgt auch hier ein kurzer Blick auf das Agieren eines Mittleren Managements in pandemischen Zeiten zur Entlastung der Schulleitung.

Nach der Lektüre des Buches wirkt Verschiedenes nach: Die beschriebenen Möglichkeiten und Chancen eines Mittleren Managements klingen fast paradiesisch. Die idealtypischen Schilderungen der fiktiven Wolfgang-Goethe-Schule verunsichern, ob das wirklich an der eigenen Schule mit dem Kollegium umzusetzen ist. Nicht zuletzt die Arbeitshilfen machen Mut, diesen Entwicklungsschritt an der eigenen Schule anzugehen. Wenn diese drei Erkenntnisse zusammentreffen, kann es durchaus gelingen, die eigene Schule als Organisation mit Hilfe eines Mittleren Managements auf allen Ebenen gezielt weiterzuentwickeln und so die Zufriedenheit aller Beteiligten zu steigern.

Thorsten Klug

Marcus Eckert
Classroom Management

Bildung und Unterricht
Stuttgart: Reclam Verlag, 2022
176 Seiten m. s-w Abb.
6,80 €
ISBN 978-3-15-014241-7

Der Begriff des Classroom Managements ist nicht neu. In der Fachliteratur stellt er seit Jahren eine feste Größe dar. Dennoch scheint im schulischen Alltag zumindest der Begriff nicht allzu oft aufzutauchen. Das damit Gemeinte beschäftigt freilich jede Lehrerin und jeden Lehrer, weil es beim Unterrichten auf die eine oder andere Weise immer mitschwingt. So definiert Marcus Eckert Classroom Management als die Gesamtheit der „Aktivitäten zur Gestaltung einer Lernumgebung, die sich günstig auf das curriculare und das sozial-emotionale Lernen auswirken“ (11). Eine gute Lernatmosphäre, ein gutes Klassenklima und eine aktive Mitarbeit aller fördern nachweislich das Lernen – ganz gleich in welchem Fach. Entsprechend fragt das Classroom Management vor und neben aller didaktisch-methodischen Planung von Unterricht nach den Gelingensfaktoren für Lehr-Lern-Prozesse im Allgemeinen. Ziel ist es, dass sich Schülerinnen und Schüler sowie Lehrkräfte im Unterricht grundsätzlich wohlfühlen und positive Beziehungen als Basis des gemeinsamen Arbeitens entwickeln.

Von Anfang an macht Marcus Eckert deutlich, dass dieses Ziel nicht allein durch den Einsatz der richtigen Techniken erreicht werden kann. Vielmehr geht es ihm zuerst um Fragen der inneren Haltung und Einstellung als Lehrkraft. Ausgehend von der eigenen Haltung können verschiedene Methoden, Techniken oder Strategien flexibel und nach Bedarf eingesetzt werden.

Diesem Ansatz folgt das gesamte Buch. Eckert ordnet die vielfältigen Formen problematischen Schülerverhaltens immer wieder in den sozialen Kontext ein und wirbt für Empathie. Er stellt dar, wie im Unterricht Hilflosigkeit erlebt wird und sich daraus das Phänomen der „erlernten Hilflo-



sigkeit“ entwickeln kann. Dies kann wiederum der Ausgangspunkt für Widerstand, Störungen oder Resignation sein. Statt sich hilflos zu fühlen, sollten Schülerinnen und Schüler lernen, sich als kompetent und selbstwirksam zu erleben. Dazu braucht es Ermutigung und Hilfestellungen durch die jeweilige Lehrkraft, die ihr Bedürfnis nach Autonomie ernst nimmt, sie bei der Wahl realistischer Ziele unterstützt, konstruktives Feedback gibt und auch beim Lernen aus Fehlern wohlwollend begleitet.

Marcus Eckert, ausgebildeter Lehrer und Psychologe, hat an der APOLLON Hochschule in Bremen eine Professur für Schul- und Entwicklungspsychologie inne. Zudem ist er seit vielen Jahren in der Lehrerfortbildung tätig. Mit dem vorliegenden Band in der Reclam Reihe „Bildung und Unterricht“ liefert er einen ebenso profunden und umfassenden wie verständlichen und gut lesbaren Überblick zum Thema Classroom Management. Dabei gelingt ihm eine durchweg organische Verbindung von Theorie und Praxis. Einerseits bezieht er sich auf zahlreiche

Mirjam Schambeck
**Von Gott, Jesus, Religionen und so
Was Religionslehrer:innen wissen müssen**

Freiburg: Herder Verlag. 2022

353 Seiten m. s-w Abb.

25,00 €

ISBN 978-3-451-39194-1

aktuelle Studien und Konzepte aus der wissenschaftlichen Forschung. Andererseits bringt er viele praktische Beispiele, Fallkonstellationen oder Schüleräußerungen, denen man anmerkt, dass sie mitten aus dem Leben stammen. In jedem Kapitel finden sich Reflexionsimpulse. Die Leserin und der Leser können diese Impulse zum Anlass nehmen, eigene Erfahrungen und Wahrnehmungen aus dem Berufsalltag in den Blick zu nehmen und mit den Inhalten des Buches abzugleichen. Hinweise auf Online-Zusatzmaterial ermöglichen die Vertiefung einzelner Aspekte.

Vermutlich hat das Thema Classroom Management für Klassenleitungen eine höhere Relevanz als für „reine“ Fachlehrer. Doch auch wer nur mit wenigen Stunden in einer Klasse bzw. Lerngruppe unterrichtet, findet im vorliegenden Buch viele nützliche und hilfreiche Hinweise zur Gestaltung des Lehrer-Schüler-Verhältnisses und anderer Rahmenbedingungen des eigenen Unterrichts. Auch wenn sich nicht alles (und v.a. nicht alles auf einmal) umsetzen lässt: Gerade weil die eigene Haltung solch eine wichtige Rolle spielt, lohnt es sich, diese immer wieder zu reflektieren. Dazu liefert der vorliegende Band reichlich Anregungen.

Sebastian Lindner

Eines vorweg: Titel, Titelbild und bisherige Veröffentlichungen der Autorin ließen schon vermuten, dass das Buch für Religionslehrkräfte und Verantwortliche in Studium und Ausbildung lesenswert sein wird. Es ist so!

Ausgehend von der COACTIV-Studie, in der Indikatoren für die Qualität von Mathematikunterricht bestimmt wurden, setzt sich Frau Prof. Dr. Schambeck in einem ersten theoretischen Teil ausführlich mit der Adaption und Weiterentwicklung des COACTIV-Kompetenzmodells für die Professionalisierung von Religionslehrkräften auseinander. Dieser Teil des Buches wird vermutlich von Kolleginnen und Kollegen im Alltagsgeschäft eher quergelesen und vom Ergebnis her betrachtet. Sehr lesenswert ist dieser Teil für alle, die verantwortlich sind für angehende Religionslehrkräfte in Studium, Praxissemester und Referendariat. Mit Bezug auf verschiedene Studien wird der enge Zusammenhang zwischen dem Professionswissen der Lehrkraft, gutem Religionsunterricht und Lernerfolg von Schülerinnen und Schülern konstatiert. Als Proprium des Professionswissens wird das fachdidaktische Wissen als religionsbezogene Korrelationskompetenz der Lehrkraft ausgewiesen. Das nötige Fachwissen wird sinnvollerweise als akademisches Forschungswissen in Bezug auf die Themen der Schulcurricula gekennzeichnet. Die Weiterentwicklung des COACTIV-Modells aus dem Mathematikunterricht wird begleitet von Grafiken, die die Zusammenhänge sehr gut visualisieren. Zur Verdeutlichung ihrer Gedanken spielt Frau Schambeck bereits in diesem ersten Theorieteil immer wieder ganz konkrete Beispiele aus dem Religionsunterricht ein. In der genaueren Beleuchtung dessen, was das Professionswissen von Religionslehrkräften ausmacht, wird schnell deutlich, dass sich die Organisation des Lehramtsstudiums neu



ausrichten muss. Für diese Neuorganisation werden Vorschläge formuliert, die nach Meinung der Autorin schon längst hätten umgesetzt sein müssen.

Im zweiten Kapitel des Buches wird dargelegt, wie denn die religionsbezogene Korrelationskompetenz als Proprium des Professionswissens von Religionslehrkräften eingelöst werden kann. Nicht neu, aber den Kern des religionsdidaktischen Geschäfts treffend, schlägt Frau Schambeck Korrelationschiffren (kognitiver oder auch existentieller Art) vor, die zwischen der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler und den Deutefolien des christlichen Glaubens sowie anderer Religionen vermitteln. Wie dies konkret aussehen kann, wird von ihr für die Kapitel vier bis zehn angekündigt.

In der ganzen Diskussion um die Relevanz und Notwendigkeit von Religionsunterricht der letzten Zeit liest sich das dritte Kapitel über die Großwetterlage der heutigen Gottesrede wie Balsam für die Seele. Klar in der Sprache, deutlich in der Aussage werden Problemanzeigen beschrieben und am Ende dieses Kapitels weiß man wieder, warum gerade in dieser Großwetterlage von Religion ein guter Religionsunterricht als Denkraum und Angebot für die existentiellen Fragen des Lebens so wichtig ist und zur Standpunktfähigkeit der Schülerinnen und Schüler beitragen kann.

Die Kapitel vier bis zehn bieten zu sieben verschiedenen Lerngegenständen, wie z. B. die (Nicht) Erkennbarkeit Gottes, die Theodizeefrage, Tod und Auferstehung Jesu, Weiheamt für Frauen, die Sicht der Autorin auf notwendiges Wissen der Lehrkraft für ihre religionsbezogene Korrelationskompetenz. Jedes Kapitel umfasst eine anregend gewählte Themenformulierung, beschreibt in sogenannten Blenden die Relevanz des Themas und daran anschließend – jeweils bezugnehmend auf verschiedene Untersuchungen bzw. Studien – (Nicht-)Erfahrungen und Denkkonzepte von Schülerinnen und Schülern.

Im Anschluss daran bietet die Autorin kompakt und gut verständlich das jeweils für das Thema relevante theologische Wissen, das die Lehrkraft für das eigene Darstellungs- und Erklärungswissen sehr gut nutzen kann. Hier werden Lehrkräfte aller Erfahrungsstufen profitieren können.

Unkonkreter – als viele Leserinnen und Leser sich das sicherlich wünschen – bleiben die didaktischen Inszenierungen, die als Ideen zu Lernwegen ein jedes der sieben Praxiskapitel abschließen. Nichtsdestotrotz finden sich dort „unverbrauchte“, ansprechende Materialien, die als Korrelationschiffren (übrigens ebenso wie einzelne Blenden zu Beginn eines jeden Kapitels) genutzt werden können. Besonders wertvoll für die eigene konkrete Unterrichtsplanung sind auch die dort formulierten Gedankenanstöße, Fragen, auf die es zu achten gilt, wenn man mit den Schülerinnen und Schülern in den Denkraum in Bezug auf „Gott, Jesus, die Religionen und so“ eintritt.

Jutta Paeßens

Annegret Reese-Schnitker / Daniel Bertram /
Dominic Fröhle (Hg.)

Gespräche im Religionsunterricht
Einblicke – Einsichten – Potenziale

Religionspädagogik innovativ

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2022

532 Seiten m. Übersichten

49,00 €

ISBN 978-3-17-038166-7

Wenn das Christentum an den Anfang von allem den „Logos“ stellt, liegt es nahe, seiner Lehre eine „Logik“ zugrunde zu legen, die die Grenzen formaler Operationen übersteigt, auf „das Ganze“ zielt und inhaltliche Plausibilitäten erzeugt. Von seinem Beginn an steht daher konsequent die sinnvolle Abfolge von „Logoi“, das Gespräch, im Mittelpunkt christlicher Glaubensunterweisung. Letztere ist im Einklang mit dem Würzburger Synodenbeschluss von 1974 aus dem schulischen Religionsunterricht verschwunden, das Gespräch bleibt für ihn zentral. Dieses als Unterrichtsprinzip zu begründen, es empirisch zu validieren, die verschiedenen Arten zu klassifizieren und erste Schritte in Richtung einer Bewertung von Gesprächen im Hinblick auf ihre Qualität bzw. ihre Dienlichkeit zur Erreichung von Unterrichtszielen zu unternehmen, haben sich die Autoren des Buches „Gespräche im Religionsunterricht“ zur Aufgabe gemacht.

Das Werk richtet sich in erster Linie an Wissenschaftler mit empirischem Forschungsschwerpunkt innerhalb der universitären Religionspädagogik. Wer als Religionslehrer an der Schule eine Verbindung von tiefgehenden dogmatischen, religionspädagogischen sowie unterrichtspraktischen Überlegungen, wie sie regelmäßig von Rudolf Englert präsentiert werden, erwartet, dürfte eher enttäuscht sein. In dem überbordenden Theorieteil inspirieren gleichwohl die Beiträge von Hanna Roose („Unterrichtsgespräche und Alltagspraxis“), der eine feinsinnige Analyse mehrerer kurzer Gesprächssituationen gelingt, von Hans Schmid („Triffst du nur das Zauberwort. Das Gespräch in der Dramaturgie des Unterrichts“), dessen schnörkellosen, aber tiefgründigen Reflexionen über „die goldene Zeit des



Lernens“ sowie den Wechsel von Außen- und Innenorientierung die langjährige Verankerung in der Unterrichtspraxis erahnen lassen, und fünf Anhänge zu einem Aufsatz von Peter Orth, die insbesondere Berufsanfängern nützliche Tipps liefern. Lohnend ist darüber hinaus im empirischen Teil die Lektüre von auf knapp 80 Seiten entfalteten „Gesprächsfeinanalysen“, die den Ablauf von Kommunikationssituationen im Unterricht mikroskopisch genau sezieren und bei (angehenden) Religionslehrern das Bewusstsein für die Notwendigkeit, jedes eigene Wort zu wägen, andererseits jeglichen Nuancen in den Äußerungen von Schülern gebührende Beachtung zu schenken und adäquat zu reagieren, schärfen könnten. Diese Feinanalysen können daher als das Herzstück des Buches angesehen werden.

Die für Unterrichtspraktiker relevanten Ergebnisse der in diesem Werk veröffentlichten „Kasseler Unterrichtsgesprächsstudie“ lassen sich recht kompakt zusammenfassen. Es erscheint sinnvoll, vier Typen von Unterrichtsgesprächen zu unterscheiden: Sogenannte „echte Unterrichtsgespräche, in denen Schüler_innen sich aufeinander beziehen und untereinander sprechen. Die Lehrperson kann Gesprächsteilnehmer_in sein oder sich ganz zurückhalten“; zweitens solche Unterrichtsgespräche, in denen „die Beiträge der Schüler_innen sukzessiv hintereinander[folgen], die Lehrperson ist nicht oder nur marginal involviert“; drittens „getarnte Lehrervorträge“; viertens sich im „Ping-Pong-Modus“ vollziehende Kommunikation von Lehrperson und Schülern. Die Autoren räumen allen vier Typen eine gewisse Berechtigung im Rahmen der jeweils von der Lehrkraft verfolgten Unterrichtsziele ein, möchten aber mit ihren Untersuchungen belegen, dass, obwohl die „echten Unterrichtsgespräche“ den höchsten Ertrag bewirken, diese am wenigsten in der Realität praktiziert werden. Ertragreich bedeutet dabei, dass sowohl der Theologiebezug am stärksten ausgeprägt ist als auch ein höherer Vertiefungsgrad erreicht wird und am ehesten korrelative Prozesse stattfinden. Auf dieser Grundlage wird daher als Kritik an Lehrkräften formuliert, dass „ein hoher Gesprächsanteil der Lehrperson den Gesprächsfluss in Unterrichtsgesprächen deutlich verlangsamt und der qualitativen Partizipation der Schüler_innen sogar abträglich ist. Außerdem stellen die Schüler_innen seltener einen Erfahrungsbezug zu den Inhalten her.“ Ebenso wird von den Forschern beklagt, dass Lehrkräfte „zu oft höchst aufschlussreiche Schülerbeiträge ignorieren bzw. nicht weiter vertiefen.

Theologisch interessante Beiträge von Schüler_innen werden immer wieder in ihrem Potential nicht ausgeschöpft“. Positiv gewendet lässt sich nach Meinung der Autoren resümierend feststellen: „In echten Unterrichtsgesprächen geht es um etwas! Schüler_innen reden nicht nur miteinander, sie vertiefen, tragen etwas bei, korrelieren und setzen sich mit den eigenen kognitiven Prozessen auseinander. Echte Unterrichtsgespräche, bei denen die Schüler_innen miteinander in einen anregenden und bereichernden Austausch über ein theologisches Thema kommen und der Aufmerksamkeitsfokus weniger frontal als vielmehr auf der Gruppe liegt, sind offenbar hinsichtlich des Lernertrags qualitativvoller im Hinblick auf zentrale Anliegen des Religionsunterrichts.“

Jochen Ring

Holger Dörnemann / Stephan Leimgruber
Sexuelle Bildung aus christlicher Perspektive
Für Erziehung, Pädagogik und Gemeindepraxis

Paderborn: Bonifatius Verlag, 2022

292 Seiten

34,00 €

ISBN 978-3-89710-9186

Der christlichen Sexualethik und -pädagogik besonders in katholischer Prägung eilt der Ruf voraus, sie sei veraltet und zuweilen sogar bigott. Das vorliegende Werk „Sexuelle Bildung aus christlicher Perspektive“ der beiden Religionspädagogen Holger Dörnemann und Stephan Leimgruber lässt diesen voreiligen Schluss jedoch nicht zu. Die in zwei grobe Teile unterteilbaren neun Kapitel des Buches zeigen die unausgeschöpften Potentiale einer christlichen Sexualpädagogik auf, die sich auf einen interdisziplinären Austausch einlässt und aus ihr heraus Perspektiven für die praktische Arbeit entwickelt.

Während sich der erste Teil den theologischen Argumentationsgrundlagen aus anthropologischer, biblischer und systematisch-theologischer Perspektive nähert und diese in einer „emanzipatorische[n] Neuorientierung“ (14, im Original Hervorhebung durch Kursivsetzung) für Kinder, Jugendliche und Erwachsene sowie sexualpädagogisch Arbeitende nutzbar machen will, zeigt der zweite, pädagogische Teil dieses Werks den Status quo der Möglichkeit sexualpädagogischer Arbeit in Religionsunterricht, schulnahen Workshops, der Seelsorge und Erwachsenenbildung vor dem Hintergrund eines dafür entwickelten sexualpädagogischen Kompetenzmodells (vgl. 147) auf. Es umfasst die sieben Kompetenzbereiche Identitätskompetenz, sprachliche und kommunikative Kompetenz, Sachkompetenz, soziale Kompetenz, ethische Kompetenz, interkulturelle und interreligiöse Kompetenz und Medienkompetenz, die dem Anspruch einer multidisziplinären und integrativen Sexualpädagogik gerecht werden. Dies zeigt sich ebenfalls in den praktischen Ausarbeitungen.



Mit Bezügen zum Bildungsplan des Landes Bayern leisten die Autoren einen wichtigen Beitrag, die in den Schulen aktuell angestrebten sexualpädagogischen Kompetenzen im Rahmen des Religionsunterrichts transparent zu machen und ihre Relevanz aufzuweisen. Ihr sexualpädagogischer Entwurf distanziert sich eindrücklich von einer christlichen Verbotsmoral und hebt die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion leib- und körperfeindlicher Tendenzen der christlichen Vergangenheit hervor. Die biblischen und systematischen Vertiefungen führen auch theologisch nicht Versierte klar und verständlich in die vergangenen Problemlagen ein und skizzieren besonders für pädagogisches Fachpersonal an Schulen wie in seelsorglichen Einrichtungen Vorschläge für einen kreativen, emanzipativen und reflektierten Umgang mit den Themen Sexualität, Liebe und Partnerschaft. Das bereits genannte sexualpädagogische Kompetenzmodell erweist sich dabei in vielerlei Hinsicht anschlussfähig, weil es für eine differenzierte Sicht auf den vielfältigen Themenbereich Sexualität sorgt.

So könnten gerade im Hinblick auf die aktuell heiß diskutierten Debatten zu den Themen Gender, Intergeschlechtlichkeit und Transidentität, zu denen in den meisten deutschen Bildungsplänen noch entsprechende Bildungsplanpunkte fehlen, durch konkretisierende Vorschläge ergänzt werden. Dörnemann und Leimgruber ist hier allerdings nur indirekt ein Vorwurf zu machen, da sie den bestehenden Bildungsplan zitieren und es nicht in deren Fokus liegt, über dessen mögliche Gestaltung in der Zukunft zu reflektieren.

Kern der Kritik könnte jedoch sein, dass gerade die für die praktische Arbeit je spezifischem Themenbereich aufgelisteten Anwendungsbeispiele wenig bis gar nicht kritisch ausgewertet werden. In der Hinführung formulieren die Autoren damit die Zielsetzung, deutlich zu machen, „wie Sexuelle Bildung das gesamte Leben durchzieht“ (215). Fraglich bleibt dabei, ob diese Exempel erstens nur Anschauungsmaterial für die eigene Ideenfindung sein sollen oder ob sie zweitens nach Einschätzung der Autoren einer der aktuell besten Entwürfe zur sexualpädagogischen Arbeit sind. Sollte Zweiteres zutreffen, mangelt es aber an spezifischen Kriterien für diese Einschätzung und Auswahl. Aufgrund der systematisch wirklich differenzierten Vorarbeiten im ersten Teil ist es schade, dass diese fachliche Expertise nicht auch gegen Ende des zweiten Teils eingebracht wurde. In Bezug auf Ersteres müssen daher Personen enttäuscht werden, die das Werk als Materialgrundlage für die sexualpädagogische Praxis verwenden wollen, da die Darstellung praktischer Anwendungsbeispiele zu knapp ausfällt und im Bereich der Schule nur auf die Bildungspläne des Landes Bayern bezogen ist.

Zusammenfassend lässt sich jedoch sagen, dass Dörnemann und Leimgruber einen guten Überblick über die historischen wie gegenwärtigen Zusammenhänge von christlicher Sexuallehre und Sexualpädagogik geben, ihre Erkenntnisse in einem anschaulichen und vielversprechenden sexualpädagogischen Kompetenzmodell bündeln und zur Auseinandersetzung mit sexualpädagogischen Fragen in der Theorie wie Praxis anregen. Allein das kritische und kreative Potential im Umgang mit den ausgewählten Beispielen fehlt.

Katharina Mairinger

Patrick Grasser
Religion inklusiv unterrichten
Praxisreflexionen kirchlicher Religionslehrkräfte
an Inklusionsschulen

Religionspädagogik innovativ
Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2021
300 Seiten
49,00 €
ISBN 978-3-17-040624-7

Patrick Grasser, Religionspädagoge und Referent für Inklusion und heterogene Lerngruppen am Religionspädagogischen Zentrum Heilbronn, gliedert seine als empirische religionspädagogische Praxisreflexion angelegte Dissertation in einer übersichtlichen Weise. Dabei stellt er die systematische Befragung von Lehrkräften in den Vordergrund. Sein Ziel ist es, deren Rückmeldungen zu versachlichen, nach wissenschaftlichen Kriterien zu bearbeiten und im Hinblick auf die Frage „Wie sollte sich eine inklusive und diversitätssensible Religionspädagogik weiterentwickeln?“ Schlüsse für die Praxis abzuleiten.

In der Einleitung stellt der Autor fest, dass ein gemeinsamer Unterricht von Kindern mit und ohne Behinderung ohne ausreichende fachliche, finanzielle und personelle Ressourcen nicht sinnvoll erscheint. Gleichzeitig hebt er jedoch auch die besondere Vorbildfunktion der Religionspädagogik durch das paulinische Gemeindeverständnis, ohne Aus- und Abgrenzung zu wirken, hervor.

Im ersten Kapitel nimmt Grasser zunächst eine Standortbestimmung der Inklusion aus einer (religions-)pädagogischen Perspektive vor und bezieht diese auf die aktuelle bildungspolitische Umsetzung in Bayern. Die einzelnen Ausführungen lassen sich durch die föderalen Bildungsstrukturen in anderen Bundesländern nur teilweise auf andere Situationen übertragen.



In einem zweiten Kapitel leitet Grasser eine Forscherfrage und Arbeitshypothese ab, aus denen er Fragebögen entwickelt, die er im Rahmen einer Befragung von Lehrkräften anhand von neun Hypothesen im dritten Kapitel überprüft. Die Fragestellungen beziehen sich sowohl auf die eigene Wirkkompetenz von Lehrkräften im Religionsunterricht, die Bereiche der Aus- und Fortbildung als auch auf die Mitwirkung in den Schulentwicklungsprozessen.

Im vierten Kapitel wertet der Autor anhand von benannten Kriterien die durchgeführten Leitfadenterviews in einer nachvollziehbaren Weise aus. Hier wird u.a. auf eine ungenügende Ausbildung der Religionslehrkräfte und auf eine zu geringe Vernetzung vor Ort in den Schulen hingewiesen. Der Autor benennt nachvollziehbar Veränderungs- und Unterstützungsbedarf und leitet daraus Gütekriterien für den inklusiven Religionsunterricht ab. Diese beziehen sich auf die Rahmenbedingungen des Lernens (räumliche Bedingung, Klassengröße), die personellen Kompetenzen (Qualifizierung der Lehrkräfte) und die methodisch- didaktischen Prinzipien. Diesen Kriterien werden drei empirische Forschungsergebnisse aus der Religionspädagogik gegenübergestellt (vgl. Kapitel 5.), zu denen sich der Autor positioniert und dazu eine hilfreiche Analyse vornimmt.

Die Ausführungen von Schweiker zu einem Inklusionsverständnis werden als ein hilfreicher Ansatz beschrieben, da er damit den Blickwinkel weitert und Inklusion interdisziplinär bearbeiten möchte. Die Thesen von Grümme werden dagegen als hinter der gegenwärtigen Bearbeitung des Inklusionsbegriffs stehend angesehen, da dieser eher von einem heterogenitätsfähigen Religionsunterricht und einer stärkeren Subjektorientierung ausgeht. Den Autorinnen und Autoren des Comeniusinstituts Möller/Pithan/Schöll/Brücker werden zwar vielfältige empirische Handlungsbeispiele zugestanden, diese hätten jedoch wissenschaftlich zusammengeführt und noch stärker auf die Berufsgruppe der Fachlehrkräfte hin bezogen werden sollen. Den Schlussfolgerungen von Grasser zum Stand in der religionspädagogischen Forschung kann an dieser Stelle nur zugestimmt werden.

Lesenswert ist auch das sechste Kapitel, in dem der Verfasser sich als Quintessenz aus der Diskussion für eine inklusive Religionspädagogik auf der Basis eines erweiterten Inklusionsverständnisses ausspricht. Auf der Grundlage der hier vorgestellten Praxisreflexion von Lehrkräften sollten Realisierungsmodelle für die Praxis modellhaft entwickelt und als Baustein für eine inklusive religionspädagogische Unterrichtspraxis genutzt werden. Das vorliegende Werk wird von dem Autor als ein „Durchgangspunkt für weitere Studien“ (262) angesehen. Er leitet in seinen Schlussbemerkungen sieben interessante Thesen für den Religionsunterricht ab. Dabei bezieht er verschiedene theologische, kirchliche, gesellschaftliche, schulentwicklungs- und schülerbezogene Perspektiven mit ein. Im Kapitel 6.4 wird Inklusion folgerichtig „als Zukunftsaufgabe empirischer Religionspädagogik“ (271) benannt. Er resümiert, dass neben der empirischen Begleitung des inklusiven unterrichtspraktischen Prozesses parallel auch ein fachwissenschaftlicher Diskurs weitergeführt bzw. eine entsprechende Begleitung erfolgen müsste.

Patrick Grasser schließt in seinem Werk mit den Worten: „Es bleibt die Aufgabe der Religionspädagogik, ... Lern- und Erfahrungsräume zu (er)arbeiten ... (und) die Exklusion zu durchbrechen. ... Wo dies gelingt, zeigt sich etwas von dem inklusiven Geist. ... Dort wird der Religionsunterricht zur Ekklesia, zu einer Gemeinschaft der Herausgerufenen.“ (274) Abschließend kann festgestellt werden, dass dem Autor nicht nur eine systematische Praxisreflexion, sondern auch eine Verknüpfung zwischen Empirie und Fachwissenschaft gelungen ist. Damit leistet er einen wertvollen Beitrag zu einer inklusiven und diversitätssensiblen Religionspädagogik.

Thomas Holzbeck

Lars Allolio-Näcke
**Anthropologie und Kulturpsychologie der
religiösen Entwicklung**
Eine Religionspsychologie

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag, 2022

243 Seiten m. Tabellen

39,00 €

ISBN 978-3-17-041050-3

Lars Allolio-Näcke legt in seinem Band, der zugleich seine 2014 abgeschlossene Habilitationsschrift darstellt, den Entwurf einer „kulturpsychologischen Theorie der religiösen Entwicklung“ vor. Mit einem vorangestellten Zitat Ernst E. Boesch und in seinem Vorwort macht der Autor klar, dass er Ansätze der akademischen Psychologie zur Religionspsychologie für nicht weiterführend hält und in einer an Boesch orientierten Kulturpsychologie die Lösung sieht.

So beginnt die Gliederung der Arbeit zunächst auch mit einer Betrachtung des Verhältnisses von Theologie und Psychologie, die der Autor in einem großen historischen Bogen mit der Säkularisierung der Universitäten beginnt (Kap. 1). Die Theologie kommt fast ausschließlich als protestantische Theologie zur Sprache. Differenziert ist seine Suche nach Konvergenzen zur Theologie an den Standorten der ersten deutschsprachigen Institute für Psychologie mit dem wenig überraschenden Ergebnis, dass es solche nicht gibt (Kap. 2). Systematisch untersucht Allolio-Näcke im Anschluss den Ort von Konzepten des religiösen Erlebens wie „Transzendenz Erfahrung“ oder „Glaube“ in der Psychologie (Kap. 3).

Einen großen Raum nehmen Darstellung und Kritik theologischer Entwicklungsmodelle zur Religiosität ein, die er überwiegend für unzureichend oder gar unwissenschaftlich hält (Kap. 4). Zu Recht kritisiert er vor allem jegliche Ansprüche universaler Gültigkeit, die sich nicht empirisch belegen lassen. Nach einer Zusammenschau der Modelle (Kap. 5) legt er sein Verständnis dessen dar, was er als „Kulturpsychologie“ bezeichnet (Kap. 6), um deren spezifische Alternativen der religiösen Entwicklung darzustellen (Kap. 7) und einen eigenen Entwurf (Kap. 8) vorzulegen.



Formal ist das Buch recht solide gearbeitet und weist eine bemerkenswerte Zusammenschau unterschiedlicher Konzepte zu anthropologischen Grundlagen der Religiosität auf, die meines Erachtens allerdings eine Orientierung in diesem Feld voraussetzt. Inhaltlich greife ich drei Aspekte heraus, die einer gewissen Kritik bedürfen:

(1) Die Identifizierung des Autors mit seinem Ansatz einer – man könnte sagen – grundständigen Religionspsychologie als eigene Disziplin ist beeindruckend, neigt aber dazu, dass die Darstellung alternativer Ansätze einseitig ablehnend wirkt. Die allzu deutliche Abgrenzung scheint mir für eine Rezeption seines Ansatzes in der Wissenschaftspraxis der etablierten Disziplinen Theologie und Psychologie nicht zuträglich.

(2) Allolio-Näcke fordert für die von ihm abgelehnten Entwicklungsmodelle eine empirische Überprüfbarkeit und die Existenz von Studien. Dabei beurteilt er theologische Modelle aus psychologischer Perspektive und kritisiert mitunter, dass die theologischen Modelle psychologischen Kriterien nicht standhalten. Inwiefern sein eigenes Modell in empirisch überprüfbare Hypothesen umzusetzen ist – was grundsätzlich auch für qualitativ erarbeitete und phänomenologisch orientierte Theorien gelten muss –, bleibt offen. Es fällt auf, dass er großzügige Kritik

an etablierten Modellen übt, gleichzeitig seine eigene Konzeption kaum einer kritischen Betrachtung unterzieht.

(3) Sein Modell steht in der Spannung, keinen Phänomenbereich des Religiösen auszuschließen und Religion dennoch spezifisch zu umgrenzen. Dies setzt er um, indem er in seiner kulturpsychologischen Sicht Religion in der intersubjektiven Funktion sieht, Gemeinschaft zu sichern und Erklärungsmodelle anzubieten. Er schließt das Buch mit dem Satz: „Das Alleinstellungsmerkmal erhält Religion einzig durch ihren Vollzug (in der Tradition) und durch den Umstand, dass es Menschen gibt, die sich einer Religion(sgemeinschaft) verpflichtet fühlen.“ (226) Deutlich wird daran die Entscheidung des Autors, nur das als Religion zu betrachten, was sich selbst explizit als Religion weiß. Dies ist möglich, stellt aber eine starke Annahme dar, die dazu führt, dass es so etwas wie „implizite Religiosität“ (Edward I. Bailey; Tatjana Schnell) nicht geben kann.

Insgesamt legt Allolio-Näcke ein Werk vor, das sich zur Vertiefung und Erweiterung religionspsychologischer Kenntnisse eignet und dabei etablierte, klassische Konzepte der religiösen Entwicklung kritisch betrachtet. Als Grundlagenwerk zur Einführung ist es weniger geeignet und bedarf in seinen Ergebnissen weiterer Diskussion.

Jakob Mertesacker

Stephan Sigg
FirmBibel
Starke Geschichten für deinen Alltag

Innsbruck-Wien: Tyrolia Verlag, 2022

144 Seiten m. Abb.

14,95 €

ISBN 978-3-7022-4030-1

„Und was hat das mit mir zu tun?“ Eine Frage, die oft von Jugendlichen gestellt wird, wenn es um die Bibel geht. Eine Sammlung alter Geschichten und einiger Berichte über Jesus, weit weg von der Lebensrealität (junger) Menschen, so ist nicht selten der erste Eindruck. Stephan Sigg hat sich der Aufgabe gestellt, dieser Frage nachzugehen: Herausgekommen ist dabei die FirmBibel. In 14 Kapiteln verbindet der Schweizer Autor biblische Inhalte mit der Lebenswelt Jugendlicher. Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen Fassung einer biblischen Erzählung in moderner Sprache, an die sich eine Kurzgeschichte oder eine Dialogszene anschließt. Hier geht es um Alltagserfahrungen, an die die Leserinnen und Leser anknüpfen können: Erlebnisse aus Schule, Familie und Freundeskreis werden geschildert. Die Themen knüpfen an die Lebenswelt Jugendlicher an: Freundschaft, Mobbing, Liebeskummer, Nachhaltigkeit und anderes mehr. Am Ende jedes Kapitels gibt es dann Impulsfragen, die den Inhalt vertiefen und zum Weiterdenken anregen.

Auf den ersten Blick wirkt die Zusammenstellung der Bibelstellen aus Altem Testament, Evangelien und neutestamentlichen Briefen ein wenig willkürlich, beim Lesen wird aber klar, dass es weniger um die Vermittlung exegetischen Wissens als vielmehr um den Gegenwartsbezug biblischer Inhalte geht. Die Bibelstellen, die in aller Kürze die Inhalte wiedergeben, sind auf das Wesentliche reduziert, punkten aber durch ihre zugängliche Sprache. Die FirmBibel ermöglicht so auf niederschwellige Art und Weise einen Erstkontakt mit Erzählungen der Bibel und ist besonders für Jugendliche geeignet, die bisher noch nicht oder kaum mit biblischen Texten in Berührung gekommen sind. Doch auch denjenigen, die bereits



über Vorwissen verfügen, eröffnet sie die Möglichkeit, biblische Inhalte neu und anders kennenzulernen. Die optische Gestaltung des Buches und die Titel der Kapitel machen neugierig und laden zum Blättern und Reinlesen ein.

Besonders gelungen sind die Impulsfragen am Ende jedes Kapitels, die nicht nur zur persönlichen Reflexion ermutigen, sondern auch als Ausgangsfrage für Diskussionen im Firmkurs dienen können. Ob die Einladung zur weiteren Bibellektüre angenommen wird, bleibt ungewiss und scheint mir eher unwahrscheinlich, da der Sprung von der FirmBibel zur Einheitsübersetzung oder anderen Bibelausgaben in vielerlei Hinsicht groß und herausfordernd ist. Aber vielleicht muss das gar nicht geschehen, denn die FirmBibel bietet genügend Möglichkeiten, um sich mit den biblischen Texten und Inhalten auseinanderzusetzen.

Wer eine Einstiegslektüre zum Thema Bibel sucht, die die heutige Lebenswelt Jugendlicher mit biblischen Erzählungen verknüpft und Lust macht auf Weiterdenken und Austausch, der wird in diesem Buch, das nicht nur für den Firmkurs geeignet ist, fündig und kann die Ausgangsfrage ganz klar mit „Eine ganze Menge!“, beantworten.

Claudia Pappert

Regina Schulze-Oechtering
Klanggeschichten für den Religionsunterricht
Schulstunden, Feste & Gottesdienst zu Bibeltexten
und im Kirchenjahr einfach und kreativ gestalten
Mit Kopiervorlagen

Augsburg: Auer Verlag. 2021
72 Seiten
22,90 €
ISBN: 978-3-403-08260-6

Biblische Geschichten sind weit weg von der Lebenswelt der Grundschulkinder. Welche Methoden stehen zur Verfügung, um Kindern die christliche Überlieferung näherzubringen? Dabei spielen vor allen Dingen im Primarbereich audiovisuelle Konzepte eine große Rolle. Die Einheit aus Bild, Klang, szenischem Spiel und Stimme ermöglicht eine multisensuale Ansprache der Lernenden. Viele Lehrende versuchen über eine Inszenierung mit Bodenbildern, Klängen oder szenisches Spiel die Texte zu veranschaulichen. Das persönliche Aufarbeiten und Gestalten biblischer Texte benötigt viel Zeit und Aufwand.

Ausgehend von dieser Anforderung hat Regina Schulze-Oechtering ein Heft mit 72 Seiten im Din A4-Format publiziert. Darin werden 20 biblische Geschichten, Psalmen und Heiligenerzählungen über audiovisuelle Konzepte erarbeitet. Diese Erarbeitung entlastet die Idee der Gestaltung von biblischen Texten erheblich, da Klänge und Szenenanleitungen bereits vorliegen. Der Einsatz ist auch in Schulgottesdiensten, Firmkursen und der generellen Katechese sinnvoll.

Eine Ausstattung mit Perkussionsinstrumenten wie Gong, Handtrommel und Klanghölzer ist dafür jedoch notwendig. Lehrkräfte und Schulen mit musikalischem Schwerpunkt wird diese Herangehensweise inspirieren, das Konzept auf andere Unterrichtsinhalte zu übertragen. Es sind keine besonderen musischen Fähigkeiten des Lehrenden für die Umsetzung notwendig. Das Bedienen von Rasseln und Klangschalen erfordert dies nicht.



Das Konzept soll nun an einem Beispiel vorgestellt werden. Der erste im Heft behandelte Text ist die erste Schöpfungsgeschichte. In einer tabellarischen Aufarbeitung werden den Textsegmenten die Klänge einzelner Perkussionsinstrumente zugeordnet: Am Anfang schuf Gott die Welt: Klangschaale; die Erde war wüst und leer. Alles war dunkel: klingender Stab (Basslage). Durch diese Untermalung gewinnt der Text an Einprägsamkeit und Tiefe. Dadurch wird die Aufmerksamkeitsspanne der Lernenden erhöht. Zudem entsteht ein meditatives, entspannendes Umfeld für die Bibelarbeit.

Nach dem Vorlesen und Vertonen des Textes sind im Heft Bilder und Übungen enthalten. Zum Schöpfungstext sind dies Darstellungen der sieben Tage. Eine Ausschneideaufgabe zu den sieben Schöpfungstagen liegt ebenfalls bei. Beide können ausgemalt werden. Wo es textlich möglich ist, werden zudem Anregungen zum szenischen Nachspielen der biblischen Geschichten gegeben. Bei David und Goliath wird dann das tabellarische Material mit dem Text und den Klängen um eine Szenenanleitung erweitert. Kurze Erklärungen nennen Handlungen zu jedem Satz des Textes. Auf diese Weise gewinnt der biblische Text eine weitere Ebene hinzu und die Gestaltung wird noch anschaulicher. Die dafür notwendigen einfachen Requisiten sind ebenfalls zu Beginn des Materials aufgelistet.

Rainer Oberthür

Jesus

Die Geschichte eines Mannes, der fragt

München: Kösel Verlag, 2021

103 Seiten m. Abb.

18,00 €

ISBN 978-3-466-37282-9

Zu jeder der zwanzig biblischen Geschichten im Heft hat die Verfasserin primärgerecht gestaltete Grafiken und Ausschneidematerialien erarbeitet. Beim Zöllner Zachäus entsteht durch Ausschneiden und Bemalen ein kleines Diorama mit Jesus Zachäus, der Menschenmenge, einem gedeckten Tisch und einem Mandelbaum.

Ab Seite 53 sind im Heft sieben Heiligengeschichten enthalten, die ebenfalls vertont und szenisch inszeniert werden können. Je nach geschichtlichem Inhalt ist die Vertonung besonders eindrucksvoll möglich. Beim heiligen Nikolaus und dem Seesturm wird das Unwetter mit einem Becken, einer Wellenfolie und einem Heulrohr gestaltet. Der Sonnengesang des heiligen Franziskus ist ebenfalls sehr ansprechend klanglich zu realisieren.

Regina Schulze-Oechtering ist mit diesem Heft eine gut umsetzbare Anleitung für eine klangliche und szenische Gestaltung biblischer Geschichten gelungen. Durch die Auswahl der Geschichten von der Geburt Jesu über Wundergeschichten und Gleichnisse bis zur Himmelfahrt und Pfingsten ist ein Einsatz im Ablauf des Jahreskreises möglich. Die Heiligengeschichten können an den Namenstagen der Heiligen eingesetzt werden. Die Vorbereitung der Instrumente und Requisiten erfordert einige Zeit. Das Erleben der biblischen Geschichten wird sicherlich einen anhaltenden Eindruck auf die Lernenden machen und den Unterricht bereichern.

Hubertus Holschbach

Noch ein Jesus-Buch!? Ist nicht schon alles gesagt, erzählt, analysiert, gedeutet, spekuliert, verklärt, diskutiert? – In der Tat: „Neue“ Geschichten liefert das Buch natürlich nicht. Es stellt die bekannten, die gemochten, die schönen Erzählungen dar, wobei der Blick auf Leid und Kreuz nicht vergessen wird und der Auferstehungsgedanke in vielen Kapiteln thematisiert wird.

Für manchen mag es der Wiedererkennungseffekt sein, der zufriedenstellend durch das Buch begleitet: die aus der Kindheit oder aus anderen Zusammenhängen bekannten Jesusgeschichten, die Gleichnisse, die Wundererzählungen, die Heilungsgeschichten, die Orientierung für das alltägliche Handeln und Hoffnung in einer fragwürdigen Welt anbieten. Ob die Emmausgeschichte, das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das Wunder von der Speisung der 5000 oder die Erzählung von der Heilung des Gelähmten – neben vielen weiteren biblischen Geschichten bilden sie die Grundlage für Oberthürs Ausführungen, die das Leben und Wirken Jesu „vom Ende her“ deuten.

Für manch andere dürften diese Deutungen Oberthürs die Essenz des Buches darstellen. Sie sind orientiert an den Fragen in den jeweiligen Episoden, die Jesus selbst stellt oder die er gestellt bekommt, und führen in Anlehnung an die Darstellungen der Evangelien durch das Leben Jesu. Deutlich erklärt Oberthür, dass das Verständnis jedoch zum einen nur vor dem Hintergrund der Auferstehung gelingen könne und dass zum anderen wahrzunehmen sei, dass es keine abschließenden Antworten gäbe. Aufgrund unterschiedlicher persönlicher Zugänge bliebe also ein weiteres offenes Fragen im Glauben.

Zu den jeweiligen Episoden bietet Oberthür Impulse, die in der Kinder- und Jugendarbeit, aber auch bei persönlicher Reflexion über die Botschaft Jesu



genutzt werden können. Die reduzierte Bildgestaltung unterstützt die Idee des „auf dem Meer der Fragen Rudern“, der sich durch unterschiedliche Wellenformen auf das Licht der Auferstehung hinbewegt, das in Form einer immer weiter aufsteigenden Sonne symbolisiert wird.

Die Texte sind in angenehmer, verständlicher und bildhafter, bisweilen poetischer Sprache verfasst. Sie sind ermutigend und fördern ein hoffnungsvolles Verständnis. Dass Oberthür seinen Zugang mithilfe verschiedener existenzieller Fragen formuliert, die letztlich in „Was sucht ihr, wen sucht ihr und warum habt ihr mich gesucht?“ (95) kumulieren, ist eine Idee, die gut funktioniert, da das Fragenstellen zu den Grundbedürfnissen des Menschen gehört.

Oberthürs Jesus-Buch streichelt die Seele, die sich nach dem Guten und dem Hoffnungsvollen sehnt. Mit seinen Ausführungen zu den jeweiligen Erzählungen, Gleichnissen und Wundergeschichten führt er immer wieder den Fokus auf die heilbringende Botschaft Jesu. Er bietet konkrete Bezüge zu den existenziellen Fragen, die sich jeder Mensch und gerade Heranwachsende stellen dürften: die Fragen nach dem Anfang und dem Ende, dem eigenen Standpunkt und der eigenen Haltung. Dabei wird er – anders, als sein Plädoyer zu Beginn vermuten lässt – durchaus sehr konkret. Das Buch bietet die Möglichkeit, Orientierung zu finden, sich bewusst zu werden, was die Botschaft Jesu für das eigene Leben bedeuten und

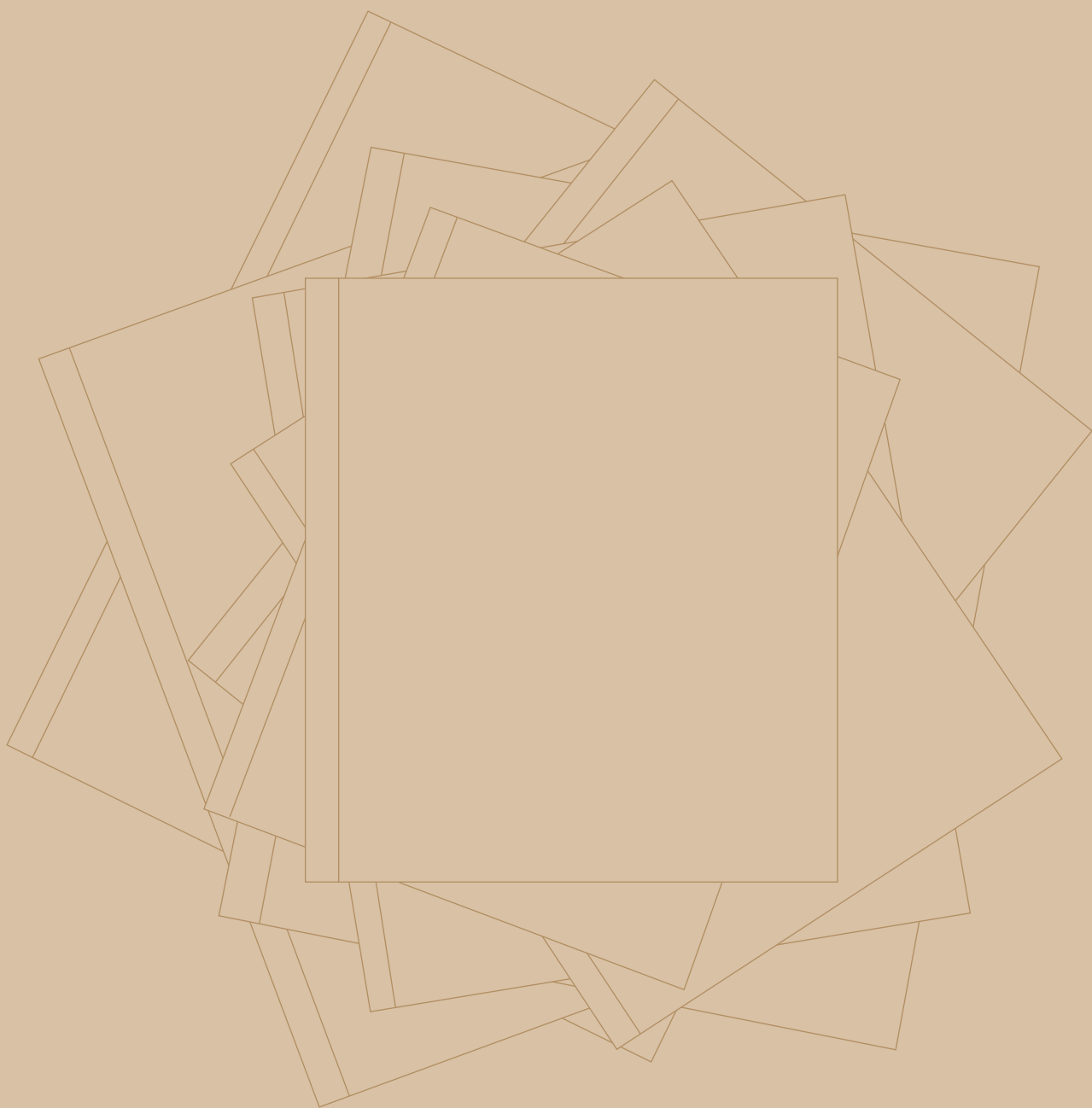
als Handlungsorientierung auslösen kann. Es werden keine utopischen, unerreichbaren Forderungen gestellt; wohl wird deutlich, wie konsequent man zu sein hat, wenn man Jesus, sein Leben, sein Wirken und seinen Auftrag an jeden Menschen ernst nimmt.

Interessant wäre gewesen, wenn auch unbequeme Episoden vorgestellt worden wären, die sich nicht klar lösen lassen und bei denen es, wie Oberthür in seinen Anfangserläuterungen ja darlegt, offensichtlich unterschiedliche Verständnis- und Deutungsmöglichkeiten gibt. In der Darstellung der Vertreibung der Händler aus dem Tempel (Joh 2,13-22) beispielsweise wäre die Frage nach der Legitimation für Jesu Handeln, die ihm von den Beobachtern gestellt wird, eine erläuterungswürdige Fragestellung gewesen. Vor dem Hintergrund, dass Jesus nicht gerade zimperlich mit den Händlern umgegangen ist und somit das Bild des immer friedfertigen und ruhig argumentierenden Rabbis gestört scheint, ließe sich hier ein Ausgangspunkt für kontroverse Diskussionen schaffen, die gerade von Jugendlichen dankbar aufgenommen werden könnte, da das Infragestellen von scheinbar klaren Bildern und Strukturen zur Entwicklung in diesem Alter hinzugehört: Provokation schafft Diskussion. Der in vordergründigen Vorstellungen „immer gechillte Jesus“ (Schülerzitat), der auch die zweite Wange hinhält und seine Feinde liebt, scheint aber ebenso in der Lage zu sein, Ärger und Wut rauszulassen und handgreiflich zu werden. Die Frage zuzulassen, was das für ein Jesusbild ist und wie wir damit umgehen können, wäre bereichernd gewesen. Dann hätte auch die kritisch-anfragende Perspektive Raum bekommen.

Das Buch „Jesus. Die Geschichte eines Menschen, der fragt“ kann einen Beitrag leisten, sich Jesus zu nähern oder sich erneut mit ihm zu beschäftigen. Vor allem diejenigen, die den Erstkontakt suchen, werden die Besonderheit dieses Jesus aufgrund der aktuellen und allgemeingültigen Kontextbezüge, die der Autor anbietet, verstehen. Aber auch die Lesenden, die vermeintlich alle Geschichten schon kennen, mögen Anregungen finden, fragend weiterzudenken und sich somit auf „den Weg durch die Bibel als ein Geschichtenhaus mit vielen Türen“ (13) zu machen.

Ivonne Schweitzer

+ THEOLOGIE



Karl-Heinz Menke

Inkarnation

Das Ende aller Wege Gottes

Regensburg: Verlag Friedrich Pustet. 2021

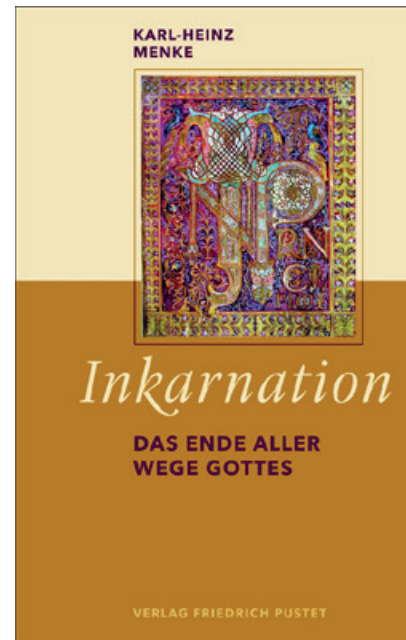
366 Seiten

34,95 €

ISBN 978-3-7917-3289-3

Titel wie Untertitel dieser Einführung in die Mitte der christlichen Botschaft verweisen präzise auf den Inhalt und das zentrale Anliegen. Was der Verfasser an Grundgedanken in vielen seiner Schriften über Jahrzehnte hinweg thematisch weit gestreut entfaltet und in bisweilen steilen Thesen profiliert hat, lässt er jetzt – konzentriert auf seinen ganz und gar christologisch zentrierten Denkansatz – in eine gut lesbare und spannende Einführung ins Christentum münden.

Das Buch beginnt mit gezielten Hinweisen zum besseren Verständnis und zur Absicht. In sieben Kapiteln handelt Karl-Heinz Menke – dezidiert katholisch perspektiviert – von Christus und seiner Kirche. Was es bedeutet, dass der Mensch Jesus „die Offenbarkeit Gottes“ ist, also die „Offenbarkeit JHWHs“, wird im ersten Kapitel (A) entfaltet; die tiefe Verwurzelung des Christlichen im Jüdischen wird deutlich. Anschließend (B) steht „das historische Faktum der Inkarnation“ im Zentrum; mit ihm „steht oder fällt“ (13) das Christentum. Im dritten Kapitel (C) wird dargelegt, inwiefern das christliche Denken die griechische Ontologie und die griechisch-römische Anthropologie revolutioniert mit seinem Bekenntnis, dass „die Person des innertrinitarischen Sohnes als wahrer Mensch“ in Raum und Zeit gelebt hat. Die lebenspraktischen Konsequenzen dieser Überzeugung werden bereits angedeutet, wenn das Christsein als „Eingestaltung in die Inkarnation des Sohnes“ verstanden wird. Das vierte und fünfte Kapitel (D und E) stellen die Ereignisse vor, die mit den ganz großen christlichen Themen wie Inkarnation, Sünde, Bundes-Gott, Auferstehung und Vollendung verbunden sind. Das sechste Kapitel (F), in dem die Auseinandersetzung mit dem Protestantismus erfolgt, entwirft in Grundzügen eine „eucharistische



Ekklesiologie“. Sie wird einer „desinkarnierten Ekklesiologie“ gegenübergestellt, bei der die eigentliche Kirche im Grunde genommen eine unsichtbare Größe bleibt. Der Akzent liegt in diesem Kapitel auf der „Untrennbarkeit der Kirche von Christus“, und betont wird, dass ein „desinkarniertes Christentum“ (195) unmöglich ist. Was „gelebte Inkarnation“ konkret bedeuten kann, wird im abschließenden 7. Kapitel (G) deutlich. Spätestens jetzt dürfte vollends klar geworden sein: „Das Verstehen der Inkarnation“ ist lebenspraktisch nur dann möglich, wenn das, was inhaltlich geglaubt, auch existenziell (mit)vollzogen wird. Denn im Tun erst eröffnet sich die Wahrheit, die im Christentum identisch ist mit einer Person (Joh 14,6).

Ganz am Ende steht ein ausführliches Schlusswort (325-332), das die einschneidenden Konsequenzen zieht, die sich aus dem Zentraldogma der Inkarnation im Verbund mit dem der Trinität für das Verständnis des Menschen ergeben. Es geht im Christentum entscheidend um das radikale Ernstnehmen der „unbedingten Würde der Einzelperson“ (330): „dass jeder und jede [...] eine mit nichts aufzuwiegende Singularität ist“ (331), „einmalig und unendlich viel wert“ (332), „ein Wesen nämlich, das man nicht antasten darf“ (332). Es geht also zentral um eben dieses die Welt bewegende „Ereignis der Inkarnation“ (161), das nur dort wirklich verstanden werden kann, wo Menschen sich einbeziehen lassen in dieses Geschehen von Gott her und am eigenen Leib deutlich zu verstehen geben: dass „jeder Mensch als je Einzelner (!) von Gott für immer gewollt und un-bedingt (!) geliebt“ (161) ist.

Die zuletzt erschienenen theologischen Bücher von Karl-Heinz Menke sind allesamt unbestreitbar streitbar. Auch dieses. Es reizt nicht nur zur denkerischen Auseinandersetzung mit den dargebotenen Inhalten, sondern seine provokante Parteilichkeit und Klarheit in einigen derzeit hochumstrittenen theologischen Fragen (vgl. z. B. 311-324 die Frage nach der Frauenordination oder die nach der Unterscheidung zwischen einem gemeinsamen Priestertum und einem besonderen Priestertum) wird nicht wenige verärgern. Sinn und Zweck des vorliegenden Buches scheint mir allerdings ein ganz anderer zu sein. Es geht nicht um eine Streitschrift, sondern um eine – bisweilen sogar recht persönliche – Einladung zum christlichen Glauben. Das Unbequeme und Befremdliche, das Anstößige und Ärgerliche, auf das die Leserinnen und Leser im Buch immer wieder treffen, hat damit zu tun, dass das genuin Christliche selbst recht unbequem und befremdlich, ja anstößig und ärgerlich – im Sinne von „ärgerlich konkret“ (311) – ist, weil es bisweilen quer steht zu unserem gängigen Denken und Handeln und das, was uns so plausibel erscheint, unterbricht oder gar durchstreicht. Zu denken wäre hier vor allem an unsere bevorzugt funktionale Sicht der Wirklichkeit. Für den Verfasser gilt: „Nicht in der Anpassung der Jesus-Geschichte an die eigene Existenz, sondern umgekehrt in der sakramentalen Bezogenheit

der eigenen Existenz [...] auf die neutestamentlich bezeugte Existenz Jesu [...] liegt der Schlüssel zum wahren Christsein.“ (284)

Was an Menkes neuestem Buch sicherlich nicht überrascht, ist die starke christologische Zentrierung seiner Gedankenführung, ebenso nicht die deutliche Profilierung der sakramentalen Denkform des Katholizismus. Noch weniger erstaunlich ist, dass es für ihn nur eine – letztlich (vor)gegebene – Wahrheit gibt und diese eine Wahrheit im Christentum nur als Person, nämlich die konkrete Person Jesus von Nazareth, verstanden werden kann. Selbst die besonders enge Verbindung von Dogmatik und Spiritualität wundert nicht. Erstaunt hat mich, wie sehr dieses Werk mich selbst beim Lesen hineingezogen hat in die Darstellung. Zeitweise war ich geradezu ergriffen von dem, was über das entscheidend Christliche zu lesen ist. Die Mitte des gelebten Christentums bildet nämlich, und eben das wird überdeutlich, ein dynamisches Beziehungsgeschehen, bei dem die Wahrheit zu verstehen gibt, dass sie mich braucht.

Für diejenigen, die sich mit dem Wesen des Christentums in seiner katholischen Spielart vertraut machen möchten, ist dieses Werk überaus erhellend und wärmstens zu empfehlen. Das alle großen Themen des Christentums inkarnationslogisch verbindende Buch kann man lesen als eine Auslegung des „Symbolum Apostolicum“ wie auch als eine Erklärung der Feste des Kirchenjahres. Vor allem gibt es bedeutsame Impulse, intensiv über die konkrete Ausgestaltung der eigenen Liebe zu Christus nachzudenken.

Bernd J. Claret

Jürgen Werbick
Theologie anthropologisch gedacht

Freiburg: Herder Verlag, 2022

452 Seiten

48,00 €

ISBN 978-3-451-39265-8

In seiner viel beachteten Abhandlung „Der Nachmittag des Christentums. Eine Zeitansage“ entwirft der tschechische Theologe und Soziologe Thomás Halík einen methodologischen Zugang, der das Verhältnis von Glaube und Kultur zu fassen versucht, und nennt diesen Kairologie. Diese theologische Hermeneutik, so Halík, ermögliche den christlichen Anspruch, die Zeichen der Zeit wahrnehmen, deuten und entsprechende Konsequenzen aus ihnen ziehen zu können. Notwendigerweise bedarf eine solche theologische Konzeption einer interdisziplinären akademischen Zusammenarbeit: „Die Theologie ist der Dienst am Glaube; der christliche Glaube hat jedoch in der Kultur und Gesellschaft Gestalt angenommen, und wenn wir ihn verstehen und ihm dienen wollen, müssen wir ihn in seinem Kontext wahrnehmen und auch diesen Kontext studieren.“ (Halík, Der Nachmittag des Christentums. Eine Zeitansage, Freiburg 2022, 38f.)

Jürgen Werbick, emeritierter Professor für Fundamentaltheologie in Münster, legt in einer umfangreichen Studie „Theologie anthropologisch gedacht“ einen Beitrag zu der skizzierten theologischen Herausforderung vor, durch grundlegende Überlegungen auf krisenhafte Umbrüche von gesellschaftlichen und kulturellen Paradigmen zu reagieren. Sein Band darf als maßgebliche Abhandlung verstanden werden, das Verhältnis einer biowissenschaftlich orientierten Anthropologie und einer dem Menschen dienenden Theologie neu in den Blick zu nehmen. Dabei ist sich Werbick der langen Tradition des Dialogs von Theologie und Anthropologie über Karl Rahner, Wolfhart Pannenberg, Otto Hermann Pesch oder Thomas Pröpper bewusst und setzt in seiner Abhandlung neue und bemerkenswerte Akzente.



Jürgen Werbick versteht Theologie in einem Dialog mit der Anthropologie nicht als die antwortende, sondern als die angefragte Instanz. Diesen theologisch zurückhaltenden Ansatz löst Werbick in seiner Studie durchgehend überzeugend ein, indem er unterschiedliche anthropologische Diskurse aufsucht. Anthropologische Disziplinen wie etwa die Biowissenschaften, Psychologie, Soziologie oder Philosophie werden für ihn zu polyphonen Partnern, um das menschliche Leben zu fassen. Dabei sind es zehn unterschiedliche thematische Felder des menschlichen Daseins, denen sich Werbick stellt: Ausgehend von Reflexionen zu „Der ganze Mensch“, über beispielsweise „Körper und Geist“, „Freiheit und Bindung“, „Selbstbewusstsein – Selbstgefühl – Identität“, „Lieben: Worüber Größeres nicht erlebt werden kann“, bis hin zu „Das Mysterium des Bösen“ werden grundlegende Dimensionen der Anthropologie in den Blick genommen. Einnehmende Überlegungen zu einem „Leben in Fülle“ runden den Band schließlich ab. Damit bietet Werbicks Studie ein eindrucksvolles Panorama und erörtert umfassend, dass es ein Mehr an Erkenntnis über den Menschen einbringen kann, im Modus der Theologie über anthropologisch artikulierte Sachverhalte nachzudenken.

Hermann Stinglhammer / Bernhard Kirchgessner (Hg.)
Einführung in das Christentum – für heute 2
Der Glaube an Jesus Christus

Regensburg: Friedrich Pustet Verlag. 2021

155 Seiten m. s-w Abb.

19,95 €

ISBN 976-3-7917-3179-7

Mit dem vorliegenden Band hat Jürgen Wer-
bick nicht nur eine gleichermaßen facettenreiche
wie poetische Abhandlung vorgelegt, sondern auch
Maßstäbe für die künftige Verhältnisbestimmung
von Theologie und Anthropologie gesetzt. Als ein
maßgeblicher Beitrag zur theologischen Arbeit an
den Zeichen der Zeit, an einer gegenwartssensiblen
Kairologie, sei „Theologie anthropologisch gedacht“
eine breite Rezeption in Theologie und Kirche als
Wunsch mit auf den Weg gegeben.

Clemens Hermann Wagner

Der zweite Band der dreiteiligen Einführung in
das Christentum aus der Reihe Passauer Forum The-
ologie ist dem Glauben an Jesus Christus gewidmet.
Die drei exegetischen und fünf systematischen Bei-
träge bieten einen Einblick in die zentralen Themen
der Christologie.

Der Dreischritt Sprache, Geschichte, Glaube, mit
dem der Neutestamentler Otto Schwankl seinen Bei-
trag zur historischen und theologischen Bedeutung
des Kreuzestodes Jesu strukturiert, lässt sich als
Strukturprinzip des ganzen Bandes heranziehen.
Der sprachliche Befund der biblischen Texte wird
aufgezeigt und damit zunächst auch die Frage nach
dem historischen Wissen über Jesus von Nazaret
gestellt. Insbesondere der erste Beitrag von Rudolf
Hoppe zur Rückfrage nach dem historischen Jesus
gibt hier prägnant den aktuellen Kenntnisstand der
Exegese wieder. Gekonnt gelingt es der Neutesta-
mentlerin Sandra Huebenthal, mit der Frage nach
der Menschwerdung den Bogen vom biblischen
Befund zur Systematik und damit zum Glauben zu
schlagen. Die Unterscheidung von Inkarnation ers-
ter und zweiter Ordnung macht deutlich, dass die
Antwort auf die Menschwerdung Gottes die Mensch-
werdung des Menschen darstellt. Diese existentielle
Sicht auf die Inkarnation wird auf die weithin ver-
kannte mystische Theologie des Apostels Paulus zu-
rückgeführt.



Der vorliegende Band gibt sicherlich den gegenwärtigen Stand der theologischen Reflexion des kirchlichen Christusglaubens wieder. Das „Für heute“ einer säkularen, naturwissenschaftlich geprägten Kultur wäre angesichts des zunehmenden Verschwindens des Glaubens an Jesus Christus in unseren Breiten aus meiner Sicht jedoch ausdrücklich in den Blick zu nehmen. Religionssoziologie und Pastoraltheologie hätten hierzu einiges beizutragen.

Thomas Franz

Die existentielle Interpretation christologischer Fragestellungen führt der Systematiker Hermann Stinglhammer am Thema der Erlösung weiter und grenzt sich deutlich von der mittelalterlichen Soteriologie nach Anselm von Canterbury ab. Auf die einleitende Frage „Kommt Jesus zurück“ antwortet der Dogmatiker Manfred Gerwing plakativ „Ja, Jesus kommt zurück“ (131) und entfaltet darauf fokussiert die Eschatologie insgesamt. Dieser Beitrag, der die Belesenheit und theologische Positionierung des Autors dokumentiert, verliert mit seinen theologischen Assoziationsketten allerdings mitunter den roten Faden. Hier wäre insgesamt eine Reflexion über die Hermeneutik eschatologischer Aussagen hilfreich gewesen. Diese hätte die Zielsetzung des Bandes, eine Einführung in das Christentum für heute zu geben, stärker profilieren können. Die Beiträge der Religionsphilosophin Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz zur Auferstehung und der gelungene kunstgeschichtliche Zugang von Bernhard Kirchgessner zur Himmelfahrt verbleiben letztlich doch in einem binnenkirchlichen Raum europäischer Prägung. Gerade die religionsgeschichtliche Abgrenzung des Christentums über den Gedanken der Auferstehung bei Gerl-Falkowitz ist nicht gänzlich frei von einem lehramtlich seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil bereits überwundenen Exklusivismus.

Markus Zimmermann

**Gewalttätiger Gott – gewalttätiger Glaube?
Wege der Barmherzigkeit Gottes**

Freiburg: Herder Verlag, 2022

143 Seiten

20,00 €

ISBN 978-3-451-39237-5

Zu den besonders erschreckenden Gewalttaten, von denen aus beinahe jedem Krieg berichtet wird, gehört die Tötung von Kindern. Sie ist das Kriegsverbrechen, das die Emotionen am stärksten erregt und gegen die Aggressoren aufbringt. Umso schlimmer, wenn eine solche Gewalttat von Gott selbst befohlen wird – wie in 1 Sam 15: Durch Samuel gibt er Saul den Befehl, alle Männer und Frauen, Kinder und Säuglinge, Rinder, Schafe, Kamele und Esel der Amalekiter zu töten. Da Saul den Befehl nicht exakt ausführt, sind seine Tage auf dem Thron gezählt.

Für Markus Zimmermann, Fundamentaltheologe und Dogmatiker an der Päpstlichen Universität Gregoriana, ist diese Stelle ein Beispiel für die religionshistorisch vielfach belegte „Gewalt ad extra“. Auch die „Gewalt ad intra“ entdeckt Zimmermann in der Bibel, exemplarisch in Ex 32, 28, wo die Hinrichtung von 3000 Menschen berichtet wird, die um das Goldene Kalb getanzt hatten. Zimmermann will solche Stellen nicht historisch-kritisch (weg-)erklären, sondern ihre Relevanz für eine angemessene Beantwortung der Gottesfrage beleuchten: einerseits weil sie allzu lange genutzt wurden, um Gewalt im Namen Gottes zu legitimieren, andererseits weil die konstruktive Gesellschaftsfähigkeit des monotheistischen Glaubens mit Verweis auf die Gewalteskalationen in Vergangenheit und Gegenwart fraglich geworden ist; und schließlich weil die Gewaltgeschichten den Kern des monotheistischen Gottesglaubens berühren: Wer ist Gott? Ein gewalttätiger Machthaber oder ein barmherzig Liebender? Und muss der Glaube an einen Gott, dem Gewalt zugeschrieben wird, automatisch zu einem gewalttätigen Glauben führen?



Zimmermann nimmt die Titelfrage seines Buches unter vier Perspektiven in den Blick. Im ersten Hauptteil stellt er „das Christentum mitsamt seinem Gottesbild auf den Prüfstand“ (10) und sucht zu klären, ob die Geschichte des Christentums als Gewaltgeschichte zu begreifen sei. Im zweiten Hauptteil fragt er, ob es sich beim Sakrament der Krankensalbung um eine Gewaltinszenierung handele. Der dritte Hauptteil widmet sich dem Fegefeuer und problematisiert seine Rolle im Kontext einer christlichen Gewaltpädagogik. Im letzten Hauptteil stellt sich Zimmermann der Missbrauchsgeschichte der katholischen Kirche und weist einen Ausweg aus der Spirale der Gewalt: Papst Franziskus’ „Revolution der Barmherzigkeit“ und die „Unterscheidung der Geister“.

In diesen vier Hauptteilen verfolgt Zimmermann nicht das Ziel, das Thema seines Buches umfassend zu behandeln. Er legt sich vielmehr exemplarische Fragen vor, die ihn im Laufe seines theologischen Denkens und priesterlichen Handelns beschäftigt haben. Diese Verbindung von subjektivem Zugriff mit dem Anspruch auf eine intersubjektiv nachprüf- bare Argumentation ist eine Stärke und zugleich eine Schwäche des Buches. Eine Stärke ist z.B., dass Zimmermann seine Reflexionen über die Krankensalbung anschaulich an eigene Erfahrungen knüpft. Eine Schwäche ist die aus der persönlichen Auswahl resultierende Heterogenität des Buches. Denn Krankensalbung und Fegefeuer besitzen für Christen heute kaum noch dieselbe Relevanz wie früher und spielen im öffentlichen Diskurs keine Rolle – anders als die im Zuge des russischen Angriffskriegs erneut aufgeworfenen Fragen nach der Funktionalisierung von Religion im Krieg oder den strukturellen Ursachen des Missbrauchs.

Im ersten Hauptteil arbeitet Zimmermann, ausgehend von einer Auseinandersetzung mit den Thesen Jan Assmanns zum Gewaltpotential des Monotheismus, pointiert heraus, dass die „vermeintliche ‚Mutter der Intoleranz‘ (Sloterdijk)“ keineswegs eine „poly- oder kosmotheistische Großmutter der Toleranz“ gehabt habe (31). Die in der hebräischen Bibel zum Ausdruck kommende Gewalttätigkeit des Gotteskonzepts führt Zimmermann auf eine kritiklose Übernahme der assyrischen Herrschaftsideologie zurück. Die religionshistorisch entscheidende Abkehr von diesem Gottesverständnis markiert für ihn die Zerstörung des Jerusalemer Tempels und die Exilierung der Oberschicht nach Babylon. Fortan sei Gott anders gesehen worden: als gewaltvermei- dender Kosmokrator, der sich den Unterdrückten zuwendet. Das Christentum habe mit Jesus dann sogar ein Opfer der Gewalt ins Zentrum gerückt. Für Zimmermann ist das ein „Umbruch bei aller Kontinuität“ (10) zum jüdischen Gottesverständnis. Denn zum einen habe die heilsgeschichtliche Offenbarung Gottes in Christus alle Gewalt entlarvt und überwunden. Und zum anderen habe Gott sich dadurch endgültig als ein Gott der Beziehung offenbart, der die Menschen nach dem Vorbild seiner dreifaltigen Einheit zum kommunikativen Sein, Denken und Handeln ohne die „Dissonanz pluraler Entzweiung“

(26) einlade. Ein Christentum, das Gewalt anwende, sei mit Norbert Lohfink insofern „als Abfall vom eigenen Wesen“ zu verstehen.

Im zweiten Hauptteil konstatiert Zimmermann, dass das Sakrament der Krankensalbung aufgrund einer geschichtlichen Verengung problematisch geworden sei. Die bis heute gängige Sündenvergebung unmittelbar vor dem Tod sei nicht das ursprüngliche Ziel der Krankensalbung gewesen, sondern das Resultat einer Kombination von Krankensalbung mit dem Viaticum und der paenitentia ad mortem seit dem 8. Jahrhundert. Heute dürfe die Krankensalbung indes nicht (mehr) als Sakrament zum Tode missdeutet, sondern könne als Zeugnis für die heilsame Barmherzigkeit Gottes profiliert werden. Das Sakrament aus der Abgeschiedenheit des Krankenzimmers herauszuholen und in die Feier von Seniorenmassen etc. zu integrieren, sei die Aufgabe der Seelsorger.

Im dritten Hauptteil distanziert sich Zimmermann, abermals unter Berücksichtigung weniger ausgewählter biblischer und kirchengeschichtlicher Zeugnisse, davon, die Rede vom Fegefeuer mit einem gewaltpädagogischen Impetus zu versehen. Stattdessen bemüht er sich um ein hoffnungsvolles Verständnis der kirchlichen Purgatoriumslehre. Das Fegefeuer sei „das sich in der Christusbegegnung ereignende, auch post mortem unaufhebbare, läuternd-heiligende Heilshandeln Gottes“ (82).

Der vierte Hauptteil, konzipiert als akzentuierter Beitrag zur Analyse der aktuellen Situation der katholischen Kirche, ist der längste, aber nur stellenweise überzeugende Part des Buches. Das liegt weniger daran, dass das Thema Missbrauch im Kontext der Frage nach einer christlichen Gewaltgeschichte ein separates Buch verdient hätte, als daran, dass Zimmermann auf irritierende Weise zugleich Klar-text spricht und doch um Relativierung bzw. um eine Würdigung kirchlichen Handelns bemüht ist. Zwar nennt er die Missbrauchstäter einerseits „Kirchenamtskriminelle“, doch andererseits bringt er den Missbrauch an Kindern, Jugendlichen und Schutz-befohlenen mit einem „bedeutenden nichtsexuellen innerkirchlichen Missbrauch“ zusammen: den sogenannten Vatileaks (111). Die sorglose Verwendung des Wortes „Missbrauch“ weist auf ein grundlegendes Problem des Buches hin: die fehlende Klärung der Begriffe. Das gilt vor allem für den Begriff der Gewalt selbst. Es ist immerhin zu fragen, ob die massenhafte Tötung von Menschen, die künstlerisch gestalteten Schreckensbilder und -erzählungen des Fegefeuers oder der von einem Priester gegen eine sterbende Frau ausgeübte Zwang zur Krankensalbung nicht recht unterschiedliche Phänomene sind, die durch das gemeinsame Etikett „Gewalt“ in ihrer Eigenart nicht genügend erfasst werden. Problematisch wirkt auch, dass das letzte Kapitel schließlich von den Opfern des Missbrauchs wegführt und in einen hagiographisch anmutenden Lobpreis auf Papst Franziskus mündet, dessen „Gaudete et exsultate“ Zimmermann die Erkenntnis verdankt, dass die „Unterscheidung der Geister“ das probate Mittel sei, um jede Form gewaltbereiter Selbstsicherheit zu hinterfragen. Wenn das Buch zur Erschütterung dieser Selbstsicherheit beiträgt, hat es gewiss ein nicht unerhebliches Ziel erreicht. Zur Pflichtlektüre für alle, die nach der Gewalttätigkeit Gottes und des christlichen Glaubens fragen, gehört es trotz allem nicht.

Alexander Schüller

Erich Przywara
Augustinisch
Ur-Haltung des Geistes

Freiburg: Johannes Verlag Einsiedeln. (1970) ³2022

114 Seiten

15,00 €

ISBN 978-3-89411-191-5

Erich Przywara (1889-1972), der katholische Philosoph und Jesuit aus Oberschlesien, ist heute vor allem noch durch seinen Einfluss auf Edith Stein und Gertrud von le Fort bekannt. Von 1925 bis 1931 führte er Edith Stein tiefer in die katholische Geisteswelt ein. Auf seinen Ratschlag hin übersetzte sie John Henry Newmans Briefe und Schlüsseltexte von Thomas von Aquin. Ihm verdankt Gertrud von le Fort die Anregung für ihre „Hymnen an die Kirche“.

Dabei war Przywara selbst zwischen den Weltkriegen eine einflussreiche Größe des katholischen Geisteslebens. Publizistisch setzte er sich in Deutschland für Newman ein und versuchte, mit kritischen Aufsätzen nach dem Trauma der Kriegserfahrung Orientierung für die Auseinandersetzung mit den divergierenden geistigen Strömungen der Zeit zu geben. Vor allem sein philosophisches Hauptwerk „*Analogia entis*“ zur Frage nach dem Sein hat als profunder Beitrag zur Metaphysik bleibende Bedeutung. Der Johannes Verlag hält dieses Werk verfügbar und hat nun mit dem Text „Augustinisch“ eine weitere wichtige Schrift Przywaras neu aufgelegt.

Nicht Augustinus, sondern das Augustinische als eine „Ur-Haltung des Geistes“, von der Przywara die großen Linien der denkerischen Bemühungen des Abendlandes bestimmt sieht, ist Gegenstand dieses Textes. Die Abhandlung ist ursprünglich als Vorwort für eine Auswahl von ihm übersetzter Schriften Augustins verfasst worden, ist ihm aber unter der Hand zu einer weit ausgreifenden Geistesgeschichte geworden, die den Nachwirkungen der denkerischen Grundspannung in Augustins Werk nachgeht. Es sind die bei Augustin hin- und herschwingenden und den Ausgleich suchenden Pendelschläge, die sich in den Gegensätzen unterschiedlicher Denksätze bis in die Neuzeit weiter forttragen und aus-tragen. Zwischen voluntaristisch-affektiv und intel-



lektualistisch-kontemplativ, antimanichäisch und antipelagianisch, „Fleisch als Ort der Sünde“ und „Fleisch als Offenbarsein des Geistes“ öffnen sich bei Augustinus immer wieder die Spannungsbögen, deren Fortwirkung Przywara nachspürt.

Diese Pole, die Augustin selbst aber in eine Vermittlung zurückzubiegen bemüht war, prägten sich bei den Denkrichtungen nach ihm oft nach einer Seite hin aus, in der Scholastik im Gegensatz von Thomas von Aquin und Duns Scotus; hier die „Ewigen Ideen“ des frühen Augustinus, dort die „Tiefe des unbegreiflichen Gottes“ des späten. So führte auch in der Neuzeit eine Linie von Descartes über Kant zu Hegel und weiter zur Phänomenologie, in der sich die „leidenschaftliche Lebendigkeit augustinischer Intelligibilität“ verwirkliche. In einer von Baaders romantischem Sehnen ausgehenden und über die „Nacht“ von Görres und Bachofen bis zur „Geschichte als Sünde-Sühne-Nacht“ Kierkegaards führenden Linie lebe dagegen die „leidenschaftliche Lebendigkeit augustinischer Inkomprehensibilität“ fort.

Lösen sich diese Pole aus der vermittelnden Spannung und treiben auf ein Extrem zu, verlieren sie die ausgleichende Korrektur der Gegenspannung. Die Auffassung vom „Fleisch als Ort der Sünde“ etwa mündete in die Überschärfe der Reformatoren und

Jansenisten, bei Luther und Pascal etwa. Mit Hegel wiederum, der Gott in die Immanenz des Denkens hineinnimmt, kann diese „Aufsaugung Gottes“ zum Atheismus führen, ebenso wie bei der entgegengesetzten Haltung Kierkegaards, der Gott als das absolute „Jenseits des Denkens“ sieht, Atheismus aus „Verzweiflung an Gott“ eine mögliche Konsequenz ist.

Mit erhellender Zusammenschau folgt Przywara weiteren Linien, in denen der augustinische Spannungsbogen sich zeige, etwa der von Husserl mit seiner Betonung des Wahren ausgehenden, über Scheler mit seinem Fragen nach dem Guten, bis zu Heidegger mit seiner Suche nach dem Sein, worin sich die „neuplatonische ‚Ekstase zu Wahr, Gut, Sein‘“ des frühen Augustinus spiegele, die aber mit einer „Vergöttlichung der Kreatur“ letztlich zum entgegengesetzten Pol des Manichäismus hingezogen sei. Bei Newman jedoch, auf den Przywara ein besonderes Augenmerk legt, sieht er den Augustinus der vermittelten Gegensätze wiederentdeckt, dessen „Einheit von Furcht und Liebe“ und dessen „Einen Deus exterior et interior“ er wieder zur Geltung bringe.

In abschließender Synthese spannt Przywara ein Koordinatensystem auf, das die beiden Grundgestalten des christlichen Denkens, den an Platon orientierten Augustinus und den an Aristoteles orientierten Thomas von Aquin, nach ihrer Erkenntnisrichtung hin ausmisst und allgemein eine Leitlinie für die Einordnung geistesgeschichtlicher Positionen gibt: Gehen sie von „apriorischer Intuition oder realer Erfahrung“ aus, von „primärer Selbsterkenntnis oder primärer Welterkenntnis“, sind sie „primär theologisch oder primär philosophisch“ ausgerichtet? Augustin repräsentiert eher die jeweils erste Richtung, Thomas die zweite, wobei sich bei beiden „intuitive Weisheit und induktive Wissenschaft“ verbinden.

Wer die Landkarte der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge verstehen will, wird in Przywaras „Augustinisch“ einen nützlichen Kompass finden.

Hartmut Sommer

**Der Briefwechsel zwischen Erich Przywara
und Gertrud von le Fort**
Eingeleitet und herausgegeben von
Manfred Lochbrunner

Würzburg: Echter Verlag. 2022

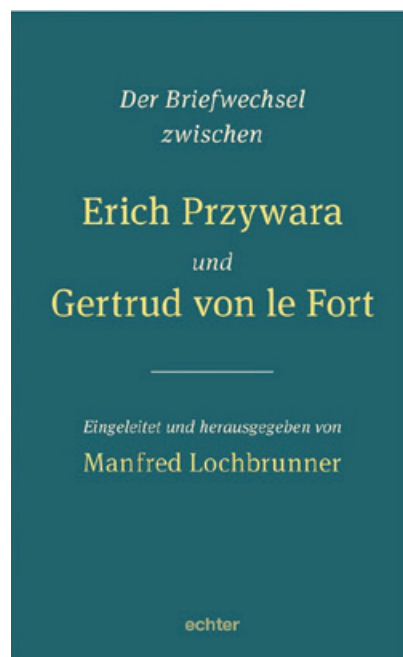
196 Seiten

19,90 €

ISBN 978-3-429-05743-5

Im hinter uns liegenden Jahrhundert lebten und wirkten im Raum der Kirche viele Männer und Frauen, die den Gang der Geschichte und den Sinn des menschlichen Lebens zu verstehen suchten. Zu denen, die von dem, was sich ihnen im Glauben an das Evangelium zeigte, in Gedichten, in Romanen und anderen Formen von Texten Kunde zu geben unternommen haben, gehörten der als Philosoph und Theologe bekannte Jesuit Erich Przywara (1889-1972) und die zur katholischen Kirche und ihrem Glauben stehende Schriftstellerin Gertrud von le Fort (1876-1971). Sie nahmen einander über alle Grenzen hinweg wahr und kommunizierten miteinander. Die Weise, wie dies unter anderem und vor allem geschah, war der Austausch im Medium des Briefwechsels. In ihren Briefen teilten sie einander mit, was sie gerade bewegte, wie es ihnen ging, wie sie den Gang der Zeit beurteilten.

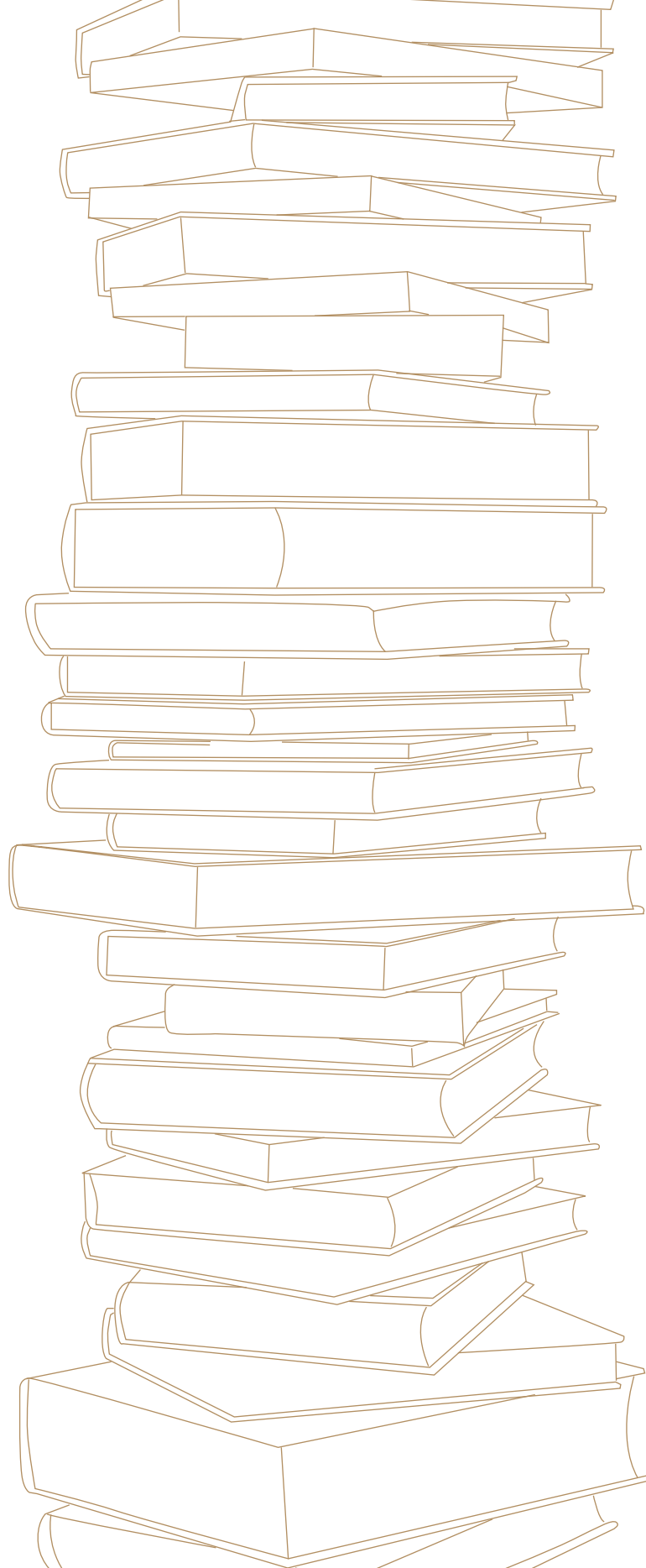
Im Zentrum des vorliegenden Buches finden sich die Abdrucke der noch in einigen Archiven aufbewahrten Briefe. Es handelt sich um 40 Briefe, die E. Przywara der Baronin G. von le Fort geschrieben hat (59-101), und um 47 Briefe aus der umgekehrten Richtung (103-148). Die ersten Briefe hin und her datieren aus den 1930-er Jahren, die letzten Briefe aus den 1960-er Jahren. Diese Briefe haben in beiden Richtungen häufig den Sinn, die wechselseitige Verbundenheit zu bekräftigen. Sie lassen aber auch die Themen und nicht selten die Sorgen erkennen, die sie/ihn in ihrer Zeit jeweils umtreiben. In diesem Sinn enthalten die Briefe Hinweise auf die in anderen Formen veröffentlichten Gedanken.



Manfred Lochbrunner hat der Präsentation der Korrespondenz (Przywara – von Le Fort bzw. von Le Fort – Przywara) ein ausführliche „Einführung“ (9-58) vorausgeschickt. Sie enthält „Streiflichter zum Zeitgeschehen“ (30-32), vor allem aber „Kurzbiogramme“ der beiden Personen (11-20). Was dort in Erinnerung gerufen wird, ist für das Verständnis und die Einordnung des in den Briefen zur Sprache Kommenden besonders hilfreich. Was man über Przywara und von le Fort gewöhnlich weiß – dass sie immer wieder und bisweilen in gravierender Weise gesundheitliche Probleme zu bestehen hatten –, wird mit Recht dargestellt (32-40). Es reflektiert sich ja immer wieder in ihren Briefen.

Zeitgeschichte und Kirchengeschichte ereignet sich stets ganz konkret. Menschen mit einem Namen, mit einer persönlichen Geschichte sind die Akteure, als einzelne Personen, aber auch im Miteinander mit anderen. Dies mit Freude am Detail wieder dargestellt zu haben, macht den Reiz des vorliegenden Buches aus. Es passt sich der Reihe der Bücher, die der Verfasser theologiegeschichtlich schon verfasst und veröffentlicht hat, nahtlos ein.

Werner Löser SJ



Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Spielräume

Zwischen Natur, Kultur und Religion: der Mensch

Dresden: Verlag Text und Dialog. 2020

234 Seiten

24,90 €

ISBN 978-3-943897-56-2

Um das unterschiedliche Ausgreifen der menschlichen Freiheit im Spannungsfeld der Einflüsse von Natur, Kultur und Religion geht es der Autorin dieses Bandes, um den „Spielraum des Menschlichen“. Geschult in Romano Guardinis Gegensatzdenken zeigt sie diesen Spielraum an Pendelausschlägen des Lebens. Wer das Einpendeln im Spielraum der möglichen Gegensatzpole verfehlt, ist in Gefahr, aus der rechten, der guten und gesunden Mitte herauszufallen.

Gelingt aber das Einpendeln, muss etwa Altern nicht nur Mühsal sein, sondern kann auch zu einer „Zeit der Befreiung und des Freiräumens“ werden. Lässt sich Verhärtung und Bitterkeit vermeiden, wird der Neubeginn nach einem Scheitern gelingen. Im Durchgang durch die existenzielle Angst ist Tröstung in „christlicher Angstfreiheit“ zu finden. Askese ist richtig verstanden nicht Selbstquälerei, sondern öffnet für die Erfahrung der göttlichen Fülle. Scham als „heilige Scham“ ist „Wahrung seiner selbst“, des Kostbarsten, Eigensten, Schönsten, „damit es nicht verschleudert und enteignet wird“. Schauen und Tun, Arbeit und Muße müssen gegen die Gefahr des „Workoholismus“ der modernen Arbeitswelt in ein Gleichgewicht gebracht werden. Die befreiende Freude der biblischen Offenbarung, die versöhnliche Kraft des Humors widerstreiten der bitteren Humorlosigkeit der Korrektheit, die „Schwester der Intoleranz und Tante des Extremismus“ ist. Im Verhältnis von „Charakter (Selbstgestaltung, Selbsthabe) und Charisma (Zuspiel, Gabe)“ ist Letzteres kein sicherer Besitz, denn auch das gnadenhaft Geschenkte erfordert Mitwirkung.



„Blödheit“ verstanden als ein Zustand der Empfindungslosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber der beglückenden Vielfalt des Lebens lässt uns erst die Weisheit richtig verstehen, die sich Sinn und Fülle des Lebens erschließen kann, den „Geschmack“ der einfachen Dinge, der umsonst gegeben wird „als reine Gabe und unerzwingliche Freude“.

Scharf und treffend wird immer wieder die moderne Egozentrik gezeißelt als Kult der Selbstverwirklichung, der in eine „tödliche Beziehungslosigkeit“ führt, denn er bedeutet „statt Dasein-für und Mitsein nunmehr ein Ichsein, statt Sich-Gegebensein ein An-sich-Reißen des Selbst“. Er ist „todbringende Krümmung auf sich selbst (curvatio in se ipsum)“, ja geradezu die Hölle, denn „Hölle ist bleierner Stillstand in sich selbst“. Dagegen ist es „die Gratis-Struktur des biblischen Denkens, das die zum Irrsinn werdende Anstrengung des ichhaften Selbstsetzens überholt“.

Zu Themen, um die derzeit auch innerkirchlich ein wahrer Kulturkampf im Gange ist, nimmt die Autorin entschieden Stellung. Den Zölibat etwa bestimmt sie als Ausdruck einer „messianischen Öffnung“ und die „Möglichkeit einer größeren Freiheit“, als den Verzicht auf die eheliche Liebe „um einer großen Liebe Willen“ auf Christus hin. Zum Spannungsfeld von „Emanzipation und Beliebigkeit“ übt sie scharfe Kritik an der „Hybris der Gender-Ideologie“ als „Leibferne“ und „Körperdekonstruktion“. Sie verteidigt Eltern- und Mutterschaft, die sie „durch die Suche nach dem Gral des eigenen Selbst“ gefährdet sieht. Leben ist „Gabe der Ahnen“, die es weiterzugeben gilt. Die „Entgrenzung des Tötungsverbotes“ mit Abtreibung und Euthanasie werde von ihren Befürwortern unter der Maske des Humanen mit einer falschen Auffassung von „Selbstbestimmung aus Freiheit“ begründet.

Die Kapitel des Bandes entsprechen Vorträgen, die für die Philosophisch-Theologische Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz/Wienerwald gehalten wurden. Die Autorin wirkt dort als Vorstand des Europäischen Instituts für Philosophie und Religion. Der Band versammelt eine funkelnde Vielfalt an biblischen Lehren, literarischen Funden, Volksweisheiten und philosophisch-theologischen Erkenntnissen, die von der Autorin jeweils zu Schlussfolgerungen zusammengeführt werden. Etymologische Tiefenbohrungen zu den betrachteten Begriffen, etwa zu den Wortfeldern „Vertrauen“ und „Charakter“, bereiten durch sorgfältiges Abwägen der Nuancen die weiteren Erörterungen vor. Die anregende Vielfalt der Wege und Ausgriffe lädt den Leser ein, daran anzuknüpfen, selbst weiter auszugreifen und sich mitunter weitere „Spielräume des Menschlichen“ zu erschließen.

Hartmut Sommer

✕ ANDERE RELIGIONEN / WELTANSCHAUUNGEN



Navid Kermani
**Jeder soll von da, wo er ist,
einen Schritt näher kommen
Fragen nach Gott**

München: Carl Hanser Verlag, 2022
240 Seiten
22,00 Euro
ISBN 978-3-446-27144-9

Populäre Bücher zum Thema Weltreligionen gibt es wie Sand am Meer. Ich selber hüte noch heute ein altes Exemplar meines Großvaters „Die großen Religionen der Welt“ von 1957 wie einen Augapfel. Als Kind habe ich stundenlang darin geblättert und mir die fabelhaften Fotografien und Zeichnungen angesehen. Besonders faszinierend fand ich eine mehrseitige Zeichnung des vielgestaltigen hinduistischen Pantheons, die man ausfalten konnte.

Hans Küns „Weltethos“ hat vor Jahren viel Furore gemacht und den interreligiösen Dialog über das Verbindende aller Religionen angeregt. Der Erfolg eines Jugendbuchs wie „Theos Reise“ spricht dafür, wie groß das Interesse an anderen Religionen ist. Etwas über andere Religionen, ihre Götter und Rituale, Feste und Lebensanschauungen zu erfahren, kann ein erster Schritt sein, sie zu respektieren und neugierig zu werden, welche spirituelle Substanz es dort zu entdecken gibt. Zur Resonanz gehören aber auch kritische Einwände, denn der Autor/die Autorin ist bei allem theologischen Sachverstand in der Regel kein teilnehmender Beobachter wie ein Ethnologe, der religiöse Feldforschung betreibt. Leser und Leserinnen bleiben quasi auf einer exotischen Besichtigungstour. Navid Kermani geht in seinem Buch genau den umgekehrten Weg. Er will davon erzählen, was den innersten Glutkern von Religion ausmacht: „Aber worum es im Islam eigentlich geht, und nicht nur dem Islam, sondern im Grunde allen Religionen, also weshalb wir von uns sagen, dass wir an Gott glauben, darüber hast du kaum etwas erfahren. Es war, als würden die Bücher die Kleidung eines Menschen beschreiben, ohne ein Wort darüber zu verlieren, wer dieser Mensch überhaupt ist – sein Gesicht, sein Charakter, nicht einmal ob er Mann oder Frau ist, jung oder alt, wo er herkommt, wovon er träumt und warum er uns liebt.“ (7)



Die Rahmenhandlung des Jugendbuches ist schnell erzählt: Der Vater des Autors hat seinem Sohn vor dem Tod aufgetragen, der Enkelin den Islam, so wie er und seine Vorfahren ihn gelebt haben, nahezubringen. Das erinnert an Nathan, den Weisen. Das zwölfjährige Mädchen scheint ziemlich aufgeweckt und kritisch zu sein. Sie stellt ihrem Vater Fragen, die er sammelt und zu beantworten versucht, während sie in der Schule ist. Entlang ihrer Fragen und Einwände spinnt sich von Kapitel zu Kapitel ein imaginäres religiöses Gespräch.

Kermani versteht Religion als Beziehungsge-
schehen zwischen dem endlichen Menschen und
dem Unendlichen, das Gott genannt werden kann.
Alle Religionen ergänzen sich und ergeben erst zu-
sammen ein vollständiges Bild. Das schließt Unter-
schiede nicht aus. Um das Wirken des Unendlichen
in der Welt aber auch in jedem einzelnen Menschen
zu plausibilisieren, macht er Anleihen in der Teil-
chenphysik und der Biologie. Atome sind in immer
kleinere Einheiten zu zerlegen, ohne dass man an
ein Ende kommt. Fingerabdrücke und Blätter: Keine
gleichen sich. Besonders poetisch sind seine Aus-
führungen über das Atmen. Spiritus (Atem) und spi-
rituell sind ja auch bei uns ganz verwandt. Und oft

erwähnt Kermani die Musik Schuberts, die ihm eine Ahnung davon gibt, was es heißen könnte, in etwas aufzugehen, das größer ist als man selbst.

An verschiedenen Stellen flicht Kermani Koransuren ein. Er gibt sich als gläubiger Muslim zu erkennen, der seinen Glauben bezeugt. Das bedeutet ausdrücklich nicht Fundamentalismus. Fundamentalist ist jemand, der die innere Beziehung zu Gott verloren hat. So jemand hält das schriftliche Regelwerk, die Doktrin und Lehrsätze schon für Religion und will sie gewaltsam durchsetzen. Diese unheilvolle Problematik kehrt er nicht unter den Tisch. Dennoch muss man einwenden, dass er viele „toxischen“ Suren, in denen es beispielsweise um den islamischen Vorwurf der Verfälschung der wahren Offenbarung Gottes durch Juden und Christen oder den Vorwurf des Trinitarismus geht, weitgehend umgeht. Weil Kermani vor allem in ästhetischen Kategorien denkt und fühlt, kommt es mir bei aller Sympathie ein bisschen wie „Kulturprotestantismus“ vor.

In seinem Buch „Gott ist schön“ (1999) hat Kermani die ästhetische Seite von Religion herausgearbeitet. Die poetische Klangs Schönheit der arabisch rezitierten Koransuren, die Kalligrafie, die Architektur der Moscheen mit ihren wunderbaren Kacheln – alles Belege dafür, dass Gott schön ist und mit allen Sinnen erfahren werden kann. Inneres und Äußeres sind keine getrennten Bereiche. Da Theologie und Religion nicht dasselbe sind, geht es in diesem Buch um die kultische Praxis. Religion muss mit allen Sinnen, sozusagen am eigenen Leib, erfahren werden. Die Gebetshaltung der Gläubigen soll eine Einheit ausdrücken: „Nicht nur der Verstand betet, sondern auch das Gemüt, die Seele, der Leib, wenn

ich während des Gebets aufrecht stehe und die Arme ausbreitend mich beuge, zu Boden werde, knie, wieder stehe und mir zum Abschluss mit beiden Händen von oben nach unten übers Gesicht streiche, als würde ich den Bann Gottes wieder ablegen, um in den Alltag zurückzukehren.“ (76)

In der christlichen Religionspädagogik ist das kultische Exerzitium manchmal ein blinder Fleck. Viele Schüler und Schülerinnen wissen trotz Erstkommunion nicht mehr, wann und warum sie sich bekreuzigen oder bei der Kommunion knien sollen. Sie fremdeln im Gottesdienst, weil sie unsicher sind, wie sie sich benehmen sollen. Das ist frustrierend. Vielleicht kann Kermanis Text eine neue Aufmerksamkeit auf diesen Aspekt religiöser Erziehung lenken.

Das Buch wurde dem Genre „Jugendbuch“ zugeordnet. Es gibt aber keine wirkliche Handlung, die die religiösen Inhalte mitziehen würde. Hinweise, dass der Vater nun Spagetti kochen müsse oder dass die Tochter endlich ihr Zimmer aufräumen solle, wirkten auf mich etwas bemüht. Das kommt einem jugendlichen Leserkreis zwar bekannt vor, aber ob es ihn bei der Stange hält weiterzulesen, ist zu bezweifeln. Man könnte sich vorstellen, einzelne Kapitel zuhause oder im Unterricht gemeinsam zu lesen und zu diskutieren. Wenn jeder und jede weiß, woher er oder sie kommt, und einen je eigenen Standpunkt durchdacht hat, dann mag es leichter fallen, den Titel des Buches als konkrete Aufforderung zu verstehen: „Jeder soll von da, wo er ist, einen Schritt näher kommen.“

Susanne Nordhofen

Angelika Walser / Mouhanad Khorchide

Bibel trifft Koran

Eine Gegenüberstellung zu Fragen des Lebens

Innsbruck / Wien: Tyrolia Verlag. 2022

144 Seiten

19,95 €

ISBN 978-3-7022-4022-6

Finden nur Dialoge über Religion oder tatsächliche Begegnungen mit anderen gläubigen und auch mit andersgläubigen Menschen statt? Niemand bestreitet Kontroversen oder Gegensätze in Geschichte und Gegenwart, wenn über die in sich vielfältigen Religionen Islam und Christentum gesprochen wird. Suchen gläubige Menschen heute Berührungspunkte? Sehen wir mit Sympathie den geistlichen Reichtum und die Gestalten des Glaubens unserer Mitmenschen? Oder betonen wir die Differenzen? Liegt unser Fokus auf dem, was verbindet, oder auf dem, was trennt?

Angelika Walser und Mouhanad Khorchide haben sich auf die Suche nach Vertiefungen begeben, nicht nach einer Vertiefung der Vorurteile, sondern des Verständnisses füreinander mit Blick auf die heiligen Schriften von Christentum und Islam. Die katholische Ethikerin und der muslimische Theologe achten beide sorgsam darauf, fundamentale und damit fundamentalistische Missverständnisse zu vermeiden – im Wissen darum, dass vieles von dem, was in der Bibel oder im Koran niedergelegt ist, „historisch bedingt und nicht mehr wortwörtlich gültig“ ist. Ein bekanntes Beispiel hierzu ist die Schöpfungsgeschichte. Angelika Walser sieht darin gerade nicht die Vormacht des Menschen über die Natur begründet. Interpretationen können den Blick verstellen und sagen dann mehr über die Zeit aus, in der sie von Menschen aufgebracht und wortmächtig vertreten werden. Heute wissen wir oder könnten wir wissen, dass die Menschen als mächtige Geschöpfe Gottes „de facto die Macht haben, die Schöpfung zu zerstören“. Das Buch Genesis spricht aber von Verantwortung. Die Erde, das „Lebenshaus Gottes“, ist den Menschen anvertraut, damit sie es „mit allen Geschöpfen bewahren, um es dem Schöpfer irgendwann heil zurückgeben zu können“. Naturschutz und die Sorge



um die Umwelt sind wesentlich für die christliche Botschaft, ebenso Demut und Dankbarkeit dafür, auf Gottes guter Erde leben zu dürfen. Im Koran wird ebenso „Gottes Schöpferkraft“ betont. Gott zaubere nicht, er bringe die Schöpfung durch Naturgesetze und Gesetzmäßigkeiten hervor. Die Menschen werden ermuntert und ermutigt, sich wissenschaftlich mit der Natur zu beschäftigen. Vielleicht erwachsen daraus auch umweltethische Überlegungen für unsere Zeit, um die Erde verantwortungsvoll zu erhalten.

Asiem El Difraoui

Die Hydra des Dschihadismus

Entstehung, Ausbreitung und Abwehr einer globalen Gefahr

Berlin: Suhrkamp Verlag. 2021

367 Seiten

24,00 Euro

ISBN 978-3-518-42564-0

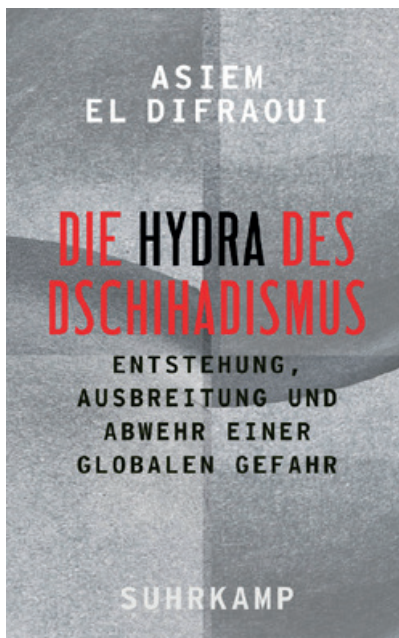
Wichtig für den christlichen Glauben heute ist nicht nur die Rede über Barmherzigkeit, sondern auch die Praxis der erbarmenden Liebe zum Nächsten. Gott sei, so Angelika Walser, weder ein „willkürlicher Despot“ noch ein „belangloser Teddybär-Gott“. Darum begründe Jesu Weisung, „so barmherzig zu handeln wie Gott selbst“ die „produktive Spannung zwischen christlicher Liebes- und Gerechtigkeitsethik“. Über Barmherzigkeit müsse nachgedacht werden, immer wieder, auch mit Blick auf bestehende „kirchliche Normen“, etwa in Fragen der Sexual- und Beziehungsethik. Mouhanad Khorchide weist auf die Sure 6:12 hin und hebt hervor, dass Gott sich selbst die liebende Barmherzigkeit „rückhaltlos“ zuschreibe. Besonders die Mystiker der islamischen Tradition hätten dies betont. Khorchide wirbt dafür, die Barmherzigkeit als „hermeneutischen Schlüssel“ anzusehen, um den Koran heute zu lesen und zu verstehen. Barmherzigkeit werde sichtbar durch die „emotionale Begleitvorstellung bedingungsloser mütterlicher Liebe“. Diese Liebe sei das „Ziel der menschlichen Schöpfung“. Khorchide schreibt: „Gott zu lieben bedeutet, seinen Nächsten zu lieben, denn Gott selbst ist im bedürftigen Menschen gegenwärtig. Jedes menschliche Zeugnis erbarmender Liebe gegenüber dem Mitmenschen ist deshalb eine Antwort auf die Liebe Gottes. Diese Spiritualität befähigt den Menschen, das Antlitz des barmherzigen Gottes im Angesicht jedes Menschen zu erkennen und Gott im Mitmenschen zu dienen.“

Wer Gedanken wie diese betrachtet und meditiert, entdeckt Gemeinsamkeiten zwischen Bibel und Koran. Dieser Band ermutigt christlich und muslimisch gläubige Menschen, einander sensibel zu begegnen und neue Formen der Wertschätzung füreinander und für den Glauben der oder des anderen zu entdecken. Angelika Walser und Mouhanad Khorchides Buch ist ein wertvolles Zeugnis der Hoffnung.

Thorsten Paprotny

Asiem El Difraoui, 1965 in Offenbach als Sohn einer deutschen Mutter und eines ägyptischen Vaters geboren, studierte in London und Kairo, promovierte bei G. Kepel, einem der besten Kenner des politisch-radikalen Islam, arbeitet heute als Regierungsberater in verschiedensten Ländern und als Dokumentarfilmer in den einschlägigen Krisengebieten rund um den Globus. In diesem Buch vermag er es zielführend, profunde Kenntnis des Islams, detailreiches historisches Wissen über die Vorgänge in der moslemischen Welt und eindringliche Erfahrungen von seinen Recherchereisen in die akuten Hotspots des Dschihadismus zu verbinden.

Der Autor vergleicht diesen mit der mythologischen vielköpfigen Wasserschlange aus der Heraklessage: Verliert sie einen Kopf, wachsen zwei neue nach, der Kopf in der Körpermitte gilt sogar als unsterblich. Soll heißen: Oft wurde das todbringende Ungetüm des moslemischen Terrors als besiegt erklärt – jedes Mal kam ihr Schrecken umso machtvoller zurück. Difraoui ist jedoch behutsam optimistisch: Wie es dem antiken Herakles schlussendlich doch gelang, das Ungeheuer zu stoppen, kann es uns auch heute gelingen, dem Dschihadismus zumindest „seine zerstörerische Wirkkraft zu nehmen“ (327). Dazu bedarf es der präzisen Analyse des Phänomens und dann entsprechend konsequenten Handelns der Gesellschaft.



Was die Analyse betrifft, arbeitet der Autor systematisch geopolitische, sozioökonomische, soziokulturelle, psychologische und religionspezifische Faktoren auf. In Bezug auf die religiösen Hintergründe bestimmt Difraoui den Kern des moslemischen Dschihadismus als ein vergiftetes eschatologisches Heilsversprechen: Den verführten Anhängern dieser Bewegung wird von charismatischen Führergestalten, die sich als einzig wahre Nachfolger des Propheten aufführen, Erlösung und der direkte Weg ins Paradies durch den „Märtyrer“-Tod im aktiven Kampf, besonders auch durch Selbstmordattentate, verheißen. Die ursprüngliche Vorstellung des Dschihad wird von seiner weiten Vorstellung als inneres Ringen um den wahren Glauben verkürzt auf die Pflicht zur Gewalt gegen die Ungläubigen. Der Autor sieht als Primärursachen für den Dschihadismus also religiöse Motive an – es geht hier eher um eine politische Radikalisierung des Islams als umgekehrt um eine Islamisierung politischer Radikalität. Dennoch sieht er – neben der Klarstellung des wahren friedlichen Kerns der islamischen

Glaubensbotschaft – vor allem auch gesellschaftspolitisch Handlungsbedarf, der hilft, diese Hydra zurückzudrängen: Ausführlich entwirft er dazu konkrete Anregungen für zu fördernde Zivilgesellschaften in Außen- und Sicherheitspolitik, Rechtsstaatlichkeit, Mitbestimmung und soziale Gerechtigkeit, vor allem u.a. im Blick auf sich ausgegrenzt fühlende Jugendliche, die im Internet verführerisch von den Gotteskriegerern umworben werden. Er vergleicht den Dschihadismus abschließend mit der Schreckensherrschaft des Nationalsozialismus: Das Dritte Reich wurde zwar militärisch und politisch niedergelassen, doch Rechtsextremismus und Judenfeindlichkeit sind trotzdem heute noch virulent. In der beharrlichen, tatkräftigen Überzeugung der Weltschicksalsgemeinschaft, dass sie ungeachtet von Herkunft und Religion stets mehr verbindet als trennt, kann die Hydra des Dschihadismus Schritt für Schritt eingedämmt werden.

Asiem El Difraouis seiten- und inhaltsstarkes Opus – ein „Muss“ für alle, die die Absicht haben, sich mit diesem brandaktuellen Problemkreis zu beschäftigen.

Gustav Schmitz

Dina El Omari

**Koranische Geschlechterrollen in Schöpfung
und Eschatologie**
*Versuch einer historisch-literaturwissenschaftlichen
Korankommentierung*

Die islamische Theologie im Aufbruch 2

Freiburg: Herder Verlag. 2021

636 Seiten

80,00 €

ISBN 978-3-451-03376-6

2015 wurde der damalige Vorsitzende der Islamischen Religionsgemeinschaft Oberösterreich von der Zeitung Volksblatt interviewt. Darin äußerte er sich auch zur Frage der Geschlechterrollen. Er sagte, dass es zwar vor Gott eine Gleichberechtigung von Mann und Frau gebe, aber nur der Mann bei Entscheidungen das letzte Wort habe. Er begründete seine Aussage damit, dass Gott dem Mann die Hauptverantwortung für die Frau und die Familie gegeben habe, weil die Frau physisch und psychisch schwächer als der Mann sei und wegen vielerlei Gefahren männlichen Schutz brauche. Dieses Interview löste eine Welle der Empörung aus, so dass der Vorsitzende im Nachgang seine Aussagen relativierte.

Dina El Omari richtet sich in ihrer Habilitationsschrift genau gegen diese patriarchale Deutung von Geschlechterrollen, weil sie im Endeffekt nicht dem exegetischen Befund entsprechen und von einer ahistorischen Lesart des Korans ausgehen. Die Wissenschaftlerin entfaltet in ihrem Buch die These, dass im Koran eine „Bewegungsbahn“ (620) existiert, die ab der mittelmekkanischen Phase der Offenbarung zu einer immer gleichberechtigteren Stellung von Mann und Frau führt, und es schließlich in medinensischen Suren keinen Unterschied mehr zwischen den Geschlechtern gibt. Diese Bewegung veranschaulicht sie an ausgewählten Suren aus den jeweiligen Offenbarungsphasen.



Im Rekurs auf Angelika Neuwirth verortet Dina El Omari den Koran in den spätantiken Kontext, der in den letzten Jahren eine historische Umdeutung als hochgenerative Epoche erfahren hat – und nicht mehr als eine vom antiken Ideal abgefallene und damit verbunden als Untergangsgeschichte angesehen wird. Die Spätantike ist für Angelika Neuwirth – beginnend mit dem Christentum über die Entstehung des rabbinischen Judentums bis hin zur Genese des Islams – eine überaus religionsproduktive Zeit, die starke emanzipatorische Tendenzen hat, die sich in den Schriften der drei Weltreligionen (Bibel, Talmud und Koran) niederschlug. Von daher rekurriert Dina El Omari auf christliche und vor allem jüdische Kontexte, die im Koran einen Widerhall gefunden haben. Gerade in der Midrasch-Literatur zeigen sich Neuformationen von Geschlechterrollen, die im Koran weiterentwickelt werden.

Weitere Bezugspunkte sind als hermeneutische Basis der philosophische Ansatz von Paul Ricoeur, den Dina El Omari für die Exegese des Korans fruchtbar macht. Gerade seine Theorie des Spannungsbogens von Entfremdung (der historische Kontext des Korans ist nicht der der Gegenwart) und Aneignung (die Aussagen des Korans wollen noch heute existenziell einen Sitz im Leben der Menschen finden) und die Vermittlung von beidem ist für die Auslegung sehr hilfreich. Von daher greift die Autorin in ihren Exegesen auf einen Kanon von fünf anerkannten Koran-Kommentatoren aus der geschichtlichen Tradition zurück (vom 10. bis 14. Jahrhundert) und kontrastiert ihre Aussagen mit den Ergebnissen moderner literaturwissenschaftlicher Zugänge. Weiterhin rekurriert sie als hermeneutischen Schlüssel auf das Konzept der Barmherzigkeit des islamischen Theologen Mouhanad Khorchide, das als Gottes Wesenseigenschaft in der gesamten Textwelt des Korans greifbar ist und deshalb auch seine Aussagen über die Geschlechterrollen einschließt.

Dina El Omari kann in ihrer sehr detaillierten Exegese ihre These von der emanzipatorischen „Bewegungsbahn“ im Koran zu einer gleichberechtigten Stellung der Geschlechter sehr gut belegen. Gleichzeitig räumt sie mit Mythen auf, die unreflektiert in den Medien wie in salafistischen und djihadistischen Diskursen gepflegt werden, wie z.B. der stark patriarchal-sexualisierte Blick auf die sogenannten Paradiesjungfrauen (huris). Zugleich kann sie anhand historischer Beispiele zeigen, dass es in der ersten muslimischen Gemeinde in Medina Frauen gab, die selbstbewusst den Propheten kritisierten, und sich dieser daraufhin korrigierte oder diese Kritik sogar zu Offenbarungsanlässen wurde. Dina El Omari verweist auf die Diskrepanz zwischen den idealen Aussagen des Korans zur Gleichberechtigung der Geschlechter und der konkreten historischen Wirklichkeit von Frauen in einer von Männern bestimmten Welt hin. Von daher ist auch heute noch der koranische und damit göttliche Anspruch der Parität von Mann und Frau in vielen Gesellschaften nicht Realität und muss immer wieder eingefordert werden.

Dina El Omari hat in ihrer voluminösen Habilitationsschrift eine äußerst interessante Studie vorgelegt, die sehr innovativ zeigt, dass hierarchische Geschlechterrollenmuster, die eine Unterordnung der Frau unter männlicher Dominanz propagiert, nicht vom Koran gedeckt sind und deshalb nicht als gottgewollt qualifiziert werden dürfen. Ganz im Gegenteil sind Frauen und Männer vor Gott gleich. Die Autorin selbst macht darauf aufmerksam, dass dieses Buch der erste Schritt für weitere intensivere Forschungen sei. Man kann sie dahingehend nur ermuntern, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Zum Schluss noch eine kritische Anmerkung, die nicht die Autorin, sondern den Herder Verlag betrifft. Es zeigt sich immer mehr, dass selbst ein renommierter Verlag wie Herder es an Gewissenhaftigkeit im Lektorat fehlen lässt. So hätten Fehler, die während der Lektüre stark auffallen, korrigiert werden können. Der hohe Preis des Buches hätte mehr Sorgfalt zur Folge haben müssen.

Detlef Schneider-Stengel

Walter Homolka / Juni Hoppe / Daniel Krochmalnik

Der Messias kommt nicht

Abschied vom jüdischen Erlöser

Mit einem Nachwort von Magnus Striet

Freiburg: Herder Verlag, 2022

272 Seiten

24,00 €

ISBN 978-3-451-38996-2

Der Titel dieses Buches klingt zunächst sehr provokativ, ist doch die Messiaserwartung wesentlicher Bestandteil der jüdischen Religion, denn sein Kommen wird von vielen Propheten in der Bibel angekündigt. Einer der bedeutendsten jüdischen Religionsphilosophen, Maimonides (1135-1204), schreibt im 12. seiner berühmten 13 Glaubenssätze: „Ich glaube mit voller Überzeugung an das Kommen des Messias, und obgleich er noch säumt, will ich trotzdem jeglichen Tag harren, dass er kommen werde.“ Und auch im Achtzehnbittengebet (Amida) beinhaltet die 14. Bitte die Wiederherstellung Jerusalems und des Davidthrones.

Das Buch umfasst, sieht man von Vorwort und Nachwort ab, drei Beiträge von drei Wissenschaftlern, die unterschiedliche Zeiträume bearbeiten. Juni Hoppe, die die „Messiasvorstellungen im antiken Judentum“ behandelt, ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Abraham Geiger Kolleg der Universität Potsdam und führt seit 2017 das Editorial Office des Publikationsprojekts „Encyclopedia of Jewish-Christian Relations“. Daniel Krochmalnik, Professor für Jüdische Religion und Philosophie des Altertums und des Mittelalters an der Universität Potsdam, erläutert in seinem Kapitel „Der Messias im rabbinischen Judentum“ die diesbezüglichen Quellen aus Mischna, Talmud und der Liturgie. Mit seiner Abhandlung „Die Messiasvorstellungen im Judentum der Neuzeit“ ergänzt Walter Homolka die vorhergehenden Beiträge. Er ist Rabbiner und seit 2003 Rektor des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam, seit 2014 Professor für Jüdische Religionsphilosophie der Neuzeit an der „School of Jewish Theology“ an der Universität Potsdam.



Im Vorwort „Jeder Messias, der in der Gegenwart kommt, ist ein falscher Messias“ gibt Walter Homolka historische Beispiele für das Erscheinen vermeintlicher Erlösergestalten. Die Messiaserwartung drückt sich heute noch dahingehend aus, dass, wenn die Bedrängnis für das jüdische Volk besonders groß ist, man sagt, der Messias wird bald kommen. Die Aufgabe des Messias besteht darin, das Volk Israel aus seinem Leid zu erlösen. Eine Erlösergestalt sah man im Laufe der Geschichte in verschiedenen Personen, so z. B. in Simon Bar Kochba, dessen Befreiungskampf gegen die Römer aber 135 n. Z. mit einer Niederlage endete, in Sabbatai Zwi (1626-1676) aus Smyrna, der sich selbst als Messias sah, und in jüngster Zeit wurde dem Lubawitscher Rebbe Menachem Mendel Schneerson (1902-1994) von seinen Anhängern, die aus dem ultraorthodoxen Chabad-Chassidismus stammen, nachgesagt, dass er als Messias in Frage komme. Walter Homolka geht es darum, anhand der jüdischen Geistesgeschichte darzulegen, was zu einer „Umdeutung und Neugewichtung des Messianismus“ im Judentum geführt hat.

In ihrem Beitrag über die Messiasvorstellungen im antiken Judentum erläutert Juni Hoppe, dass es in der jüdischen Tradition viele verschiedene „Messiasse“ mit unterschiedlichen Merkmalen und Auswirkungen gegeben habe. Für die einen sollte der Messias ein Erlöser sein, für die anderen ein mächtiger Herrscher. Anhand der von ihr vorgestellten Auszüge aus den Büchern Samuel, Könige, Psalmen und Jesaja vertritt sie die Auffassung, dass der „Māschîah“ (Gesalbter) in der Hebräischen Bibel keine Einzelperson, sondern eine Bezeichnung ist, die auf verschiedene Rollen und Personen anwendbar ist. Auch sei das Wort „Māschîah“ kein einheitlicher Terminus, der in nur wenigen Texten der Bibel auftaucht und dort unterschiedlich gebraucht wird. Nie bezeichne – im Gegensatz zum Christentum – der Māschîah in der Bibel eine eschatologische Figur. Jedoch muss hier angemerkt werden, dass es bezüglich der Messiasgestalt eine Vielfalt an Auslegungen gibt. Eschatologisch ist allerdings die Erwartung der zwei „Messiasse“ in der Gemeinde von Qumran. Der Gesalbte Aarons als Hohepriester steht dort dem Gesalbten Israels als Herrscher gegenüber. In ihrem Fazit macht sie deutlich, dass es aber ansonsten im antiken Judentum die eine Messiasvorstellung nicht gab.

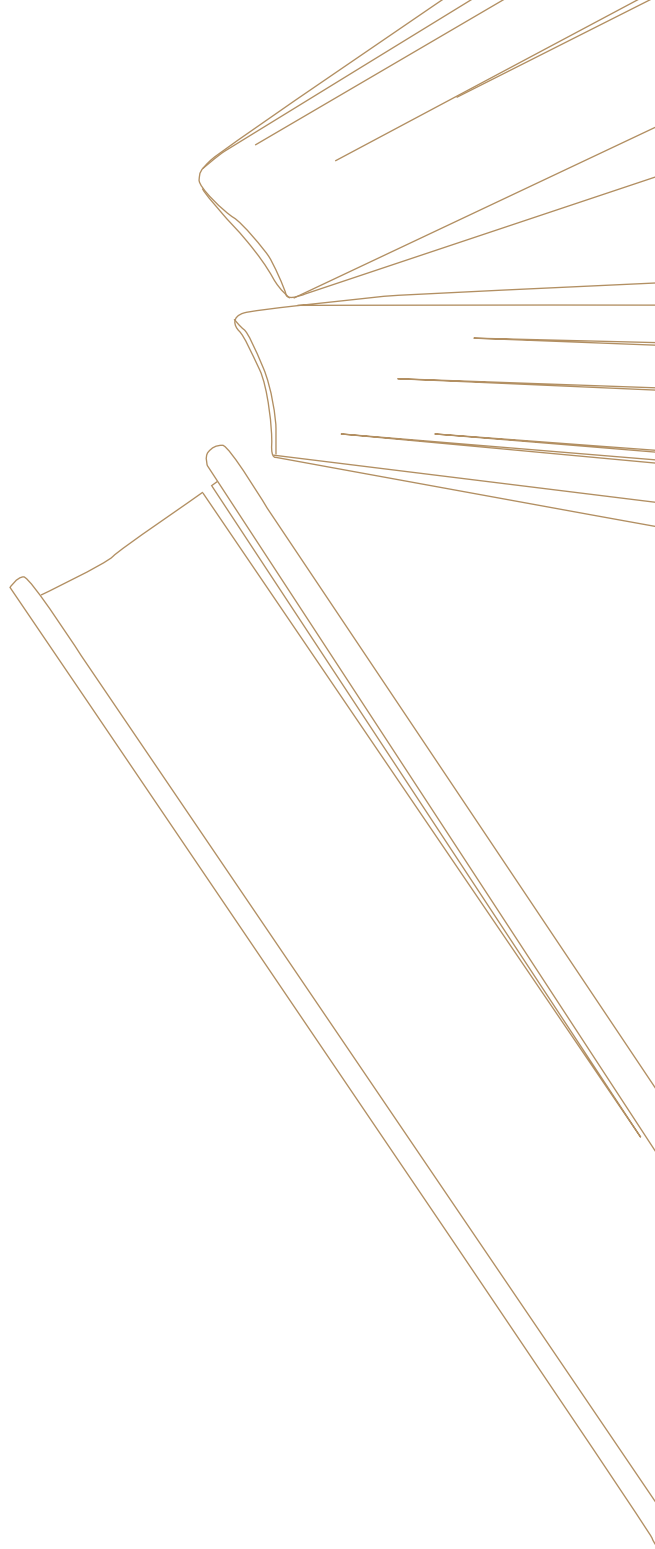
Von Daniel Krochmalnik wird im zweiten Kapitel „Der Messias im rabbinischen Judentum“ vorgestellt, sowie die verschiedenen Formen der „Messiashoffnung“ in Mischna, Talmud, in den Gebeten und der Liturgie. Als maßgeblich für das Messiasbild der Rabbinen sieht er einerseits die bekannte Vision des Propheten Jesaja (Jes. 11,1-6), einige Psalmen und die Psalmen Salomons. Der Autor führt jedoch an, dass es in der rabbinischen Literatur kaum eine Aussage über den Messias gibt, zu der es nicht ein „Andererseits“ gäbe. In der Bibel wird nur an 38 Stellen der Messias erwähnt, im Talmud, der 63 Traktate besitzt, gibt es keinen einzigen über den Messias, nur einzelne Äußerungen. Allerdings behandeln die „Messianischen Blätter (96b – 99a)“ des Traktates „Sanhedrin“ des Babylonischen Talmuds die Frage, wann mit dem Kommen des Messias zu rechnen sei und wovon das Kommen abhängen. Zu den vielen Fragen, die den Messias betreffen, gibt es auch eine Vielzahl an Antworten. Der Verfasser schließt daraus, dass der Talmud den Glauben an den Messias und an die Messianische Zeit freistellt. Er kommt zur Erkenntnis, dass die Messiasvorstellung im Judentum offen, manchmal widersprüchlich und vor allem nicht verbindlich festgelegt sei.

Im dritten Kapitel „Die Messiasvorstellungen im Judentum der Neuzeit“ geht Walter Homolka der Frage nach, welche Rolle die Messiasvorstellung im heutigen, zeitgenössischen Judentum noch spielt. Gibt es ein „zentrales Deutungsmuster“, in welchem das „Erlösungshandeln Gottes“ sichtbar wird, oder ist sie ein „Relikt an der Peripherie“, das in den letzten Jahren einem Bedeutungswandel unterworfen war. Beginnend mit Maimonides (1135-1204), der in seiner rationalen Vorstellung vom Messias die Wiederherstellung des Reiches David erwartet, schildert er u.a. die Messiasvorstellung der Kabbala. Für Sabbatai Zwi (1626-1676) und seine Anhänger war die Erlösung und das Kommen des Messias nur durch die Ausradierung der alten Welt möglich, wohingegen seit den Anfängen der Haskala (Aufklärung) der Messias eine allgemeine Entpersonalisierung erfuhr. Der Autor erläutert, wie aus der Hoffnung auf den Messias die Idee des Messianismus bzw. einer messianischen Zeit entsteht. Das überkommene Messiasbild – der mystische Messias – wich der Utopie einer messianischen Zeit. Als Meilensteine der Reformbewegung sieht er die Rabbinerkonferenzen zwischen 1843-1885 in Braunschweig, Frankfurt/Main, Breslau, Philadelphia und Pittsburgh, die neue Maßstäbe für ein zeitgemäßes Judentum setzten. Diese „neuen Ansichten“ wurden jedoch von Seiten der Orthodoxie vehement abgelehnt, weil es sich unbedingt gezieme, an das Kommen des Messias zu glauben, denn die Tora würde gebieten, dass man den Worten der Propheten glaube. Am Ende des Kapitels werden weitere Messiaskonzepte von Religionsphilosophen und von Religionssoziologen vorgestellt, wie z. B. von Martin Buber (1878-1965), der in der Begeisterung für den Zionismus einen Beweis sah, dass der Messianismus im Judentum fest verankert sei, und von Schalom Ben Chorin (1913-1999), der von einer „messianischen Idee“ spricht, die im Gegensatz zum Christentum von einer kollektivistischen Erlösung ausgeht und nicht von einer individuellen. Das Resümee von Walter Homolka lautet, dass in der heutigen Zeit die personale Messiashoffnung nicht mehr allgemein vorauszusetzen sei. Im Zentrum stünde die Erwartung einer messianischen Zeit.

Im Nachwort „Am Messias scheiden sich die Geister – christliche Reflexionen“ macht Markus Striet, Professor für Fundamentaltheologie und Philosophische Anthropologie an der Universität Freiburg, die Unterschiede zwischen der jüdischen und der christlichen Messiaserwartung nochmals deutlich. Er stellt fest, dass der jüdische Religionskontext eine „deutlich höhere Flexibilität“ habe, mit der Messiasvorstellung umzugehen. Er merkt an, dass das vorliegende Buch keine Brücke zwischen Judentum und Christentum bauen kann, jedoch „im Respekt vor der Differenz und in kritischer Auseinandersetzung“ die „Gemeinschaft gerade gestärkt“ werde. Kann man aber angesichts der starken Pluralität im Judentum von der einen Messiasvorstellung sprechen? Viele, gerade orthodoxe Juden warten auf das Kommen des Messias und sie bekräftigen diese Hoffnung am Ende des Morgengebetes. Wer hat Recht? Eine kluge Antwort über das Kommen des Messias wird von Eugene B. Borowitz (1924-2016), einem Religionsphilosophen aus dem Reformjudentum, angeführt: „Die Juden werden wissen, wer der Messias ist, sobald sie ihn sehen. Solange die Sündhaftigkeit nicht aufhört und das Wohlbefinden nicht überwiegt, wissen die Juden, dass der Messias nicht gekommen ist.“

Das Buch ist absolut lesenswert, zeigt es doch, dass scheinbar gewisse Glaubensinhalte im Laufe der Zeit einem Bedeutungswandel unterworfen werden können.

Ulrike-Rebekka Nieten



Impressum

Autorinnen und Autoren

Bonimeier, Dr. Manuel / Traunstein

Belz, Dr. Martin / Wiesbaden

Brüggenthies OSB, Sr. Dr. Raphaela / Rüdesheim

Claret, Dr. Bernd J. / Dittelsheim-Heßloch

Drescher, Dr. Johannes / Offenbach

Fuchs, Dr. Gotthard / Wiesbaden

Franz, Dr. Thomas / Würzburg-Berlin

Gruber, Prof. Dr. Margareta / Vallendar

Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten

Hartmann, Dr. Stephanie / Limburg

Hailer, Prof. Dr. Martin / Heidelberg

Heidrich, Dr. Christian / Nußloch

Hochschild, Prof. Dr. Michael / Paris

Holschbach, Hubertus / Bad Homburg

Holzbeck, Dr. Thomas / Ingelheim

Horntrich, Dr. Georg / Oberursel

Kern, Dr. Bruno / Mainz

Klug, Thorsten / Wiesbaden

Klinger, Dr. Bernhard / Passau

Körlings, Heribert / Herzogenrath

Kowalski, Prof. Dr. Beate / Dortmund

Krienke, Prof. Dr. Markus / Mailand

Lechtenböhmer, Silke / Limburg

Lindner, Sebastian / Frankfurt

Löser SJ, Prof. Dr. Werner / Frankfurt

Mairinger, Katharina / Nagold

Menges, Thomas / Limburg

Mertesacker, Jakob / Frankfurt

Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach

Nagel, Günter / Giesen

Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen

Nieten, Dr. Ulrike-Rebekka / Berlin

Nordhofen, Dr. Susanne / Heldenbergen

Paeßens, Jutta / Fürstenau

Pappert, Claudia / Wiesbaden

Paprotny, Dr. Thorsten / Hannover

Reis, Dr. Marie-Luise / Lahnstein

Rheinbay, Prof. Dr. Paul / Vallendar

Ring, Jochen / Bonn

Rüttenauer, Prof. Dr. Alban / Vallendar

Schmidt, Prof. Dr. Bernward / Frankfurt

Schmiz, Dr. Gustav / Eppstein-Bremtal

Schneider-Stengel, Dr. Detlef / Essen

Scholz, Dr. Stefan / Frankfurt

Schüller, Dr. Alexander / Aachen

Schweitzer, Ivonne / Oberursel

Sommer, Dr. Hartmut / Bad Honnef

Valentin, Prof. Dr. Joachim / Frankfurt

Vörckel, Dr. Karl / Grünberg

Wagner, Clemens Hermann / Freiburg

Wagner, Dr. Thomas / Frankfurt

Werner, Matthias / Limburg

EULENFISCH Literatur 2/2022

Herausgeber

Ralf Stammberger

Chefredakteur

Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion

Thomas Menges

Korrektorat

Alexandra Reißmann

Verlagsassistentz

Yvonne Wecker

Verlag

Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de

Gestaltung

Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift

Bischöfliches Ordinariat Limburg
Dezernat Schule und Bildung
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN

978-3-944142-67-8

ISSN

2199-7020

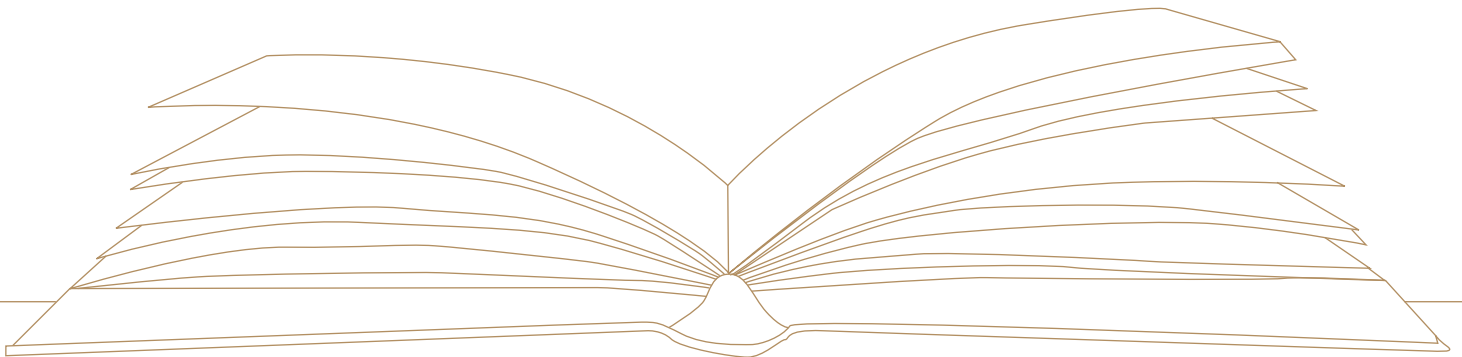
Ausgabe 28 (2_2022) 15. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

© Verlag des Bischöflichen Ordinariats,
Limburg/Lahn 2022



Zu lesen unter

literatur.eulenfisch.de



Bistum Limburg



ISBN 978-3-944142-67-8